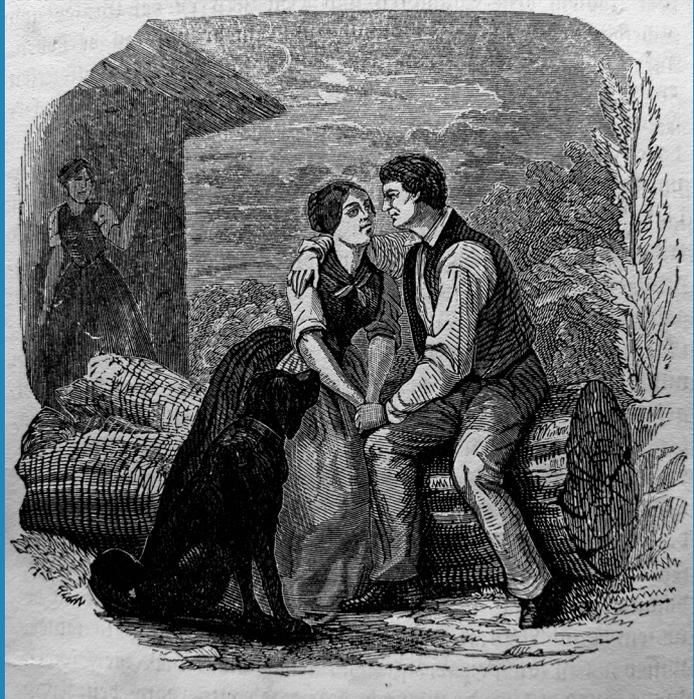


Alfred Hartmann

Kiltabend-Geschichten



Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Jesko Reiling
in Zusammenarbeit mit Eveline Wermelinger



Schweizer Texte
Neue Folge

Herausgegeben von
Corinna Jäger-Trees (Bern)
Dominik Müller (Genf)
Mireille Schnyder (Zürich)
Hellmut Thomke (Bern)
Peter Utz (Lausanne)
Christian von Zimmermann (Bern)

Band 58

Alfred Hartmann

Kiltabend-Geschichten

Herausgegeben und mit einem Nachwort von
Jesko Reiling in Zusammenarbeit mit Eveline Wermelinger

CHRONOS

Die Veröffentlichung dieses Buches wurde von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften unterstützt.



Informationen zum Verlagsprogramm
www.chronos-verlag.ch

Umschlagbild: Liseli und Seppli, aus «Karlidürsen Joggi's Liseli»,
siehe S. 33. Holzschnitt von Friedrich Walthard (1818–1870).

© 2021 Chronos Verlag, Zürich
ISBN 978-3-0340-1601-8
E-Book (Pdf): DOI 10.33057/chronos.1601

Inhalt

Kiltabend-Geschichten	7
Erstes Bändchen	7
Zweites Bändchen	171
Editorischer Bericht	341
Dank	346
Stellenkommentar	347
Nachwort	377

Kiltabend-Geschichten

von
Alfred Hartmann.

Erstes Bändchen.

Mit 45 Illustrationen
von
F. Walthard.

Bern. 1853.
Verlag von Jent & Reinert.
(Platzfirma: Jent u. Gaßmann.)

Vorwort

In unsern Kalksteinbrüchen am Jura sieht ein gewöhnliches Auge nichts als Blöcke, aus welchen Brunnenschalen, Stundenweiser, Thürpfosten und ähnliche zur Nothdurft des Lebens gehörige Gegenstände verfertigt werden. Vor dem Auge des Geologen erschließt sich aber eine ganz andere Welt. Hier winkt ihm ein Ammonshorn; dort entdeckt er eine urweltliche Schildkröte; unter ästigen Korallen findet er den zierlich gerippten Seeigel; in jedem Blocke liegt Schnecke an Schnecke, drängt sich Muschel an Muschel.

So ist's mit unsrem Volksleben. Wo der Eine nichts als Erdäpfelsäcke und Düngerhaufen zu schauen vermag, zwischen denen zweibeinige Dresch-, Pflug- und Säemaschinen sich bewegen, da sieht ein Anderer Geschichten sich abspinnen, nicht minder romantisch, rührend, schreck- oder spaßhaft, als je auf den Burgen geschahen, die jetzt aus ihren hohlen Fenstern auf das Thal und seine Dörfer hernieder schauen. Man muß nur den rechten Blick dafür haben.

Der Boden, auf welchem die vorliegenden sogenannten «Dorfgeschichten» gewachsen sind, ist der sonnige Südabhang des Juragebirges. Diese Seppli und Dursli, diese Liseli und Babeli, gehören alle der Flora des Jura an. Sie wurzeln in warmem lockerem Kalkgrund, während Jeremias Gotthelf's Hansjoggeli, Annebäbi, Mädi und Uli nur auf jenem zähen, aber fruchtbaren Lettenboden vorkommen, der sich um die Molassenhügel des «Bernbiets» abgelagert hat und welcher das Lebenselement des Bernerbauern ist.

Einige dieser hier gesammelten «Kiltabendgeschichten» sind zur Zeit im Stuttgarter Morgenblatt erschienen; andere in dem vom landwirthschaftlichen Verein des Kantons Solothurn herausgegebenen «neuen Bauern-Kalender». Etliche wurden vollständig umgearbeitet. Karlidürsen Joggi's Liseli ist neu und erscheint hier zum erstenmal.

Solothurn im August 1852.

Der Verfasser.

Inhalt

Karlidürsen Joggi's Liseli. (Mit 7 Holzschnitten)

Der Heuet auf dem Nesselhof. (Mit 4 Holzschnitten)

Der Erdäpfelteufel. (Mit 5 Holzschnitten)

Schweizerisches Soldatenleben. (Mit 6 Holzschnitten)

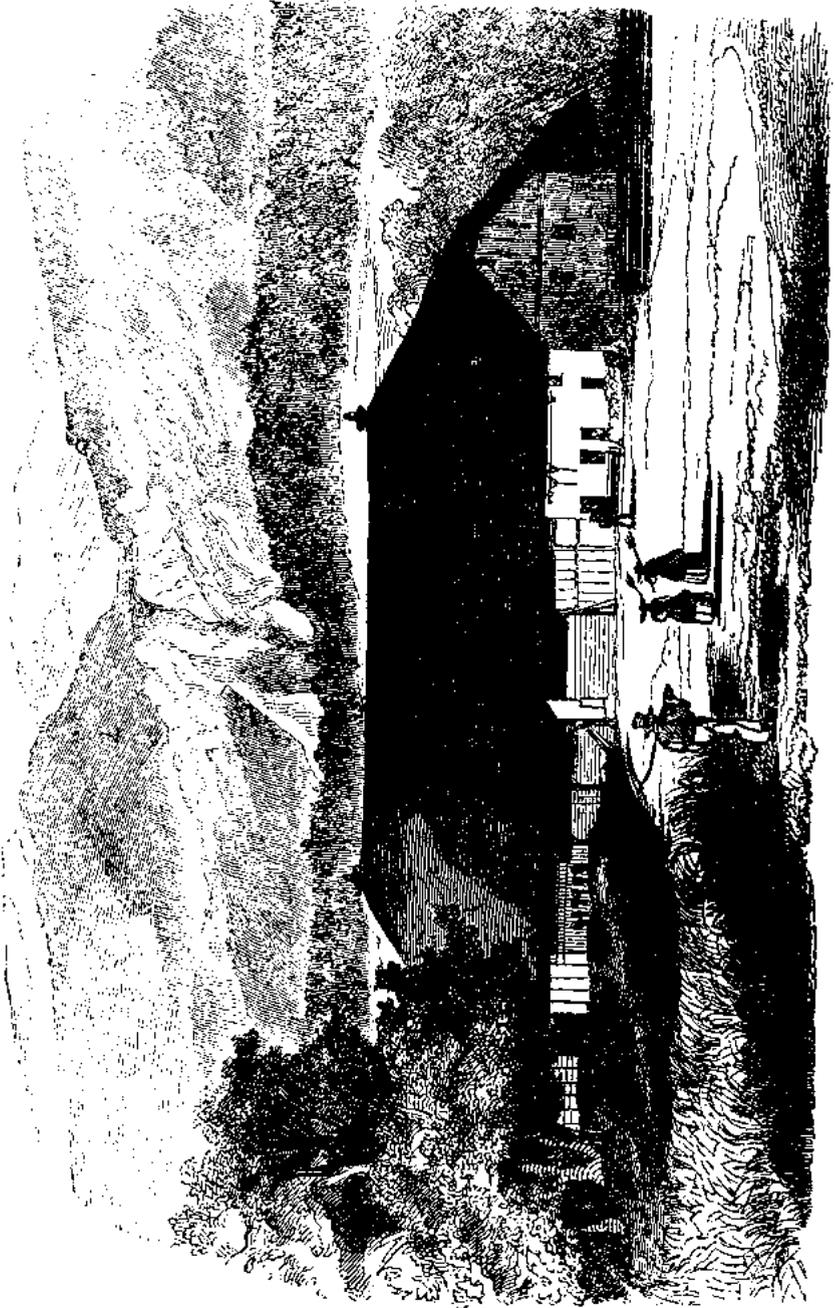
Dursli, der Auswanderer. (Mit 15 Holzschnitten)

Der Heimathlose. (Mit 8 Holzschnitten)

Karlidürsen Joggi's Liseli*.

Siehst du dort den blauen Leberberg? Siehst du die steilen waldbekrönten Felsen, vergoldet vom Widerschein der Abendsonne? Steil und zackigt erheben sich ihre wild zerklüfteten Gipfel, aber an ihrem Fuße siehst du Felder und Matten in sanfter Abdachung gegen Mittag sich neigen. Dort steht ein stattliches Bauernhaus unter dem Schirm eines weit hervorragenden Strohdaches und umgeben von einer zahlreichen Leibwache von Birn-, Apfel- und Nußbäumen. Der Eigenthümer dieses Hauses heißt Karlidürsen Joggi und ist unter dem Namen des Bauers an der Sommerhalde in der Gegend wohl bekannt. Nicht jedermann weiß, was es heißt, ein Bauer sein. Ein Bauer ist nicht etwa jeder, der mit einer Mistgabel herumstolpert oder mit einem Dreschflegel dreinschlägt, nicht jeder, der ein Paar Ziegen an den Hecken weidet oder etwa ein Kühlein von Brienz, welches sich ungefähr so zu einer ächten Freiburgerin oder Erlenbacherin verhält, wie ein halbverhungertes Bettlerschlämpli zu einer Staatsdame, die drei gestärkte Unterröcke umgebunden hat. Nein! Was ein Bauer heißen will, hat seine vier Pferde und seine acht bis zwölf Milchkühe im Stall und bringt Jahr für Jahr seine viertausend Garben unter Dach. Was ein Bauer heißt, schaut mit nicht minderem Selbstgefühl auf einen Tauner oder Geißbauer oder etwa auf so ein hungriges Schreiberlein aus der Stadt hinunter, als ein Kammerherr mit goldenem Schlüssel und sechszehn Ahnen auf gemeines, unbestertes und unbeahntes Volk. Dem Bauer an der Sommerhalde wird es also niemand verdenken, daß er das Liseli, sein einziges Kind, nicht dem ersten Besten, der Kühfladen an den Hosen herumtrug, an den Kopf warf, sondern es gleichsam wie seinen Augapfel hütete. Eben so wenig wird man sich aber darüber wundern, daß sämtliche junge Bursche von sieben Dörfern in der Runde sehnsüchtige Blicke auf Liseli warfen, auf Liseli mit dem goldigen Haar und den blauen Schelmenaugen, auf Liseli mit dem tannenschlanken Wuchs und der hellen Glockenstimme, auf Karlidürsen Joggi's Liseli, die einstige Erbin der Sommerhalde. Schon mehr als einer der kecksten hatte es in hellen und finstern Nächten probiren wollen, an Liselis Fenster zu klopfen. Solchen Spaß verstand aber der Ringgi mit dem nägelbeschlagenen Halsband und dem Haifischgebiß, der nahezu so groß war, wie ein vierzehntägiges Kalb, keineswegs, sondern hielt so gute Wache, daß der verwegenste Kiltbube den

* Karli ist des Urgroßvaters, Dürs des Großvaters, Joggi des Vaters Name.



Versuch nicht zum zweitenmal wagte: – worin der vierbeinige Wächter von seinem Meister, dessen weiße Nachtmütze dann bei der Spalte eines Fensterladens sichtbar wurde, durch ein nachdrückliches «gs! gs! pack den Schelmen!» unterstützt und aufgemuntert ward.



Liseli hatte längst keine Mutter mehr; sie war ihm schon im Kindbett gestorben. Dagegen besaß es eine Base, die in der Stadt wohnte, ein Ellenwarengeschäft betrieb und Frau Lämmli hieß. Base Lämmli war, was man eine «rangschirte Frau» heißt, und hielt Zucht und Ordnung in ihrem Hause. Deßhalb wußte der Sommerhaldenbauer nicht viel dagegen einzuwenden, wenn Liseli von Zeit zu Zeit zur Base in der Stadt auf Besuch ging.

Es war an einem Sonntag Nachmittag zwischen Ostern und Pfingsten. Dieß ist eine Zeit, welche den Einen deßhalb besonders wohlgefällt, weil dann die Vögel am schönsten pfeifen und die Tulipanen und Pfingstrosen am schönsten blühen, den Andern aber, deren Heustöcke heruntergefüttert sind, weil es dann wieder frisches Gras gibt. Da kam den holperigen Weg daher, der zur Sommerhalde hinaufführt, ein Fuhrwerk gefahren, wie es die Krämer gebrauchen, welche die Jahrmärkte besuchen und das allfällig auch noch für einen Pfarrer auf dem Lande dienlich gewesen wäre. Vor dem Fuhrwerk keuchte ein bejahrter, einäugiger Schimmel und drinnen saßen zwei Weibsleute, von denen die dickere Leitseil und Peitsche führte. Das war die Base Lämmli, welche das Liseli aus der Stadt wieder nach Hause brachte.

Leichtfüßig sprang die Junge aus dem grasgrünen Rumpelkasten; bei der Aeltern hielt es schon schwerer. «Der Vetter Jakob solle doch ein wenig helfen. Beim Pferd brauche sich das halten nicht; dem Schimmel und dem Lämmli seien die Mucken schon längst vergangen; man wisse nicht, welcher jetzt der freinere Tscholi sei.»

«Eh nu so de, Gottwilche bin-is!» – erwiderte Karlidürsen Joggi den Gruß und nahm die Base in den Arm ungefähr so, wie man einen Sack Erdäpfel anfaßt, wenn man ihn «zgstötzlige herumlüpfen»* will. «Aber, mi thüri Gott Seel, ihr werdet alle Jahre wie töller** und wie hübscher, Base. Ich denke, das nächste Mal wird man euch mit der Wagenwinde aus dem Fuhrwerk lüpfen

* aufrecht von der Stelle heben.

** «toll» – stattlich.



müssen.» Was wahr ist, bleibt wahr. Base Lämmli war eine Schönheit, welche in die Augen und in's Gewicht fiel. Zudem, daß sie etwas zu zwei Centnern wog, hatte sie ein Paar Backen, man hätte Schwefelhölzer daran anzünden und Haselnüsse darauf aufklopfen können; sie trug einen Tschoppen von meergrünem Seidenzeug nebst dito Fürtuch, einen Vorstecker von kirschrothem Sammet, wozu sie beiläufig gesagt wenigstens eine Elle Stoff hatte verwenden müssen, und darüber eine goldene Kette, woran eine goldene Uhr hing. «Mi thüri Gott Seel! setzte Joggi bei, wäre mir der Lämmli nicht im Weg und hätte die Sommerhalde in euerm Kramladen Platz oder könntet ihr hier draußen feil haben, ich weiß nicht, was närrsch's ich in meinen alten Tagen noch anfangen würde.»

«Ihr beliebt zu spaßen, lachte die Base, indem sie dem Bauer die Hand schüttelte. Schaut einmal da das Liseli an, das gibt noch eine viel hübschere als ich.» Und wirklich hätte vielleicht der Eine oder Andere dem Liseli noch den

Vorzug vor der Base Lämmli gegeben. Es wog zwar noch lange keine zwei Centner, sondern kaum viel mehr als einen. Auch war keine Wagenwinde nöthig, es zu Base Lämmli's Rumpelkasten herauszuheben, sondern es hüpfte so leichtfüßig herunter, als ein Eichhörnchen von einem Haselnußstrauch. Darum aber war es nicht destominder appetitlich anzuschauen in seinem kornblumenblauen faltigen Jüpplein, in dem gleichfarbigen enganliegenden Tschoppen, dem schwarzen Vorstecker von schwerer Seide, eingefast von zwei Reihen blanker silberner Haften, und in dem netten Häubchen mit den flatternden himmelblauen Bändern. Obschon Base Lämmli dem persönlichen Geschmack des Sommerhaldenbauers vielleicht besser zusagte, so warf er nichtsdestoweniger einen Blick auf sein «Meitschi», der deutlich aussprach, er finde selber, er brauche sich dessen nicht zu schämen.

Draußen war es nicht zu warm und nicht zu kalt und es wehte ein ebenrechtes laues Lüftchen, und die Apfel- und Birnbäume an der Sommerhalde waren im schönsten Blust, und die Vögel sangen, daß es eine helle Freude war. Deßungeachtet nöthigte Karlidürsen Joggi die Base in die Stube hinein. Dem Bauer fehlt es nicht an Gelegenheit, draußen an der Luft zu sein und auf das Pfeifen der Vögel zu horchen und zu schauen, wie das Blust ab den Bäumen schneit, wenn er von früh bis spät mäht, oder hackt, oder zu Acker treibt. Auch versteht er sich nicht besonders auf das, was man in der Stadt die schöne Natur heißt. Deßhalb geht er, wenn er sich's will wohl sein lassen, lieber in die Stube hinein; und hat er einen Gast, dem er Ehre anthun will, so darf sich derselbe nicht etwa draußen unter einem Schattenbaum in's Gras ausstrecken, sondern muß gleichfalls in die Stube auf die schmale hölzerne Bank zwischen Tisch und Wand. Zudem sind auf den rechten Bauerhöfen die Schattenbäume nicht da, daß man darunter faullenzen könne, sondern sie stehen um den Mist herum, damit die Sonne denselben nicht verbrenne. Das Lungli, des Sommerhaldenbauers Meistermagd, hatte also drinnen Alles zum Empfang der Base vorbereitet. Auf dem Tisch war ein schönes weißes Tuch mit eingewirkten rothen Streifen ausgebreitet; auch die weißen Teller, mit schönen blauen und gelben Kränzen und frommen Sprüchen bemalt, und die «Chacheli», die beidseits ihre farbigen Ohren hinausstreckten, so bequem wenn man zweihändig daraus trinken will, waren bereits an Ort und Stelle, und daneben ganz neu verzinnte runde Blechlöffel und blanke Messer mit weißen, rothverzierten beinernen Griffen. Mitten auf dem Tisch zeigte sich ein mächtiges Stück Käse mit großen, tiefenden Augen; daneben goldgelber Grasanken und Honigwaben, aber auserlesene, deren Wachs noch fast weiß war, und aus denen es trof, wie

durchsichtiges Gold. Lungi hatte selbst die Zuckerbüchse nicht vergessen, die sonst niemals aus dem Kasten genommen wurde, als wenn Besuch aus der Stadt da war. «Aber nei!» rief die Base aus, als sie zwischen Tisch und Wand geklemmt endlich den Athem wieder gefunden hatte und die Kaffeekanne mit dem glizernden Helme von Messingblech, dem keckherausfordernden langen Schnabel und den drei breitgespreizten Beinen vor sich stehen sah und daneben den Rahmtopf als würdigen Gespan. «Was doch dem Vetter Jakob einfalle, ihretwegen so viel Umstände und Complimente zu machen?» «Ein grober Bauer von seinem Schlag verstehe es nicht, auf solche Redensarten die anständige Antwort zu geben; die Base solle deßhalb seine Grobheit für eine Höflichkeit annehmen, erwiederte Joggi. Justement könnte das Liseli für ihn das Maul brauchen; es sei in einer guten Schule gewesen, und werde jetzt wohl wissen, wie es bei den Stadtleuten Mode sei, die Worte zu setzen.» «Der Vetter beliebe zu vexieren! Aber schade sei es in der That, daß das Meitschi nicht länger habe bei ihr bleiben dürfen, meinte die Base. Es habe zwar die besten Anlagen; aber in vierzehn Tagen lasse sich nicht alles zwängen. Wie man öppe durch die Gassen gehe, ohne an alle Fenster hinauf zu gaffen, – wie man öppe auf eine anständige Weise die Jüppe halte, wenn man durch den Pflotsch gehen müsse, und wie man öppe in der Kirche das Schnupftuch halten solle, damit alle vier Zopfen schön gleich herabhängen; das hätte Liseli zwar bald begriffen. Aber ein Parisöli habe es auch beim heißesten Sonnenschein partu nicht tragen wollen. Die andern Töchter hätten sich allemal fast geschämt mit ihm zu gehen. Denn in der Stadt trage Alles Parisöli, was auch nur halbwegs etwas Rechtes sei, von wegen dem Teint.» «Daß es gut recht daran gethan, lachte Joggi. Bei Bauerntöchtern hat es sich weder zu dengelen noch zu parisölen, die müssen schon den Sonnenschein erleiden können im Heuet und in der Erndt.» «Das werde doch sein Ernst nicht sein, entsetzte sich Frau Lämmli, das Meitschi mit Knechten und Mägden auf's Feld schicken zu wollen? Es solle lieber noch ein Paar Wochen zu ihr in die Stadt kommen; sie wolle ihm dann einen Studenten für das Französische und einen Studenten für das Klavierspielen halten.» Hierauf gab jedoch der Bauer den trockenen Schlußbescheid: «Liseli solle lernen gut zu den Säuen lügen; das trage mehr ab und schicke sich auch besser für Karlidürsen Joggi's Tochter. Bekomme sie einmal einen Mann, wie er ihr einen wünsche, so werde der ihr mehr darauf halten, als auf dem Wälschparlen und dem Klavierlen.»

Es war ein Glück zu nennen, daß der Tisch nicht im Boden festgerammt war, sonst hätte man den Zimmermann holen müssen; denn Lungi schenkte



der Base so fleißig ein und nöthigte sie mit so wirksamer Beredsamkeit zum Essen und Trinken, und der Grasanken, das frische Roggenbrod, der fette Emmenthalerkäse und der Wabenhonig waren so appetitlich, daß Frau Lämmli's von Natur schon ziemlich ansehnliche Postur augenscheinlich dicker und dicker und der Platz zwischen Tisch und Wand enger und enger wurden. «Etwas Luft würde ihr wohlthun», meinte die Base, den Schweiß vom Gesichte wischend. «So wollten sie einen Gang durch die Ställe machen», schlug Joggi vor. Dieser Vorschlag kam der Base zwar nicht ganz gelegen wegen ihren saubern weißen Strümpfen und Zeugschuhen. Sie verstehe sich besser auf Schakona und Merino als auf Füllimähren und Färlimooren, meinte sie.

Aber zu sehr durfte sie dem Vetter doch nicht Widerreden, denn sie hatte heute noch ihre besondern Absichten mit ihm. Drum faßte sie in Gottesnamen das Herz in die eine und die Jüppe in die andere Hand und folgte dem Sommerhaldenbauer, dem es allemal bis in den großen Zehen hinunter wohl that, wenn er mit einem guten Freunde seine Ställe, seinen eigentlichen Bauernstolz, durchmustern konnte. «He, Base, ist das nicht ein Euter, wie eine Melchter? Solche werdet ihr noch nicht dick gesehen haben.» – Aber die Base hielt sich möglichst an der hintern Wand, da bekanntlich die Kühe nicht in die Pension geschickt werden können, um gute Manieren zu lernen und sich deßhalb zu Zeiten gar zu ungenirt betragen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob jemand mit einem seidenen Fürtuch hinter ihnen stehe oder nicht. «Was meint ihr Base, fuhr Joggi fort, ohne sich irre machen zu lassen, – ist euch schon ein Rothschäck vorgekommen, der sich besser füllt? Und wie hoffährtig der Schwarzblösch dort den Stiel nicht trägt!» – Unter diesen und ähnlichen kurzweiligen Bemerkungen war man bis ganz hinten in den Stall gekommen, wo die Kälber angebunden sind. «Jetzunder, Base, was sagt ihr zu diesem Thierlein? und erst vier Wochen alt! Da müßt ihr aber selber greifen, Base, sonst habt ihr keinen Begriff.» Mit diesen Worten langte Joggi nach Frau Lämmli's Arm, um ihr die Hand zu führen, damit sie sich doch selber von der Vortrefflichkeit seiner Manier, Kälber zu mästen, überzeuge. Aber mit dem Schreckensruf «Pfitusig!» zog die Base den Arm mit dem schönen weißen Spitzenmanschettchen zurück und retirierte möglichst schnell der Stallthüre zu. Aergerlich, daß sein Bestes so mißachtet wurde, trampete ihr der Bauer nach: «Er merke wohl, die Base halte ihm auf dem Allem keinen Pfifferling; er hätte bedenken sollen, daß man Stadtleute nicht in den Stall führen dürfe; das schmöcke nicht wohl und sei gar unproper. Es sei höchstens gut genug, daß so ein grober Bauer seine Freude daran haben möge.»

Während der Vater mit der Base die Stallvisite machte, ging Liseli zu sehen, was im Garten seine Mayen lebten. Das war eine so helle Pracht, wie Alles grünte und blühte, daß das Meitschi darob aus Lust und Freude die Hände zusammenschlug. Von den gelben und rothen Tulipanen hüpfte es zu den duftenden Pfingstnelken, vom Schneeballenstrauch zu den Rosenstöcken, wo bereits da und dort ein zartes rothes Knöspchen seine grüne Hülle gesprengt hatte. Und Baselnägeli und Reseda, welche es vor seiner Abreise nach der Stadt gesäet? Das kroch bürstendick und grün wie Schnittlauch zum Boden heraus. Hat aber auch das Lungli nicht vergessen die Dahlienwurzeln zu rechter Zeit zu setzen? Schau, sie sind schon fingerslang gewachsen. «Das hast du

gut gemacht, Lungi! Dafür habe ich dir aber auch aus der Stadt einen Kram gebracht.» Und unter der Schürze hervor zog Liseli ein seidenes Tuch, wie sie die hoffärtigen Bauernjungfern über die Ohren zu binden pflegen. Das stehe ihm gewiß gut zu seinen rothen Backen. «Das wolle es bigost meinen, rief das erfreute Lungi. Roth, blau und gelb gehe b'sunderbar gut zu seinem Gesicht.» Liseli mußte ihm das Tuch sogleich umbinden und unter dem Kinn etwas auf der linken Seite eine schöne große Masche machen. «Was hast da am Finger für ein goldenes Ringlein?» Aber Liseli fuhr rasch mit der Hand unter das Fürtuch und wurde feuerroth. «Darfst es mir wohl sagen, wenn du einen Schatz hast.» «Ach was! Das hat mir die Base geschenkt», gab Liseli zum Bescheid und lief auf und davon hinter das Haus. «Es müsse doch nachsehen, was sein weißes Tschuphuhn mache.» – «Lauf nur! Dir steckt ein Tschuphuhn aus der Stadt im Gringli. Aber sagst du mir nichts, so sag ich dir auch nichts.» Und brummend verfügte sich Lungi wieder in die Küche.

Unterdessen hatte sich Base Lämmli von dem Schrecken wieder erholt, der über sie gekommen war, als sie das vierwöchige Milchkalb hätte greifen sollen. Es war ihr sogar fast leid, nicht gegriffen zu haben, ungeachtet der weißen Spitzenmanschetli. «Der Vetter Jakob solle es ihr ja doch nicht nachtragen, daß sie im Stall so dumm gemacht habe. Sie sei eben nur ein einfältiges Weibsbild, und in der Stadt lerne man nicht mit der Viehwaare umgehen; wenn sie aber mehr um den Vetter Jakob gewesen wäre, so würde sie sich gewiß viel besser darauf verstehen. Da stecke eben der Fehler, daß man sich zu wenig sehe, trotz aller nahen Verwandtschaft und guten Freundschaft. Es werde aber hoffentlich schon noch besser kommen. Sie hätte übrigens noch etwas Wichtiges mit dem Vetter zu reden, und wenn der Vetter nichts dagegen habe, so wolle sie von der Gelegenheit profitieren, dieweil man allein und ungestört sei.» «Nur losgedrückt», meinte Joggi. «Der Vetter wisse wohl, begann Frau Lämmli und spielte dazu mit den Fürtuchbändern, – sie hätte in der Stadt ein schönes Gewerbe und auch bereits ein Ordentliches zurückgelegt und dazu nur zwei Buben, der Ruedi und der Fritz.» – «Ob vielleicht der Lämmli übel krank sei? So möchte er sich beim Wittfraueli empfohlen haben», neckte der Vetter. «Darum handle es sich jetzt nicht, fuhr die Base fort, nachdem sie Joggis Spaß mit einem sanften Ellenbogenstoß erwiedert hatte. Ihr Fritz sei dann ganz besonders ein artiger und ein geschickter und ein braver. Er hätte schon die besten Partheien machen können in der Stadt.» «Das wäre ihm recht lieb, sagte der Sommerhaldenbauer. Er möge es dem Vetter Fritz von Herzen gönnen.» «Der Fritz wolle aber von keiner Parthei mehr etwas wissen, seit-

dem er das Liseli gesehen, und sie glaube, das Liseli sehe den Fritz auch nicht ungern, und sie müsse bekennen, sie hätte auch nichts dagegen, wenn der Fritz und das Liseli ein Paar würden. Es komme also nur noch darauf an, was der Vetter Jakob von der Sache halte.» Der Bauer nahm seine Ulmerpfeife aus dem Mund und legte sie vor sich hin auf den Tisch. «Was er von der Sache halte, das wolle er jetzt grad heraussagen; die Base dürfe es ihm aber nicht für ungut nehmen. Schaut einmal, Base: Liseli ist mein einziges Kind. Die Sommerhalde darf nicht in fremde Hände kommen oder von einem Lehenmannli, dem man das Blut unter den Nägeln hervordrückt, zu Grunde gerichtet werden. Liseli muß einen Bauer zum Mann bekommen.» Frau Lämmli war ob den ersten Worten des Veters gewaltig erschrocken; jetzt fiel wieder ein Sonnenblick auf ihr Gesicht. «Das ist's eben, was mein Fritz werden will. Er hat zwar bis jetzt studiert, da der Ruedeli, wie ihr wißt, im Laden hilft. Er sagt aber, Doktoren gäbe es bald mehr als rothe Hunde und Fürsprecher mehr als Prozesse; ein Aemtlischnapper möge er auch nicht werden – es thäten auf den magersten Brocken allemal schon ein Dutzend hungriger Mäuler passen. Das Landleben gefalle ihm vor Allem; was er studiert habe, werde ihm auch als Landwirth zugut kommen und nützlich sein.» Mit steigendem Mißfallen hatte Karlidürsen Joggi die Erklärung der Base angehört. «Wenn sie fertig sei, so wolle er auch noch ein Wort reden, aber sein letztes. Er habe gesagt, das Liseli müsse einen Bauer zum Mann haben, und dieß sei sein Wunsch und Wille; aber lieber noch würde er es dem ersten besten Federfuchser aus der Stadt an den Hals werfen und die Sommerhalde einem siebenmal verganteten Lehenmannli unter die Finger kommen lassen, als daß er sich entschließen könnte, seine Aecker und Matten einem Tochtermann zu hinterlassen, der das Bauern in den Büchern studiert habe, – so einem Kerli, der vornehm mit der Brille auf der Nase und der Cigarre im Maul über die Furchen wegstolpere, aber noch nie keinen Pflug in den Händen hatte, weder je einen Zug mähte oder einen Flegel schwang, noch je eine Kuh gemolken oder ein Roß eingeschrirt hat; – so einem der meine, bis jetzt habe keiner etwas verstanden, die Bauern seien alle Ochsen und Esel und es komme erst gut, wenn man so miste und so säe, wie es ein Professor in Deutschland erfunden, der seiner Lebtag noch keinen Misthaufen von weitem gesehen hat, als etwa den auf seinem Schreibpult; – so einem der «pfitusig» schreit, wenn er ein Kalb oder eine Kuh greifen soll. Nichts für ungut, Base, aber aus der Sache wird nichts. Meinetwegen sollt ihr Dank haben, für die Unkosten, in welche euch meine Tochter gesetzt hat, als sie bei euch war; es soll nicht wieder geschehen.» – Dieser Tabak war der Base dann doch zu stark.

«Es sei nicht, daß es sein müsse. Ihr Fritz sei auch nicht auf der Gasse gefunden worden, und es brauche nicht gerade Karlidürsen Joggi's Liseli zu sein. Es gäbe gottlob noch andere anständige Mädchen zu Stadt und Land. Uebrigens wolle sie nicht länger überlästig sein.» So schied in Zorn und Unfrieden, was erst noch so freundschaftlich zusammengekommen war. «Ist das däväg, meinte Lungi, welches an der Thürspalte gelauscht hatte. Eigentlich sollte ich dem Liseli nichts davon sagen, weil es so heimlich that mit seinem Ring. Aber so ein wüster Hung, der kein Erbarmen hat, ist das Lungi dann doch noch nicht.» Und stehenden Fußes ging es dem Mädchen das behorchte Gespräch zu erzählen. Unterdessen war Base Lämmli in ihren Rumpelkasten eingessessen, ohne Abschied abgefahren und kutschierte unter vielfachen Verwünschungen des Geschlechts der Muttentüpfel im allgemeinen und Vetter Jakob's insbesondere mit ihrem halbblinden Schimmel der Stadt entgegen.

Liseli war sonst nicht minder frohen Gemüthes, als der Buchfinken einer, die an den schönen Märztagen von den Kirschbäumen an der Sommerhalde ihre Lieder in die Lüfte schmettern. Seit seiner Rückkehr aus der Stadt ließ es aber ordentlich den Kopf hangen und kam nicht selten mit verweinten Augen aus irgend einem heimlichen Winkel hervor. Vater Joggi nahm sich dieß freilich zu Gemüthe, denn Liseli war dem Aetti fest genug ans Herz gewachsen. Aber er hatte seine eigenen Ansichten über Herzens-Angelegenheiten. Er glaubte nämlich, es verhalte sich mit der Liebe ungefähr wie mit einem tüchtigen Pfnüsel oder mit den Gsüchti, man komme am besten davon durch schwitzen; und an Gelegenheit solle es dem Liseli gewiß nicht fehlen. Er wette seine schönste Kuh im Stall gegen ein verlaustes Gusti, bevor man den Haber schneide, habe Liseli die Dummheiten, welche man ihm in der Stadt in den Kopf gesetzt, sammt und sonders wieder herausgeschwitzt. – Liseli mußte also fleißig mit den andern hinaus auf's Feld. Wenn es dann allemal mit dem Rechen oder der Haue auf der Schulter auszog, so hatte es freilich den Staat nicht an, den es aus der Stadt mitgebracht. Die Juppe von blauem Merinos war mit einer rothen von Halblein vertauscht worden, das seidene Fürtuch mit einem von blau und weiß gestrichtem Zwilch; der Tschoppen ward begreiflich zu Haus gelassen und da schauten dann aus dem schwarzen Sammetmieder ein Paar kurze weiße Hemdsärmel und aus den Hemdsärmeln ein Paar runde, sonnengebräunte Arme. Das Käppchen mit den himmelblauen Seidenbändern hatte schließlich einem breiten Strohhut Platz machen müssen. Aber in diesem Werktagsanzug war Liseli um kein Haar häßlicher, als in seinem schönsten Putze.



Dieser Ansicht war unter andern auch des Holzbodenbauers Michel, der schon seit langeher ein Auge auf das Mädchen geworfen hatte. Der vermaß sich einmal beim kegeln, er wolle zum Liseli an der Sommerhalde z'Kilt, und wäre der Ringgi noch einmal so bissig und der Joggi noch einmal so pffiffig; worauf sogar mit den Kameraden noch einige Maaß vom Bessern gewettet wurden.

Holzbodenbauers Michel war keineswegs von den minderen einer. Sein Vater hatte nicht weniger Rosse im Stall und Garben in der Scheuer, als der Sommerhaldenbauer; und was Michel selber anbetrifft, so stand derselbe in bedeutendem Rufe auf allen Jahrmärkten und an allen Kirchweihen. Denn wem er mit seiner Pratze einen Wink gab, der spürte es nicht nur bis am andern Morgen, und wem er über den Tisch herüber eine volle Maaßflasche in's

Gesicht warf, der that gut, den Scherer in Verding zu nehmen statt an Taglohn. Aber die Liebe betrieb er etwas groblächtig.

Als er in einer finstern Nacht der Sommerhalde zuschlich, nahm er den Bären mit; der werde dann dem Ringgi schon den Meister zeigen. Und als sich die beiden Hunde hinter dem Hause herumbissen, nahm er den Augenblick wahr und schwang sich auf die Holzbeige vor Liseli's Fenster. Mit dem gebräuchlichen «bst, bst, Schätzeli, mach auf!» wurde die Werbung begonnen. Nichts ließ sich hören. «Mach auf, du Donnersmeitschi! S'ist's Holzbodenbauers Michel.» Noch Alles still. «Läßt mich nicht gutwillig ein, so schlage ich den Kreuzstock zusammen, du Sackermentsmoore!» Aber bevor er noch mit dem letzten Kraftspruch fertig war, ging das Fenster auf – das Mädchen stand drinnen – ein Sprung hinein und die Wette wäre gewonnen gewesen. Da kam aber, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, eine Maulschelle zum offenen Fenster hinaus gefahren, wie der Michel noch niemals eine erlebt hatte, und bevor er sich recht besinnen konnte, lag er drei Schritte von der Holzbeige am Boden. Glücklicherweise blieb Alles still, mit Ausnahme des Bären und Ringgi, die noch immer hinter dem Hause sich balgten. Michel konnte also unbemerkt den Rückzug ergreifen, wobei er überlegte, daß er dem Meitschi nie zugetraut hätte, eine so kräftige Hand zu führen, und daß es ein rechtes Gfell sei, daß er ihm darüber gekommen, bevor er Ernst gemacht. Es wäre doch unkomod, eine Frau mit einem so zügigen Arm zu haben. Des Holzbodenbauers Michel hatte nämlich nicht gemerkt, daß er nicht etwa vom Liseli, sondern vom Lunggi begrüßt worden sei, welches Arme besaß einem Emmenthaler Käser zum Trotz und Waden wie ebenrechte Ankenkübel, – vom Lunggi, von dessen Tritten alle Kreuzstöcke im ganzen Hause klirrten, wenn es leise die Treppe hinauf schleichen wollte. Hätte der Besuch der Meistermagd auf der Sommerhalde selber gegolten, Michel wäre wahrscheinlich weniger unfreundlich empfangen worden. Denn einem Lunggi, das seine fünf Fuß fünf Zoll in der Länge und seine fünfviertel Ellen über den Rücken mißt, einem Lunggi, welches es im Rumpussen mit dem stämmigsten oberländer Schwinger aufgenommen hätte, wäre ein Holzbodenbauer trotz seiner Groblächtigkeit ein gefundenes Fressen. Aber eben weil der Michel zu einer Andern wollte, so that Lunggi desto lieber, wie die Meisterstochter es geheißen hatte.

Mit diesem Freier war nun also gründlich gebrochen. Dafür stellte sich aber bald ein anderer ein, nämlich der Friedensrichter ab dem Haberberg. Der Friedensrichter gehörte nicht mehr zu den jüngsten, im Gegentheil; auch war er kein «Chnab» mehr, sondern ein «Wittlig»; ferner sah er nicht aus, wie



Milch und Blut, sondern seine Haut hatte die Farbe einer seit vierzehn Tagen im Rauch hangenden Speckseite. Der Friedensrichter ab dem Haberberg that deßhalb einen sehr wohl überlegten Schritt, als er sich zuerst mit dem Vater ins Einverständniß zu setzen suchte, bevor er mit der Tochter anband.

«Es dünkt mich», fing einmal Joggi an, als er eines Abends auf der Bank neben der Stallthüre seine Pfeife rauchte und Liseli neben ihm den Salat zum Nachtessen rüstete, – «es dünkt mich, es wäre jetzt bald Zeit für dich, an's Mannen zu denken.» «Es blange noch lange nicht», war Liseli's Antwort. «Man wisse, was solche Redensarten zu bedeuten hätten, meinte der Vater. Wenn sich dann ein anständiger Hochzeiter herzulasse, so erfolge ganz anderer Bescheid. Was ihn anbelange, so wäre ihm ein Tochtermann, von dem man etwa erwarten könne, daß er die Sommerhalde in Ehren halten würde, keineswegs zuwieder, so z. B. der Friedensrichter ab dem Haberberg.» «Was, Vater! der wütest Gritti im ganzen Dorf?» «Frucht mache er, beschwichtigte Joggi, die schwerste, die nach Bern zu Markt geführt werde, und löse stets vom Mütt einen Franken mehr als die Andern.» «Ein Kauz sei er, wunderlicher nütze nichts; das wisse die ganze Gemeinde.» «Aber auf den Kühhandel verstehe sich Keiner besser, und das sei der «füülst», den es gebe.» «So solle er sich eine Frau auf dem Kühmarkt erhandeln», – versetzte Liseli schnippisch. «Halte doch dein schlimmes Maul im Zaum, ermahnte der Vater, und bedenke, wie schön sich der Haberberg zur Sommerhalde schicken würde. Hätten einmal beide den gleichen Meister, es wäre der schönste Hof nicht nur im Kanton, sondern

fast im ganzen Schwizerländli. Das Herz im Leibe lache einem, wenn man nur daran denke.» Da legte Liseli das Messer, womit es den Salat gerüstet in den Schooß, stellte das Körbchen zu Boden, nahm den Vater bei beiden Händen und schaute ihn mit seinen blauen Augen herzhaft an: «So weist' was, Aetti! Lasse das Hochzeit zwischen dem Haberberg und der Sommerhalde mira verkünden, so bald du willst, wenn sie sich so wohl zusammen schicken; nur laß mich dabei aus dem Spiele, denn ich schicke mich nicht zum Friedensrichter. Wegen meiner brauchst dann keinen Kummer mehr zu haben, denn ich gehe in die Stadt und werde Klosterfrau. Jetzt weist's, Aetti.» – Und nahm den Salat ins Fürtuch, ging ohne ein weiteres Wort von dannen und ließ den Joggi in schweren Gedanken über der Kinder Ungehorsam und die Vortheile einer Union zwischen der Sommerhalde und dem Haberberg auf dem Stallbänklein sitzen.

Noch saß er da, als schon der Abendstern über dem Leberberg schimmerte; da kam durch das Zwielicht ein Bürschlein daher, geradewegs auf Joggi los. «Ob er wohl hier am rechten Ort sei? Er suche Arbeit und möchte auf der Sommerhalde als Knecht dingen.» Joggi war nicht in der Laune, freundlichen Bescheid zu geben; er warf kaum einen Blick auf den Gesellen, der doch noch sauber genug aussah, in so weit als der Rest von Tageshelle zu sehen erlaubte, – denn sein blaues Burgunderhemd schien nagelneu und an den Zwielhosen führte er keineswegs eine vollständige Musterkarte von Wagenschmiere nach, wie es bei diesem und jenem, der dazu noch glaubt, er sei ein gewichster Kerl, Mode sein soll. Nichtsdestoweniger war des Bauers Stimme bei der Frage: «was kannst?» allweg noch schnauzig genug. «Nicht viel, war die Antwort; desto besser sollt ihr aber meinen Willen finden, etwas zu lernen.» – Diesen Bescheid hatte Joggi von einem Knecht der Arbeit suchte, noch niemals erhalten. Sonst hieß es allemal: im Mähen mag mich Keiner – im Pflughalten will ich's mit jedem aufnehmen – im Dreschen bin ich der fürnehmste weit und breit – auf die Rosse verstehe sich nicht leicht Einer, wie ich – was dann das Melken betrifft, so bring ich von jeder Kuh wenigstens einen halben Kübel mehr heraus als jeder Andre. Die unverhoffte Antwort stellte den Joggi, er hieß also das Bürschlein nicht ohne weiters sich zum Teufel scheeren, sondern ließ sich wundershalb weiter mit ihm ein. «Je minder du kannst, desto größeren Lohn wirst du wollen?» «Auf großen Lohn komme es ihm gerade nicht an; es sei ihm mehr darum zu thun, seiner Zeit einmal sagen zu können, er sei beim Sommerhaldenbauer mit Ehren Knecht gewesen. Das verschaffe einem einen guten Namen.» – Solche Worte gingen Karlidürsen Joggi wie Honig ein und er beschloß, es mit dem Bürschlein auf ein Paar Wochen zu probiren. Als Lungi

jetzt zum Essen rief, so hieß er also das neue Knechtlein ebenfalls hinein kommen; er könne am Tisch unten an sitzen und dann Nachts beim Ackerbuben liegen. Liseli kam nicht zum Essen. Es habe Kopfweh und sei zu Bett. Auf diese Nachricht beschloß der Vater, vorläufig des Friedensrichters ab dem Haberberg nicht mehr zu erwähnen, bis Liseli seine Liebe noch besser herausgeschwitzt habe; er wolle noch strenger darauf schauen, daß das Meitschi weniger im Stübli hocken bleibe und mehr mit den Werkleuten auf's Feld hinaus gehe.

So zog denn Liseli Tag für Tag mit Karst, Haue oder Rechen aus, und Joggi's Schwitzkur schien sich auf's beste zu erproben. Denn von Tag zu Tag wurden Liseli's Backen röther und seine Grübchen tiefer und seine Augen glänzender, und daß letztere noch dann und wann roth und verweint ausgesehen hatten, davon war schon längst keine Rede mehr.

Unterdessen lebte auch Joggi besonders wohl und zwar an seinem neuen Knechtlein. Er sagte zu jedem, der es hören wollte: «Er habe noch niemals einen Knecht angestellt, der weniger gekonnt, als der Seppli. Dieß sei aber gerade das beste an ihm. Die andern wären darauf versessen gewesen, ihre Manier den Pflug, die Segesse oder den Flegel in die Hand zu nehmen für die allerführnehmste zu halten und mit Schlegel und Weggen hätte man es nicht aus ihnen herausgebracht, wenn es auch noch so dumm gewesen sei. Der Seppli habe zwar anfangs nicht einmal recht gewußt, ob man das Futterfaß hinten oder vorn anhänge; er mache aber, wie man ihn heiße und einmal gesagt, sei genug. Er wolle einen Fünfliber gegen einen Neuenburger-Halbbatzen wetten, der Seppli gäbe einmal einen Meisterknecht ab, man finde weit und breit keinen bessern, und wenn er so viel Gfell habe als Schick, so bringe er es noch weiter. Wer das gedacht hätte, der die elenden, dünnen, weißen Nähjerenhände gesehen, die der Seppli mitgebracht! die sähen jetzt aber auch schon um ein namhaftes besser aus, braun, rau und knublig, daß es eine Freude sei.» –

Uebrigens war der Bauer nicht der einzige, welcher an Seppli Gefallen fand. Auch Lungi, die Meistermagd auf der Sommerhalde, hatte ein günstiges Auge auf ihn geworfen. Kaum war Seppli vom Felde heimgekehrt, so hieß es, «Seppli, hilf mir auf», oder «Seppli, trag mir die Säumlchtere», oder «Seppli, bring mir ein Aerveli Holz in die Küche.» Und wenn Seppli das Holz in die Küche gebracht hatte, so hörte man dann bald Lungi's holde Stimme schäckernd und lachend ertönen und zwar so laut, daß darob fast gar die Teller ab dem Geschirrschaft herunterfielen. Lungi's Zuneigung war freilich in eine etwas derbe Hülle gekleidet und seine Schmeichelworte nicht immer von den zartesten. «Du Donnersbub, hesch mer nume drü Chnebeli möge bringe! Bisch z'fuul

g'si? oder hesch nid meh möge g'arvle? Bisch doch z'leidist Bürschli! Ig wett's mit drei söllige unders mal ufnäh, wenn ig nid müeßt förchte, si z'Mitz abenangere z'verheie. Oder wei mer's probire, mitenangere z'rumpusse?» – War's um's Holz tragen, oder um's Aufhelfen, oder um die Säumlächter zu thun, so sagte Seppli niemals nein; aber in's Rumpussen mochte er sich nicht einlassen. Wenn er nach dem Nachtessen beim Kochherd sein Pfeifchen anzündete, so hatte ihm Lungi schon mehr denn einmal halblaut zugeflüstert: «Sei doch nicht so dumm! Du bist afe wohl groß, für so schüch z'si.» Dann that er aber, als ob er's nicht verstehe und ging hinauf in den Gaden und legte sich zum Ackerbuben. Den hatte er aber darauf dressiert, wenigstens dreimal wöchentlich im Bache Hauptwasche zu halten.

Auf die Erndte hatte sich Lungi schon längst gefreut. Da wollte es dann dem Seppli sein Schnittermeitschi sein. Karlidürsen Joggi hielt nämlich sehr viel darauf, Alles so zu machen, wie es schon zu Vaters und Großvaters Zeiten Brauch gewesen. Deßhalb war es auf der Sommerhalde noch nicht eingeführt, das Korn mit der Sense zu mähen, sondern es wurde noch die Sichel in Ehren gehalten und das Getreide geschnitten, wie man vor Alters gethan. In langer Reihe stellten sich die Schnitter auf als erstes Glied der Schlachtordnung, das zweite Glied bildeten die Mädchen, eines schräg hinter jedem Schnitter, deren Aufgabe es war, den schmalen Streifen zu schneiden, der allemal zwischen zwei Schnittern stehen blieb. Wurden die Garben gebunden, so trug jedes Mädchen seinem Knaben die zu Büscheln aufgehäuften Halme zu. Feierabends zog man dann Paarweise vom Felde nach Hause, was niemals ohne Jubel, Gesang, Schäkern und andre Kurzweil abging. Es war also von Lungi keineswegs übel spekulirt, als es sich vornahm, Seppli's Schnittermeitschi zu sein. In dieser Absicht machte es sich, als es gegen die Erndte ging, ungefähr mit folgender Rede an Joggi: «Es würde sich jedenfalls nicht schicken, daß Liseli dem ersten besten Schmutzgüggel aus dem Entlibuch die Büschel zutrage. Deßhalb wolle es für dießmal lieber selber in die Erndte und Liseli könne dann die Hausgeschäfte besorgen und kochen.» Der Sommerhaldenbauer durchkreuzte jedoch unvermuthet diese Pläne. «Das seien Flausen wegen dem Schicken und Nichtschicken. Auf dem Felde sei gerade der schicklichste Platz für Karlidürsen Joggi's Liseli. Zudem habe das Schwitzen dem Meitschi so wohl zugeschlagen, daß es eine Sünde wäre, wenn man es die gute Gelegenheit während der Erndte nicht noch profitieren ließe. Mit jedem Schmutzgüggel aus dem Entlibuch möchte er es zwar auch nicht laufen lassen, man habe Beispiele von Exempeln, daß man Läuse oder gar noch Aergeres von ihnen aufgelesen habe. Das Liseli solle mit

dem Seppli gehen, der sei ein sauberes und manierliches Bürschchen. Lungi aber habe zu Hause zu bleiben und für die Schweine und die Leute zu kochen.»

Was half's da dem Lungi die Kannen und Pfannen in der Küche herumzuschmeißen, daß es klirrte und klingelte, man hätte glauben mögen, es ziehe ein Sennthum am Haus vorbei? Was half es ihm, daß es in Zorn und Aerger oft kochte, man wußte nicht, ob es den Säuen und den Leuten aus dem gleichen Hafem angerichtet? Was Karlidürsen Joggi sagte, war gesagt, und es blieb dabei.

Tag für Tag zog also Liseli hinaus auf's Feld, von jenem Morgen, da man die erste Hand voll Roggen schnitt, bis zu jenem Abend, da man die letzte Weizengarbe auf den Wagen lud. Und Abend für Abend, wenn die Schnitterleute paarweise singend und johlend nach Hause kehrten, ging Liseli voraus, und neben ihm Seppli, Karlidürsen Joggi's erklärter Günstling, der schmuck und stattlich genug aussah in den sauberen Zwilchhosen, dem weißen Hemde – eine Weste ist in der Erndte ein unbrauchbares Ding – und dem breiten Strohhut, der keck auf dem Ohr getragen wurde.

Endlich kam der große Tag der Sichellöse, der Tag, an welchem der Bauer nach vollbrachter Sommerarbeit seinen Werkleuten eine Freude gönnen muß, wenn er kein Rappenspalter und Linsenzähler heißen will sein Leben lang. Auf diesen Tag freuen sich aber auch die Werkleute vom größten zum kleinsten, er macht ihnen Muth in Wind und Wetter und Sonnenbrand und läßt sie willig Mühen und Strapazen ertragen; denn dieser Tag eröffnet auch dem Aermsten die Aussicht, doch wenigstens einmal des Jahrs in Hülle und Fülle zu schwimmen und vom Besten genug bis zum Ueberfluß zu haben.

Aber für die Bäurin oder, in deren Ermanglung, für die Meistermagd, ist es ein Tag der strengsten, mühevollsten Arbeit. Denn ihr liegt es ob, dafür zu sorgen, daß der Tisch nie mit leeren Schüsseln besetzt sei. Schwere Lasten von Fleisch sind zu braten, hohe Haufen von Gemüse zu kochen, ganze Bütten voll Salat sind zu rüsten und ganze Berge von Küchlein aller Art müssen gebacken werden. Würde die spendende Hand ermüden oder der Ankenhafem sich erschöpfen, so lange der letzte Ackerbube noch im Stande ist, einen Bissen herunter zu würgen, Ruf und Name des Hauses wäre für immer und ewig dahin.

Triefend von Schweiß und zerlassener Butter stürmte Lungi in der Küche herum, in welcher, die angenehme Kühlung der Hundstage zu vermehren, ein Höllenfeuer brannte. Gegen die ihm obliegende Arbeit hätte es eigentlich nicht viel einzuwenden gehabt; denn ihm war nie behaglicher, als wenn es so zu sagen bis über die Knie und Ellenbogen in Mehl, Butter und Eiern herum wadten und kneten konnte, – es war nie bessern Muthes, als wenn es einen recht

guten Vorwand hatte, wie ein Rheinbube zu fluchen und zu zanken. Heute ging ihm aber weder Donnerwetter noch Sakermant so recht von Herzen. Was Lungi wurmte, war, daß Seppli den geküchelten Meyen, welchen altem Brauch gemäß jedes Schnittermädchen seinem Knaben an diesem Tag zu schenken hat, von einer Andern erhalten sollte. Um dieses Herzeleid kümmerten sich jedoch die Gäste, für welche Lungi kochte und schwitzte, nicht im geringsten. Ein Heustock, der schlecht liegt, ist zwar bald verfüttert, wenn sich ein Dutzend Erlenbacherkühe daran machen; doch bedarfs immer noch ein Paar Wochen Zeit dazu. Wenn sich aber hungrige Schnitterleute an einen noch so wohl besetzten Tisch machen, so genügen wenige Minuten, die höchsten Berge von Speck und Bohnen, von grünem und dürrer Fleisch, von Strübli und Hirzehörnli dem Boden eben zu machen, besonders, wenn Entlibucher dabei sind. Aber mit Ausdauer und Beharrlichkeit läßt sich jedes Werk zu Ende führen, sogar das Füllen des Magens eines Entlibucher-Schnitters, was jedoch nicht buchstäblich zu verstehen ist, denn wenn zuletzt auch keine Speisen mehr hineingehen, so ist doch noch immer Platz genug da, um Getränke nachgießen zu können. Den Joggi reute aber an diesem Tage weder Speise noch Trank. Er mochte die Freude seinen Werkleuten von Herzen gönnen und je lauter und je lustiger es an seiner Sichellöse herging, je mehr gegessen und getrunken wurde, desto lieber war es ihm. Denn schon Vater und Großvater hätten gesagt, das bringe Glück in's Haus.

Als endlich die Mäuler nicht mehr ausschließlich als Tennsthore zum Einführen von Fleisch-, Küchli- und andern Fudern benutzt wurden, fing man zu singen an:

«Im Aärgäu sind zwöu Liäbi,

Die hätten-en-angere gärn-gärn-gärn!»

Und als die schöne neue Lied zu Ende war, zog zuletzt gar Einer ein Klarinet hervor. Spielt Einer einen Tanz auf, so fragt das junge Volk wenig danach, ob man in den Hundstagen oder in der Fastnacht sei. Wenn gleich ihm in der niedern, dumpfen Stube schon hinter dem Tisch der Schweiß über die glänzenden Backen trof, so mußte dennoch getanzt werden. Bald flogen die rothen und die blauen Jüpplein und klapperten die genagelten Schuhe, daß es eine helle Freude war. Vor dem Johlen, dem Stampfen und dem Klirren der Gläser und Scheiben vermochte Keiner mehr, sein eigen Wort zu verstehen. Auf der «Kunst» saß mitten im ärgsten Lärm Karlidürsen Joggi und rauchte vergnügt und nichts Schlimmes ahnend seinen silberbeschlagenen Ulmerkopf.

Draußen hinter dem Haus aber war es der Anfang einer stillen, hellen Sommernacht. Hoch über den Schneebergen stand der Mond und über dem Leberberg verglommte nach und nach der letzte Schein des Abendroths. Auf den Matten und Stoppeläckern rings umher lag die milde Abendluft; von jedem Halm, unter jedem Blättchen hervor schwirrten und zirpten tausend und aber tausend kleine Säger und Pfeifer. Dazwischen ließ sich aus der Ferne hie und da das Jauchzen heimkehrender verspäteter Schnitterleute hören; hie und da drang von der Stube her ein schriller Pfiff der Klarinete. Hinter dem Hause lag schon seit vielen Jahren her ein gefällter Eichenstamm; dicht neben demselben war eine Hollunderstaude ausgewachsen und breitete, groß geworden, ihre Aeste und Dolden darüber aus. Auf dem Eichstamm unter dem Hollunderbusch saßen Seppli und Liseli beieinander. In der rechten Hand hielt Seppli das Liseli um den Leib; in seiner Linken ruhten Liseli's beide Hände. Ringgi, der von der Sichellose ebenfalls seinen reichlichen Theil erhalten, hatte den Kopf auf Liseli's Schooß gelegt und blickte das Mädchen verwundert und fragend an. Von Zeit zu Zeit stieß er mit der kalten feuchten Schnauze an dessen Arm; aber umsonst. Liseli war so sehr in sein Gespräch mit Seppli vertieft, daß es des alten Freundes nicht achtete, der so gern ein freundliches Wort oder ein schmeichelndes Streicheln gehabt hätte. So kam es, daß auch das Lungi nicht bemerkt wurde, welches in bloßen Strümpfen um das Haus geschlichen kam. Als das Päärchen von ihm erspäht worden war, ballte es drohend die Faust und zog sich eilig wieder aus dem Mondschein in den Schatten zurück.

Es hatte sich nämlich begeben, daß Lungi nach vollbrachter saurer Tagesarbeit sich das Vergnügen hatte gönnen wollen mit dem Seppli einen Tanz zu machen. Es hatte also einige Brämi am Gesicht beseitigt, die fettglänzenden Hände am Fürtuch abgewischt und war von der Küche in die Stube hineingegangen, wo es jedoch zu seinem großen Schrecken und Zorn weder das Knechtlein noch des Meisters Tochter zu erblicken vermochte. Da loderte die Eifersucht so plötzlich und heftig in ihm auf, wie wenn die Flamme in einen Hafen voll zerlassener Butter fährt. Von derselben getrieben nahm es die Schuhe in die Hand und begann seine Entdeckungsrunde um das Haus darum. – Karli-dürsen Joggi's vergnügtes Weilen auf der Ofenbank war nun auch nicht mehr von langer Dauer. Lungi kam wie eine angeschossene Wildsau auf ihn los. «Was er da hocke, gaffe und am Lulli sugge? Er solle lieber hinter's Haus und nachsehen, was es dort Neues gebe. Er werde sich darob verwundern. Es selber aber habe schon längst vermuthet, daß es so kommen werde. Hätte man das Liseli in die Küche gemustert und das Lungi in die Erndte geschickt, so wäre es ganz



anders gegangen. Dem Meitschi wäre nie eingefallen, Andern wegzufischen, was ihnen von Rechtswegen gehörte. Jetzt habe aber Joggi den Dreck und es geschehe ihm auf die Nase recht, – warum habe er auf das Lungli nicht hören wollen!» Ein Glück war's, daß so laut klarinetet, gejoht und gestampft wurde, sonst hätte von allen Gästen, bis zum Ackerbuben herab, keiner keine Silbe von dieser Rede verloren, welche Lungli dem Bauer auf der Ofenbank in die Ohren trompetete. So aber verstand Joggi selbst nur so viel davon, daß er sich bewogen fand, hinter dem Hause nachzusehen, was es denn eigentlich gebe. Das war bald erkundet, dann aber wurde kurzer Prozeß gemacht. Das Liseli jagte er in sein Stüblein zu Bett, dem Seppli that er kund und zu wissen, daß er von morgen an einen andern Meister suchen könne, und fügte dann noch folgende gute Lehre bei: «die Bauertöchter wüchsen nicht nur so an den Häägen wie die Schlehenbeeren, besonders jene, welche des Vaters Hof erben könnten. Das

schiene ihm kummlich, wenn man die Sommerhalde nur so an einem kühlen Abend verstohlener Weise erschätzen könnte. Seppli solle zu Gemüthe führen, wer er eigentlich sei, ein hergelaufenes Knechtlein, von welchem man nicht einmal recht wisse, hinter welchem Haag es eigentlich gefunden worden. Gleich und gleich schicke sich gut zusammen. So sei es schon zu Vaters und Großvaters Zeiten Brauch gewesen, und so lange er zu befehlen habe, müsse es auf der Sommerhalde so sein und so bleiben.»

Des andern Tages wurde gesagt, Seppli habe den Abschied erhalten, weil die Sommerwerke nun beendet seien. Im Hause herum surrte Lungi, wie eine eingesperrte Hummel und war in der Laune, den Besenstumpen, womit es sonst die Schweine wusch, der ganzen Menschheit um die Köpfe herumzuschlagen. Liseli ließ freilich das Köpfchen hängen, hatte aber keineswegs so rothgeweinte Augen, als man hätte glauben mögen; es ging hinter das Haus und setzte sich auf den Eichstamm unter die Hollunderstaude, wo ihm der Ringgi stumme Gesellschaft leistete. Seppli besorgte ohne viele Worte noch seine letzten Geschäfte in Stall und Scheuer. Was dann den Joggi anbetrifft, so stopfte sich derselbe unmuthig seinen Ulmerkopf, klapperte unmuthig um das Haus herum, wich, wo er konnte, unmuthig dem abgedankten Knechtlein aus und wo er ging und stand, wollte es ihn bedünken, es fehle ihm etwas, und wenn er sich dann besann, was? so schien es ihm, es sei der Seppli. «Wahr bleibe wahr und jedem gehöre das Seine. Ein anschicklicheres Bürschlein werde schwerlich je wieder auf der Sommerhalde dingen. Hätte der Seppli nur das Liseli gehen lassen und sich mit dem Lungi begnügt, wie es eigentlich Brauch und Recht gewesen und es schon zu Vaters und Großvaters Zeiten vorgekommen sei, daß der Knecht zur Magd gegangen, wogegen niemand nichts zu sagen gehabt. Aber leider werde die Welt immer schlimmer und Alles wolle oben hinaus; die Knechte gingen zur Meisterstochter und jeder Lump meine, er könne Rathsherr oder gar Landammann werden. Mira, schloß Joggi seine Betrachtung, werde Landammann wer will, aber auf der Sommerhalde ist Karlidürsen Joggi Meister. Hat Liseli den Fritz hinausgeschwitzt, so kann es den Seppli auch hinausschwitzen. Zuletzt nimmt es dann doch den Friedensrichter ab dem Haberberg.

Just als der Sommerhaldenbauer mit dieser innerlichen Rede fertig war, gab der Ringgi Laut und man hörte ein Fuhrwerk den Rain hinauffahren. Als Joggi nachsah, erkannte er schon von weitem Base Lämmli's halbblinden Schimmel, grasgrünen Rumpelkasten und kirschrothen Vorstecker. «Ob der Deuxel diese Blättere auch noch herführen müsse? Dieß fehle noch zum andern Chyb und Verdruß.» Aber ein ächter Bauer weiß in jeder Lage den schicklichen Brauch

und Anstand zu beobachten und seine Laune im Zaume zu halten, manchmal noch besser als der pfiffigste Diplomat. Joggi hieß also die Base «Gottwilche», führte den Schimmel in den Stall, und lud den Gast ein, in die Stube zu kommen. Hier wurde der Base ein Gläschen süßen angemachten Schnappses vorgesetzt und erst nachdem sie gehörig zum Zulangen genöthigt worden war, fand es Joggi am Platz, die ziemlich trockene Frage vorzulegen: «womit er seinem unerwarteten Besuche behülflich sein könne?»

«Sie wäre eigentlich wegen dem Liseli noch einmal gekommen, gab die Base Bescheid. Es thäte ihr schier leid, den Vetter Jakob ferner zu bemühen, aber ihr Fritz lasse ihr weder bei Tag noch bei Nacht keine Ruhe. Er habe im Lauf des Sommers die Bauernhandtierung bestmöglichst zu lernen gesucht und es wäre ihm keineswegs zuwider, vor dem Vetter ein Examen abzulegen. Vielleicht daß der Vetter sich dann anders besinne und günstigeren Bescheid ertheile.» Hätte Frau Lämmli nicht auf ihre Fürtuchbündel hinunter, sondern dem Bauer ins Gesicht geschaut, so wäre ihr das spöttische Lächeln nicht entgangen, das einen Augenblick um den Mundspitz seiner Ulmerpfeife spielte, sich jedoch alsobald wieder hinter einer mächtigen Rauchwolke verbarg. «Er halte dafür, lautete seine Antwort, das Bauerngewerb könne nicht zwischen Pfingsten und Michelstag gelernt werden, sondern man müsse an jenem Tag anfangen, wo man in die ersten Hosen schlüpfe; und das Examen lasse sich seines Erachtens auch nicht nur so an einem Sonntag Nachmittag abspielen, etwa wie wenn man aus der Christenlehre b'hört werde, sondern man müsse mit Sense und Flegel in Feld und Tenn und an einer einzigen Frage habe man zu schwitzen von früh, wenn der Güggel zum erstenmal schreie bis Nachts nach Betenläuten. Im Uebrigen dann bleibe es beim früheren Bescheid.» Die Base schwenkte den gesalzenen Bissen mit einem Schluck aus ihrem Gläschen hinunter und entgegnete dann: «wenn es sich nicht um das Glück der Kinder handeln würde, sie hätte schon am ersten Korb genug gehabt; nun lasse sie sich aber nicht so leicht abschüsseln. Wolle jedoch Vetter Jakob durchaus nichts von ihrem Fritz wissen, so möge er es demselben mira selber sagen. Sie wolle ihn mit Erlaubniß hereinrufen, er werde wohl nicht weit abweg sein.»

«Die Sackerments Zäggen!» fluchte Joggi, als er einen Augenblick allein war; da kam der Seppli unter die Thüre. «Was willst? was hast du hier zu suchen? Kann dir jetzt nicht Bescheid geben; marsch hinaus!» – fuhr der Bauer das Knechtlein an, das im Sonntagsstaat, den Strohhut in der Hand in die Stube getreten war. Aber Seppli blieb stehen und hinter ihm erschien Base Lämmli und hinter Base Lämmli das Liseli, roth bis in die Haare, aber um das Mäulchen

spielte ihm ein schalkhaftes Lächeln. «Mit Erlaubniß, Vetter Jakob, – ergriff jetzt Frau Lämmli das Wort – ich glaube, ihr seht nicht recht und müßt den Spiegel aufsetzen. Das ist nicht Seppli, der vor euch steht, sondern mein Sohn Fritz.» «Hab’ ich mein Examen nicht wohl bestanden, Meister? frug dieser lachend. Hab’ ich’s nicht gemacht, die Sense und den Flegel in der Hand? Hab’ ich nicht daran geschwitzt vom frühen Morgen, da der Güggel zum erstenmal krähte, bis Abends nach Betenläuten? – Hoffentlich rechnet ihr mich nicht mehr zu denen, welche die Brille auf der Nase und die Cigarre im Maul über die Furchen stolpern. Was ich von der Bauernhandtierung verstehe, wißt ihr wohl, habe ich nicht aus dem Buche eines deutschen Professors gelernt, der seiner Lebtag noch keinen Misthaufen gesehen hat, sondern vom Sommerhaldenbauer selber, der tagtäglich einen der größten vor Augen hat.» –

So was war dem Joggi noch nie vorgekommen. Es brauchte eine gute Weile, bis er das unerwartete des Falls in seinem Kopfe einigermaßen geordnet und verwerchet hatte. Dann sagte er: «Base und Kinder! ihr wollt mich überrumpeln. Das lasse ich aber nicht gelten und weder Vater noch Großvater haben sich je überrumpeln lassen, sondern sich allemal Alles gehörig überlegt und bedacht. Kommt meinewegen in acht Tagen und fragt dann wieder nach.»

Acht Tage lang ging nun Joggi dem Pfluge nach und zog Strauchfurchen auf seinen Stoppeläckern. Da hatte er Zeit und Gelegenheit genug, sich die Sache zu überlegen. Der Fritz oder Seppli gefiel ihm gut genug. Er hätte nicht geglaubt, meinte er, daß aus einem Städtler noch so etwas Rechtes werden könnte. Und während den acht Tagen wollte es ihn mehr als hundertmal bedünken, er könne das Bürschlein fast nicht entmangeln. Aber der Friedensrichter mit dem Haberberg! Ein Haberberg von achtzig Jucharten wiegt sehr schwer auf der Wagschaale eines Joggi, Scheuer und Stock, Schiff und Geschirr, Roß und Rind nicht einmal mitgerechnet. Die Base wußte aber auch da ein gutes Mittel, dem Vetter Jakob über dieses Bedenken wegzuhelfen. Sie gab nämlich am andern Sonntag ihrem Fritz einen in aller Form ausgefertigten Kaufvertrag in die Tasche, laut welchem der Haberberg nicht mehr dem Friedensrichter, sondern dem Fritz Lämmli gehörte, wofür ersterer bereits in baaren harten Fünflibern ausgewiesen worden war. «Denn der alte Muttenstüpfer, meinte Mutter Lämmli, solle wissen, daß ihre Söhne auch nicht auf der Gasse auf-gelesen worden seien.»

Was sagte aber das Lungi schließlich zu dem Handel? Frau Lämmli hatte ihm schon am Tage nach der Sichellöse einen schönen Kram gebracht, bestehend aus scharlachrothem Guttuch zu einer Jüppe, himmelblauem Sammt

zu einem Vorstecker und meergrünem Merinos zu Tschoppen und Fürtuch. So wurde diesem Feind eine goldene Brücke geschlagen. – Uebrigens vertraute Lungi jedem, der es hören mochte: «wenn es gewußt hätte, daß Seppli der Fritz sei, so hätte es niemals auf ihn spekuliert. So einen Charegleisgumper aus der Stadt möchte es z’allerletzt, von welchem man nicht wissen könne, ob er einem nicht abeinander breche, wenn man ihn einmal etwa ein wenig ferm in die Finger nehme.»

Als die ersten Kiltblumen auf den feuchten Matten blühten, sah man eines Morgens eine lange Reihe Sprengwägeli, Scharabänke und Schäslein von der Sommerhalde herunterfahren, worunter der grasgrüne Rumpelkasten der Frau Lämmli mit dem einäugigen Schimmel von weitem kenntlich war.

Das war der Fritz und des Karlidürsen Joggi’s Liseli, die zur Kirche fuhren.

Der Heuet auf dem Nesselhof.

Wer, von den geneigten Lesern, kennt wohl den Blamperhans und sein Haus? welcher wüßte zu sagen, wo der Nesselhof zu finden, ob änet dem Wasser oder im Leberberg, im Gäu, im Thal oder im Niederamt?*

Kommt Einer einmal bei einem recht schwarz angerauchten Bauernhause mit abgestandenen Fensterscheiben vorbei, – ein Paar moosbewachsene, mit dürrem Geäste wohlversehene Bäume stehen drum herum, neben demselben ein dunkelbraunes Güllenbächlein, das die Dorfasse hinabläuft, davor liegen in malerischer Unordnung eine Grasbähre mit zerbrochenem Rad, ein Paar Leitern, an denen die halben Seigel mangeln und etliche leere Impkörbe, – so kann er keck dem Blamperhans nachfragen. Zehn gegen Eins, er ist am rechten Ort.



Die Finken schmetterten rings herum ihr Morgenlied. Schon sah man hie und da Leute mit der Haue auf der Schulter auf das Feld hinaus ziehen, um die Erdäpfel zu hacken, die bereits ordentlich zum Boden herausguckten. Einige wenige kamen mit Rechen und Gabeln, um ein Paar verspätete Heuschochen zu vertheilen, die da und dort an schattigen Orten standen; sonst waren die Matten alle schon kahl geschoren.

Im Nesselhof aber wars noch stumm und still; nur die Viehwaar im Stall, die am leeren Bahren stand, stieß von Zeit zu Zeit einen ungeduldigen Stoßseufzer aus. Endlich, als die Sonne schon in lachender Freundlichkeit über die Bäume der Hofstatt hinausguckte, stolperte ein Paar polternder Holzschuhe vom Gaden herunter. In den Holzschuhen steckte ein Knechtlein, dessen Hemd vorfern einmal in die Wasche gekommen war; an seinen Zwilchhosen trug er

* Die Namen verschiedener Gegenden des Solothurnerbiets.

eine Sammlung von Düngerproben aus den Ställen von sieben Meistern herum, bei denen er seit vorletzter Weihnacht in Dienst gestanden. Aegerlich schaute er mit seinen verschlafenen Augen zur Sonne empor, dann stolperte er über die zerbrochene Grasbähre nach dem Futtertenn. Bald aber verkündeten einige Donners-Donner und Himmelsakermente, daß noch nicht eingegrast sei; zu gleicher Zeit scholl wieder ein hungriges Gebrüll vom Stalle her, was den Sepp veranlaßte, in seinem gerechten Zorn die ungeduldigen Mahner durch ein Paar wohlangebrachte Rippenstöße mit dem Gablenstiel ab und zur Ruhe zu weisen.

Ungefähr zu derselben Zeit öffnete sich oben ein Fensterlein, und ein Tschupp* wurde heraus gestreckt, in welchen sich kaum alle Sonntage einmal der Zahn eines Kammes verirrt. Dieser Tschupp gehörte des Blamperhansen Gritli: blinzelnd blickte das Mädchen nach der Sonne hinauf, sperrte dann das Maul weit auf zu einem lauten Gähnen und zog sich wieder zurück. Hierauf erschien ein zweiter flaumbespickter Tschupp, der des Blamperhansen Babi



* «Tschupp» – ein Kopf mit ungekämmtem Haare.

angehörte und machte endlich einem dritten Platz, auf welchen des Blamperhansen Lisi gerechte Ansprüche zu machen hatte.

«Z'Lisi söll go z'Morge choche» – ließ sich eine Stimme von innen hören; «z'Babi cha go», war Lisis Antwort. «S'isch hüt am Gritli az'füre», erwiderte z'Babi.

Da ging unten die halbe Küchenthüre auf und es zeigte sich darin eine Gestalt, die man aus einer gewissen Entfernung für eine alte Ofenkrücke hätte ansehen können, an welche der Hudilumper* einige schmutzige Fetzen zum auslüften aufgehängt habe, damit sie ihm seine Hütte nicht verständen. Von nahem besehen war es aber die Nesselhofbäurin in eigener Person. «Seid ihr z'Düfels, Meitschene? Weit-er cho afüre, uf d'r Stell oder nit?» kreischte die Bäurin zu ihren Töchtern herauf. Endlich kam Gritli, welches von seinen beiden Schwestern überwältigt und zur Thür hinaus geschoben worden war, brummelnd heruntergeschlurpt. Gritli hatte ein blaues Jüppi an, von welchem die Fetzen herunter hingen, wie im strengen Winter die Eiszapfen von einem alten Strohdach; ihr Vorstecker war ehemals sammtig gewesen, jetzt hätte man ihn aber mit dem Muelte-Chrazer** bearbeiten müssen um bis zum Sammt zu gelangen; das Fürtuch hatte ihm im letzten Winter bei einem Schnupfen wesentliche Dienste geleistet, war aber seither niemals in's Wasser gekommen.

«Wart, du Donners Schlärppli, ich will dich lehren, so lang im Nest zu bleiben!» Dieß war der Mutter zärtlicher Morgengruß, und wurde mit ein Paar wohl angebrachten Huschen begleitet, wonach Gritli heulend das Feuer anmachte. Als dann die Erdäpfel zum prägeln in die Pfanne gethan werden sollten, waren dieselben nicht etwa nächten geschält und gerüstet worden, wie man's in einer ordentlichen Haushaltung allemal nach dem Nachtessen zu thun gewohnt ist, sondern sie lagen noch in der Stube auf dem Tisch an einem Haufen. Es wird sich niemand darüber verwundern, daß jetzt nur so g'hürschig drauf los geschält wurde und die halbe Rinde daran blieb. Die Teller und Schüsseln, die man nächten auch nicht abgewaschen hatte, wischte Gritli mit seinem glänzigen Fürtuch nur provisorisch aus, und stellte sie dann wieder zum z'Morgenessen dar. Endlich stand die Kanne mit dem Zikoriwasser, der Milchhafen, die Erdäpfelrösti auf dem Tisch und die Bäurin ging hin, nach allen vier Winden auszurufen, man solle zum Essen kommen. Der Sepp, der halb

* «Hudilumper» – Lumpensammler

** «Muelte-Chrazer» – Werkzeug, womit die Bäcker den Teig aus dem Backtrog kratzen.

gegrast hatte, warf die Sense auf die Walmen und ließ mit größter Gemüthsruhe die hungrige Waar im Stall fortbrüllen. Lisi und Babi kamen nun auch zum Vorschein, aber ungekämmt und ungewaschen, denn sie waren wieder in die Federn gelegen. Durssepp, des Blamperhans Aelterer, der gestern zu faul gewesen war zu Bette zu gehen, kroch hinter dem Vorhang von Fürfüßen, die um den Ofen herum hingen, von dieser seiner gewöhnlichen Lagerstätte herunter. Der jüngere Bub, Petersepp, war schon früh fischen gegangen und kehrte eben jetzt ganz stolz mit einem Gropp, den er gefangen, wieder heim. So war das ganze Haus bereits um den Tisch herum versammelt, als Blamperhans selbst unter der Stubenthür erschien, mit einer Hand seine Hosen haltend, die ihm bei jedem Schritt über den Bauch hinab zu rutschen drohten, in der andern die saftige Maserpfeife, deren Mundspitz mit einem Knopf versehen war, welcher aus einem künstlich darum herumgewickelten Lümpchen bestand; sein Haupt bedeckte eine altersgraue Zipfelmütze, deren Zottel, steif geworden durch die Unbill der Zeit und die Berührungen der Außenwelt, ganz starr in die Höhe schaute.

Keinem fiel es ein, dem andern die Zeit zu wünschen, sondern mürrisch und brummend setzte man sich zum Mahl. Die Erdäpfel waren bald weg, denn es war zur Zeit, wo der Sack zwei Fünfliber galt und also jedes doppelt so viel aß, als da sie noch wohlfeil waren. Nun sollte das Brod herhalten, aber der Petersepp schoß es über den Tisch weg, daß er fast den Milchhafen umgeschlagen hätte, und Seppli der Knecht sagte, er sei kein Hund, um so graues Brod zu fressen.

«Freilich sei er ein schmäderfräßiger Hung» erwiederte die Bäurin, man hätte ja erst vor drei Wochen gebacken. Der Blamperhans, der ein Freund des Friedens war, gab, um den Streit zu schlichten, dem Babi vier Batzen, es solle beim Beck einen neubackenen Laib holen. Das war den Leutchen aufgeholfen, das alte Brod wurde in einen Winkel geschmissen und dem linden zugesprochen, daß bald kein Brösmeli mehr davon zu sehen war.

«Wie wär's, fing der Blamperhans an, als er jetzt Alles so guter Laune sah – wie wär's, wenn man dann öppen einist ans Mähen ginge. Er sei zwar auch nicht fürs pressiren, es dünke ihn aber, man sei näume schon dureweg dran. Sie könnten doch nach dem Morgenessen probiren anzufangen.» Da verfinsterten sich aber plötzlich alle Gesichter. Es hau's jetzt nicht, rief vorlaut das Knechtlein, es sei viel zu trocken. – Er habe Rückenweh, bemerkte der Durssepp, der auf dem Ofen übernacht gewesen war. – Und ich muß in die Stadt, neue Fischangeln zu kaufen, sagte Petersepp.

«So können wir mira noch warten, bis öppen ein andermal, meinte Blamperhans. Die Meitlene können dann mit dem Erdäpfelsetzen fertig machen. S'ist doch neue jetz denn fast Zit.» – Da hatte aber der Vater nun erst im rechten Wespennest geguselt. «Wenn das Mannevolk zu faul sei, so müsse dann ihrereins hinaus, sich abzuhunden, riefen die drei Mädchen aus einem Ton. Daraus werde nichts. Sie möchten auch nicht so närrisch sein, und schaffen wie d'Hüng, damit die andern auf der faulen Haut liegen könnten. Und überdieß werde z'Liederligen änen morgen getanzt, und da fiele es ihnen noch lang nicht ein, schon zum voraus müde Beine zu machen.»

«Die Meitschene hätten Recht, bekräftigte die Mutter, es sei nicht an ihnen, Alles allein zu schaffen. Die Buben und der Alt sollten sich ins Herz hinein schämen. Und wer ihr dann helfen sollte, das Kraut zu rüsten für z'Mittag, wenn man die Meitlene aufs Feld hinaus spreng?»

«Mira denn, sprach der Blamperhans, so kann man die Erdöpfel denn öppe später setzen. Ich habe einmal einen gekannt, der hat von einem gehört im Wätsche hinten, der sie auch erst nach Johanni gesetzt hat und habe die schönsten Erdäpfel bekommen weit und breit. Wer weiß, ob das nicht gegen den Brästen hilft?»

So wurde also weder gemäht, noch Erdäpfel gesetzt. Der Petersepp schob sich in die Stadt, Fischangeln zu kaufen, der Durssepp stieg auf die Reiti und legte sich ins Stroh, das Lisi that als ob es Kraut abschneide und rätschte über den Gartenhag mit des Nachbars Annemareili, das Gritli ging zur Näherin, die ihm für den Tanz zu Liederligen einen neuen Vorstecker machen mußte, das Babi schlich dem Knecht nach ins Futtertenn, die Mutter fluchte und wetterte in der Küche herum, der Blamperhans aber stopfte sich mit Bedacht seinen Maserkopf, schlug mit Bedacht Feuer, setzte sich mit Bedacht auf das Bänklein neben der Stallsthüre und rauchte nun dort eine Pfeife Röllidubak nach der andern. Und so oft ihn ein vorübergehender Nachbar frug, ob ihm das Gras in der obern Hofmatt noch nicht reif genug sei, so gab er gelassen zur Antwort: «er helfe nicht verheuen, der Heustock sei doch nur für den Futtersenn.» –

Unterdessen war es Mittag, war es Abend geworden. Schon streckten sich die Schatten der Bäume riesenlang über die goldgrünen Matten. Ueber allen Bauernhäusern wirbelten vom z'Nachtkochen her hellblaue Rauchsäulen zum dunkelblauen Himmel empor. Es war Samstag. Wo eine eigelige* Frau wohnte, wo ein Meister war, der auf Ordnung hielt, da wurde noch aufgeräumt

* «eigelig» – säuberlich.



mit möglichstem Fleiß; die Wagen wurden in den Schopf gestoßen, die Kir-schenleitern unter das Dach gehängt, die Brühelöcher zugedeckt, vor dem Haus und dem Stalle der Besen gehandhabt. Von all dem war jedoch auf dem Nesselhof nichts zu sehen, sondern die Grasbähre ohne Rad, die zerbrochene Leiter und die leeren Impkörbe blieben dort liegen, wo sie bis anher gewesen, und ein Besen war ein Instrument, das man in Blamperhansens Haus kaum dem Namen nach kannte.

Und es wurde Nacht. Bald schlief Alles im Dorfe, die Mädchen ausgenom-men, welche ihre Chiltknaben erwarteten. Es wollte aber heut Nacht nirgends ein «Hoscho Eisi» ertönen; nirgends wollte «ein Bänzli auf der Bigi» erschei-nen. Selbst das weithin schallende Gejohle der Nachtbuben war verstummt und die Dorfgassen, in denen es sonst am Samstag Nachts fast so lebhaft zuing, wie am hellen Mittag, schienen des gänzlichen ausgestorben. Endlich stund der Mond, dessen eine Backe schon stark abgeschwollen war, weit änen im

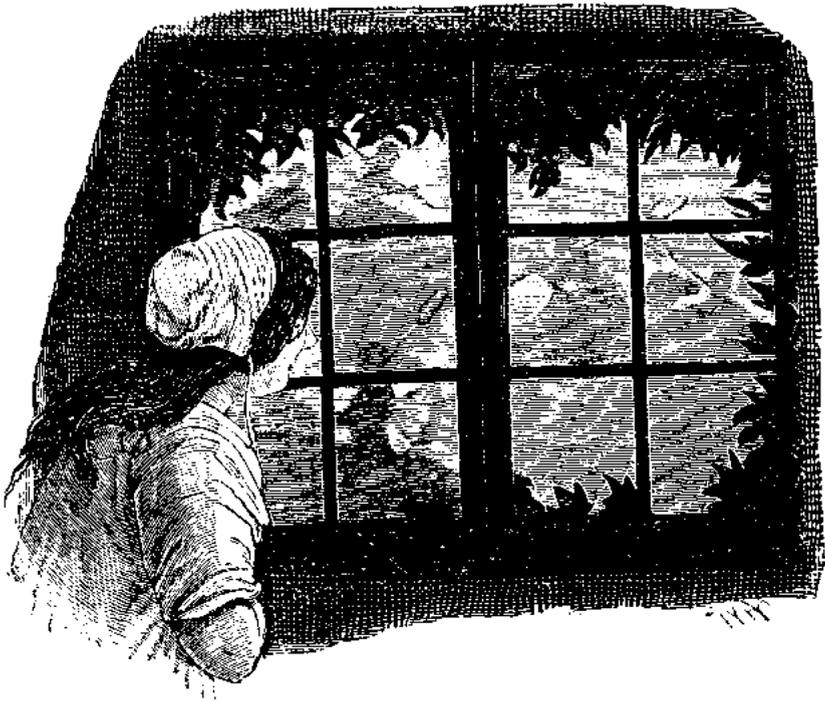
Luzernerbiete auf. Da sah man dann bald aus diesem, bald aus jenem Hause ganz leise eine schwarze Gestalt heraus schleichen. Immer zahlreicher erschienen sie, alle nach einer Richtung hinziehend, alle mit langen gefährlich aussehenden Waffen versehen. Zuletzt wollte es einen selbst bedünken, als ob man dumpfes Wagengerolle und Pferdegetrampel höre. Aber kein einziger Schrei, kein einziges lautes Wort mischte sich in dieses geheimnißvolle, unheimliche nächtliche Treiben.

Was mag das aber wohl sein auf des Nesselbauers Hofmatt? Haben sich dort wohl die Hexen zum Tanze versammelt? All' die schwarzen Gestalten, die eben noch durch die Dorfgassen schlichen, sind nun dort zusammen gekommen. Sie stellen sich auf in Reihe und Glied, als ob es Soldaten wären, die in die Schlacht ziehen; dann sieht es wieder aus, wie eine Reihe rüstiger Mäder, die Schwaden an Schwaden legen, und hinter ihnen fechten andere schwarze Gestalten, welche die Schwaden zu hohen Walmen zusammenmachen.

Ist vielleicht dem Dürst das Jagen verleidet und er will nun einmal wieder die Bauernhandtierung probieren mit seinen gespenstigen Gesellen? Oder ist vielleicht dort einst ein heimlicher Frevel begangen worden, und wer Theil daran hatte, muß sich nun üben in mitternächtlicher Stunde? Kalt wär's mir und dir über den Rücken gelaufen, hätten wir dem ungeheuren Wesen zugeschaut.

Des Nesselhöfers Meitschene hatten lange gewartet und geblangt, ob nicht vielleicht heute Einer ans Gadenfensterlein klopfen wolle. Besonders wäre dem Gritli damit gedient gewesen, welches gar übel einen Knaben entmangelte, der es morgen mit dem neuen Vorstecker nach Liederligen zum Tanze geführt hätte. Aber es wollte niemand kommen, so daß endlich die sanften Töne eines dreifachen gesunden Geschnarchs verkündeten, die Mädchen seien der Sehnsucht ihrer Herzen zum Trotz alle drei in die Arme des Schlummers gesunken.

Da erscholl plötzlich durch die tiefe Stille der Nacht lauter und lauter werdend ein dumpfes Geroll und Gerassel. Gritli fuhr aus dem ersten Schlummer empor: wärs doch vielleicht noch Einer? Mit zwei Sätzen war's am Fenster und steckte den Tschupp in die Nachtluft hinaus. Aber noch schneller, als es ihn hinausgestreckt, zog es ihn wieder zurück und stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der auch Lisi und Babi aus den Federn lüpfte. «G'schauet, g'schauet!» Und wirklich kam den Feldweg entlang ein langer Zug, Wagen an Wagen, hochbeladen, wie mit schwarzen Tüchern behangen, vor jedem vier schwarze Rosse, und bei den Rossen und auf den Wagen schwarze Teufel aus der Hölle, alle mit langen Gabeln bewaffnet. So kam es daher gerollt und gerasselt geradewegs



dem Nesselhof zu. Im Todesschrecken steckten die Mädchen die Köpfe unter ihre Dackbetten und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Unten hatte es die Mutter auch gehört. Sie stieß den Blamperhans mit dem Ellbogen: «es streichen Schelme um's Haus, meine sie». «Es werd' öppe nüt sy, als öppen ein Chilter, der zu den Meitschene wolle, und wenn es Schelme wären, so sei dieß dem Polizeier seine Sache, warum würde ihn sonst die G'meind zahlen, wenn jeder dann noch selber den Schelmen nachlaufen sollte». Und er legte sich aufs andere Ohr und schnarchte wieder sein Gsätzlein fort.

Aber immer näher kam das Rasseln und Rollen, bis hinters Haus, dann die Einfahrt hinauf. Dann fing ein knistern und rascheln an oben auf der Bühne, als ob alle Mäuse des ganzen Kantons dort Kilbe hätten, dazwischen keine einzige menschliche Stimme. Das ging nicht mit rechten Dingen zu! – Der Mutter lief der bittere Angstschweiß über alle Glieder. Sie besann sich nicht einmal mehr auf den Rosenkranz vor lauter Schrecken, so gerne sie gebetet hätte. Endlich hörte man wieder Rosse stampfen, Wagen rollen, vom Hause fort, weiter und weiter, bis endlich das letzte Geräusch sich in der Stille der

Nacht verlor, und es der friscaufathmenden Bäurin vorkam, als habe sie nur ein böser, angsthafter Traum geplagt.

Wie erschien da am andern Morgen das Weibervolk mit bleichen Gesichtern am z'Morgenessen! Wie wussten sie da zu berichten von Allem, was sie gesehen und gehört, Eines mehr und schrecklicher als das Andere, so daß einem die Haare hätten zu Berg stehen mögen, und der Löffel auf dem Wege zum Maul einem stecken blieb. «Das sei gewiß der Dürst oder das Gäuthier gewesen», meinte der Petersepp. – «Es komme, von wegen weil die Leute jetzt so schlecht und gottlos geworden seien und nicht mehr übers Wetter läuteten, wenns donnere, sagte die Mutter, sie wolle aber bim Düfel die verfluchten Donners Meitschene schon besser zum Beten dressieren in Zukunft». – Der Blamperhans aber war der Ansicht, es bedeute erstens Krieg und zweitens, daß nun die Cholera kommen werde, welche die Leute wegputze als wie die Fleugen. «Das sei aber gleich, es bleiben unserer noch genug», meinte er.

Doch das Chnechtli mit der Düngersammlung von den sieben Meistern an den Zwilchhosen hatte ob alldem keine Silbe verlauten lassen, sondern schielte nur so überzwerch bald nach dem Bauer, bald nach der Bäurin. «Was er eigentlich zu lachen habe auf den Stockzähnen?» frug endlich die Meisterin. – «Aparti nichts, entgegnete der Seppli, er wäre nur froh, daß heuer der Heuet so ring vorübergegangen sei.»

«Wie so?» meinte der Blamperhans.

«He, die Nachtbuben hätten ja nächti die obere Hofmatt im Mondschein gemäht und dann das Gras grad auf die Wagen geladen und auf die Bühne geführt. Wäre er der Meister, er ließe sich ein Trinkgeld nicht gereuen. Der Heustock werde wohl nicht dest' schlechter werden, das Gras sei ja schon auf dem Stengel dürr gewesen.»

Auf dem Kirchweg waren heute lauter lachende Gesichter anzutreffen, denn des Blamperhansen waren nicht dabei; vier Wochen lang aber sprach kein Mensch im Dorf von was Anderm, als vom lustigen Nachtbubenstücklein, vom Heuet auf dem Nesselhof.

Der Erdäpfelteufel.



In einem einsamen Schachen, ich sage nicht, ist's an der Aar oder an der Emme, steht eine Hütte. Sie ist hinter Weiden und Erlen halb verborgen. Junge Erlen und Weiden wachsen auf dem halbverfaulten Strohdach, sonst schiene vielleicht Mond und Sonne durch Löcher und Spalten auf den armseligen Laubsack herunter, welcher fast den einzigen Hausrath der einzigen Stube der Schachenhütte ausmacht. Denn der Dachdeck, der die letzte neue Schabe aufs Dach trug, liegt wahrscheinlich schon seit zwanzig Jahren im Grab.

Soll ich dir die Hütte noch des Weiteren beschreiben, lieber Leser? Du bist gewiß schon bei mehr als einer, die ihr glich, vorbeigekommen, wenn bei deinen Gängen über Feld dein Weg dich etwa hinter einem abgelegenen Wald vorbei, oder an den Berg hinauf führte, wo Fuchs und Haas einander gute Nacht sagen. –

Der Inwohner der Schachenhütte hieß Ruedhannes und war früher in Neapel Soldat gewesen, wo die Halbe Wein einen Halbbatzen kostet. Jetzt tagelöhnerte er, wenn er nicht hinter einem halben Schoppen Schnapps saß, oder hinter einem Zaun einen Rausch ausschließ, oder daheim die Frau prügelte.

Das Lisebethli war früher das schönste Mädchen in der ganzen Wasseramtei



gewesen. Aber jetzt – du mein lieber Gott! hat es dir wüst geböset. Wo sind deine rothen Backen geblieben und deine Kappe mit den himmelblauen Mäscheli? Was hast du aus deinen runden Armen gemacht, deinem sammtnen Vorstecker und deinen seidenen Fürtüchern? – Um die Schachenhütte schleicht ein bleiches, mageres Ding, dem Hunger und Kummer aus den hohlen Augen schauen. Von seinem abgeschossenen Jüpplein lampen die Fetzen herunter und daran hängen ein Paar in Lumpen gehüllte hungrige Kinder. Welcher von euch, der vor Jahren einmal mit dem hoffährigen Lisebethli in Ammannsegg oder Kriegstetten getanzt hat, vermöchte des Ruedhannes Frau jetzt wieder zu erkennen?

«Nenni, gimmer öppis z'ässe», rief der ältere Bub und blickte mit hohlen hungrigen Augen an die Mutter hinauf. «Ig au ässe», lallte der jüngere nach. – Sie hätte kein Brod mehr, war der Mutter Antwort. «Su wey mer Händöpfel», schrien beide aus einem Munde. Sie hätte auch keine mehr. Beide Buben fingen bitterlich zu flennen an. Sie sollten nicht brieggen, beschwichtigte die Mutter; der Aetti krame vielleicht Brod, wenn er heim komme, und Erdäpfel würde es dann auch bald geben auf ihrem Erdäpfelplätz. «Chömet, Ching, mir wey go luege, wie sie so chrutig sy und so schön blüije.» Und ein Strahl des Trostes fuhr dem Lisebethli durch das Herz, und ein Sonnenblick der Freude über das bleiche Gesicht. Denn der Erdäpfelplätz hinter der Hütte am Waldrand, der war Lisebeths einzige Zuversicht und rechtmäßiger Stolz. Ganz allein, mit Hacke und Karst, hatte es das wilde Fleckchen Erde zahm gemacht. Wie oft hatten seine Hände geblutet von den Brombeerstauden, die es hatte reuten müssen? Wie mancher heiße Schweißtropfen war ihm von der Stirn geronnen, bis der Haufen Steine zusammengelesen war, der neben dem Acker abseits lag? Wie manchen Abend hatte sich Lisebeth hungrig auf seinen armseligen Laubsack gelegt, bis die Setzlinge von eigenen Mund abgespart waren? Dafür wuchs und gedieh die kleine Pflanzung aber auch so freudig fort. Dunkelgrün, wie Schnittlauch, waren die Stauden und legten sich breit über die angehäuften Erde. Dolde an Dolde hingen die weißen, blaßblauen und röthlichen Blüten mit dem goldgelben Herz.

«Lug, Hansli, wie sie gewachsen sind seit letztem Sonntag! gell, Rudeli, wie schön Meye sie hei!» Und wenn sie dann erst reif seien, meinte die Mutter, so brauchten sie niemals keinen Hunger mehr zu haben, den ganzen Winter nicht, sondern sie hätten dann immer Erdäpfels genug. – «Brägleti Händöpfel, die sind recht gut», schmunzelte der Hansli. – – «Wenn chöme-mir über? gell, Müetti, hüt wottsch-is choche?» hielt der kleine Rudeli an. – Sie müßten warten, bis sie reif seien, belehrte die Mutter, was aber der hungrige Magen des Buben



nicht recht begreifen wollte. Das Müetti solle machen, daß sie jetzt schon reif seien!

Um die Kinder zu geschweigen, erzählte ihnen nun Lisebeth von all den guten Sachen, die es ihnen aus den Erdäpfeln zubereiten wolle, wenn sie dann erst reif wären: Erdäpfelmöckli, Erdäpfelbry, Erdäpfelröste, Erdäpfelsuppe. «Dann wollten sie aber auch Erdäpfel in der Asche braten, wenn sie ihre Geiß hüteten», meinte der Hansli.

So kehrten die Mutter und die Buben zwar eben so hungrig und nicht minder entblößt von des Lebens Nothdurft, als wie sie gegangen waren, nach der Schachenhütte zurück, aber viel reicher an Hoffnung, und glücklich in der Aussicht auf die leckern Erdäpfelmähler, die in etlichen Wochen ihrer warteten. Sie setzten sich auf ein Paar Reisswellen vor die Hütenthüre, des Vaters zu harren, der schon Samstag früh fortgegangen war, – auf die Arbeit, wie er sagte, aber jetzt, Sonntag Nachmittags, noch immer nicht heimkehren wollte.

War es Liebe, warum Frau und Kinder auf den Vater b'langten? Schwerlich! Denn gewöhnlich waren es Prügel, die er heimkramte statt Lebkuchen und Flüche statt Zuckerkandel. Da versteckten sich dann gewöhnlich die Kinder in einem Winkel, und Lisebeth ging ihm, wenn es konnte, aus dem Weg. Aber heute hatte sie der Gang zum Erdäpfelplatz besonders freudig gestimmt. Sie glaubten auch, der Vater könnte einmal gut gelaunt nach Hause kommen, vielleicht sogar einen Laib Brod oder einen Batzen Geld mitbringen, daß man etwas zum einbrocken gehabt hätte in den Tropfen Geißmilch zum Nachtessen – freilich ein Zufall, der sich noch selten ereignet hatte, vielleicht noch nie – aber einmal ist das erstemal, meinte Lisebeth.

Schon schien die Sonne ganz schräg durch das goldig, grüne Erlenlaub und die Amseln pfffen im Wald ihr Abendlied. Da tönte plötzlich aus dem Tannendunkel heraus ein anderer Gesang; es war das Johlen einer heisern Stimme, die sang:

«Allewyl Branntewy mag-i-nit.
Zu Ziten-es Chrügli mit Bier;
Numen-eis Schätzeli han-i-nit,
Zu Zite zwöu, drü oder vier.»

«Das sei der Vater», meinte Hansli – dem Lisebeth ging ein Stich durchs Herz.

«Ein Löhl, wer das Lied erfunden hat, rief jetzt der Ruedhannes, indem er aus dem Walde heraustrat; Branntewein möge man alleweil.» – «Da weiß ich ein besseres, erwiederte eine andere Stimme aus dem Wald heraus:

«Schnapps, Schnapps, Schnapps! Du edles Getränk,
Du bist und bleibst von der Natur das köstlichste Geschenk.»

«Das sei auf si Gottseel wahr», bekräftigte der Ruedhannes und ließ einen Jauchzer aus, daß es im ganzen Schachen herum an den Waldrändern wieder-tönte.

Ein Fremder trat hinter ihm aus dem Wald heraus. Das war ein seltener Zufall, wenn sich einmal Einer in den abgelegenen Schachen hinunter verirrte, – hie und da etwa der Landjäger, wenn er dem Ruedhannes wegen ein Paar Tannlein oder jungen Buchen, – im Mondschein geholt – vor den Präsidenten bieten mußte. –

Zwar schien der Vater in allerbesten Laune und der Fremde war kein Landjäger; er trug einen grünen Rock und ein graues Filzhütchen. Aber in seinem schwefelgelben Gesicht war, der Schnauz abgerechnet, kein rothes Flecklein zu sehen, und aus seinen graugrünen Katzenaugen stach es Einen schon von weitem, als wie durch Leib und Seele; der konnte nichts Gutes bringen. Dem Lisebeth lief kalt über den Rücken. Der Hansli duckte sich hinter die Reisswellen und Rudeli suchte flennend hinter das Fürtuch der Mutter sich zu verstecken.

«Das Lisebeth solle den Ankenhafen füre machen, rief der Ruedhannes schon von weitem. Er bringe einen fremden Herren zu Gast. Mußt uns eins kücheln.» – Das wäre eine Kunst gewesen für die arme Frau, denn nebst dem Anken braucht man bekanntlich zum kücheln auch Mehl. Und wie lange war's her, daß in der Schachenhütte weder das Eine noch das Andere gesehen worden war? – Das Blut stieg in Lisebeths bleiche Backen. «Es werde wohl sein Ernst nicht sein, sagte sie.» – «Laß es gut sein, stichelte der Grünröckler. Er wisse wohl, daß die Weiber nur dann gern kücheln, wenn die Mannen aus dem Hause seien.» – «Sie hätte nichts als ein Paar Tropfen Geißmilch, entgegnete die Frau, und hätte geglaubt, der Mann bringe vielleicht vom Verdienste heim.» – «Geißmilch begehre er keine», lachte der Grünröckler und – «so schlecht als das Lisebeth ihn machen wolle, sei er denn doch noch nicht, fügte der Ruedhannes bei; er denke auch an Frau und Kind daheim, wenn ihm einmal etwas Gutes über den Weg laufe. Da nimm! mag dir auch ein Paar Schlücke gönnen; es ist Erdäpfelgeist, vom besten, er brennt den Rachen hinab wie lebendiges

Feuer.» – «Es möge nicht, es sei's nicht gewohnt», meinte Lisebeth. – «So soll es mira Geißmilch saufen bis es zerplatze; so lang er so was habe, wolle er ihr sie nicht vergönnen.» Und heiser in den Wald hinein johlend zog der Ruedhannes zwei Flaschen aus seinen Kitteltaschen hervor.

«Sie wollten an die Geschäfte, mahnte der Grünröckler. Das sei nicht das letzte, das er heute noch abzuthun gedenke. Wie er sehe, hätten sie nicht mehr weit zu laufen; er wolle sich die Sache nun gleich ein wenig näher beschauen.» – Und die beiden Mannen wandten ihre Schritte gegen Lisebeths Erdäpfelplätz, der hinter der Hütte am andern Waldrand lag. In dunkler Angst folgte ihnen die Frau von weitem.

«Sie ständen nicht so böse», meinte der Grünröckler und strich seinen zündgelben Schnauz. – «Brävere fände er, si Gottseel, im ganzen Kantone keine, bekräftigte der Ruedhannes; es würde einen schönen Haufen geben.» – «Fünfzehn Säcke, wenn's gut will», bemerkte der Fremde.

«Der versteht's», dachte Lisebeth, das hinter einem Strauch den Reden der Männer zuhorchte.

«Dreißig Maaß! fuhr der Grünröckler fort. Willst du, so ist der Handel geschlossen.» – «Vierzig müssen's sein», märtete der Ruedhannes. – «Wir theilen, fünfunddreißig, keinen Tropfen mehr; magst nicht, so laß es bleiben.» – «Aber vom Besten, wo man spürt im Hals, dingte der Säufer noch ein, und die beiden Flaschen, die er schon im Besitz habe, pärsse als Trinkgeld.» – «Es sei, schlag ein!» – und der Fremde streckte dem Ruedhannes die Hand entgegen, an deren Finger, wie es Lisebeth von weitem dünken wollte, lange Krallen gewachsen waren.

Da ging der geängstigten Frau ein plötzliches Licht auf. Um ihre Erdäpfel, die Frucht ihres bitteren Schweißes, – um ihre Erdäpfel, ihre und ihrer Kinder einzige Freude und Zuversicht, – um ihre Erdäpfel, die noch unausgewachsen und ungeschält im Boden lagen, sollte der Handel ergehen. Aber da hab' es auch noch ein Wort dazu zu reden! Und noch bevor der Ruedhannes hatte einschlagen können, stand es zwischen beiden: «die Erdäpfel gehören ihr, die sie gepflanzt und besorgt, und sie lasse sie nicht um Schnapps verschachern.» –

Aber der Grünröckler grinste sie höhnisch an: «ihr Mann sei ihr natürlicher Beistand, und könne mit der Sache schalten und walten nach seinem Belieben. Oder ob sie vielleicht um Gütertrennung nachsuchen wolle? Es wolle ihn bedünken, es wäre nicht stark der Mühe werth.» – «Und ihns bedünk' es, erwiederte Lisebeth, eine arme Frau ausfoppen, trage so einem Herrn nicht viel ab. Die Erdäpfel laß es doch nicht verkaufen.» –



Dem Ruedhannes war es ungelegen, daß die Frau ihm in den Handel gelau-
fen. Er stand da, als ob er das Oel verschüttet hätte und kratzte sich hinter den
Ohren. – «Ob vielleicht das Lisebeth die Hosen anhave, meinte der Grünrück-
ler. Es wolle ihm fast scheinen, hier gehe es als wie im Lied: die Frau sei Meister
und nicht der Mann.» – Der Fremde hatte dem Ruedhannes bald abgemerkt,
wo er chuzlig war. «Das Lisebeth solle sich zäpfen, oder er wische ihm Eins
hinter die Ohren, daß es wisse warum es pläre.» – «Das sei einmal gesprochen
wie ein Mann, ermunterte der Grünrückler. Der Handel sei also abgemacht.»

Aber Lisebeth, um deren Erdäpfel es ging, war nicht so leicht abzufertigen:
«sie bitte um tausend Gottswillen, ihr und den Büblein dieß nicht zu leid zu
thun; was sie dann essen sollten während dem ganzen langen Winter, wenn
sie die Erdäpfel nicht hätten?» – «Es gelte fünfunddreißig Maaß vom Besten,
flüsterte von der andern Seite der Fremde.» – «Fressen die Erdäpfel? das
sei gut für die Säue, brüllte der Ruedhannes die Frau an; saufen wollen wir

sie, hörst nicht! Fünfunddreißig Maaß gibt's und dazu noch zwei Flaschen z"Trinkgeld.» – «Willst du deine eigenen Kinder verhungern lassen?» bat Lisebeth. – «Solcher kleinen Kanailen geb's noch genug auf der Welt, ob die beiden draufgingen oder nicht, meinte der Grünröckler. Bevor er sich umsehe, habe der Ruedhannes wieder die Hütte voll solcher Schreihäse, – mehr als ihm lieb seien.» –

Dem Lisebeth wollten die Haare zu Berg stehen bei dieser Rede, und Angst und Zorn lösten ihr die Zunge: «Ob er ein rechtsiger Mensch sei oder ein Udüfel? ob er denn auch ein Herz im Leibe habe? Er sollte sich schämen, daß ihm das Blut roth würde; aber es bedünke ihns, das Schämen hätte er schon längst verlernt, sonst würde er nicht dem Lieberherrgott sogar den Sonntag abstehlen, um arme Weiber und Kinder um ihre letzten Erdäpfel zu bringen!» – Im Grünröckler kochten Gift und Galle: «der Ruedhannes solle ihm das Mensch vom Hals schaffen, sonst sei es mit dem Handel aus. Den fünfunddreißig Maaß könne er dann Nachsehen und die beiden Flaschen, die er schon habe, müsse er auch wieder herausgeben. Sollt' es ihm aber blos an Kurasch fehlen, die Frau zur Vernunft zu bringen, so werde ein guter Schluck dem Ding schon nachhelfen.» – Ruedhannes ließ sich den Rath nicht zweimal geben, sondern setzte eine der beiden Flaschen, die er noch immer mit sich herumtrug, an, und that ein Paar lange Züge. «Jetzt wolle er, bym Sakerment, zeigen, wer im Schachen Meister sei», – worauf er mit Flüchen und Schlägen auf das Lisebeth losfuhr, bis es blutend und heulend seinen Erdäpfelplätz im Stich ließ und der Hütte zuschwankte.

Jetzt war der Handel bald im Reinen. Den ganzen Ertrag des Aeckerleins sollte der Grünröckler für seine Brennerei erhalten, und dafür die ausbedungene Anzahl Maaße Schnapps beim Abholen der Erdäpfel in die Schachenhütte liefern. – «Komme der Ruedhannes einmal bei seiner Brennerei vorbei, die Bekanntschaft zu erneuern, so wolle er ihm dann einen Tropfen einschenken, wie er seiner Lebtage noch keinen getrunken. Jetzt könne er sich nicht mehr länger aufhalten, er habe heute noch manchen Kauf abzuschließen», worauf er noch einen Blick über den grünen Acker warf und dann im Wald verschwand.

«Sie seien hungrig, riefen die Buben, als der Vater nun allein zur Hütte zurückkehrte: hesch üs nüt g'chromet?» – Lisebeth lag krank auf dem Laubsack.

«Freilich habe er etwas gekramt, es sei gut für den Hunger und für den Durst», – damit zog er seine Flaschen aus den Kitteltaschen hervor. Hansli, welchen der Hunger in den Därmen zwickte, griff gierig danach und that einen langen Zug. «Der kann's, lachte der Alte, – er schlage dem Vater nach. Nun

solle es der Rudeli auch probieren.» Unterdessen leerte er die andere Flasche in gierigen Zügen.

Bald lagen Vater und Buben betäubt auf dem Boden der Hütte. Lisebeth hob die Kinder auf und brachte sie zu Bette, und wälzte sich dann in trostlosem Kummer auf ihrem armseligen Lager. Der Morgen weckte sie aus schweren Träumen. Hansli und Rudeli lagen noch bleich und schwerathmend in tiefem Schlummer. Ruedhannes war schon fort. War es einer ihrer bösen Träume gewesen, oder war es wahre Wirklichkeit, daß der Vater die Erdäpfel schon im Boden dem Grünröckler um Schnapps verkauft. Nein! das konnte, das durfte nicht sein! Aber mit eigenen Augen mußte es sich davon überzeugen, daß sie noch da seien, daß der Grünröckler sie nicht weggeholt habe übernacht.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihm – schwarz und verdorrt lag der Acker da, gestern noch so frisch und schön, – schwarz und verdorrt ließen die Stauden ihre Blätter und Stengel hängen, die gestern noch so grün wie Schnittlauch standen, – schwarz und verdorrt senkten die Blüthendolden, die gestern noch



in so schönen Farben geprangt, ihre Köpfe. Es war als ob ein Feuer sie versengt, als ob ein Frost sie getödtet habe. Und über denselben schwebte ein stinkender Dunst. In der Angst seines Herzens riß Lisebeth eine Staude aus dem Boden; Flecken gleich schwarzen Brandmalen bedeckten einzelne Knollen, andere waren schon ganz schwarz und verdorben. Hin, unwiederbringlich, war Lisebeth's letzte Zuversicht. –

Aber nicht allein in der Schachenhütte war der Jammer los. Land auf und Land ab erhob sich ein tausendstimmiges Wehgeschrei. Land auf und Land ab war übernacht ein Fluch ausgebrochen über das Brod des Armen, über den Erdäpfel, des Menschen treusten Freund, der ihm bis jetzt nie gefehlt hatte, weder in trocknen noch in nassen Jahren. Land auf und Land ab waren die Erdäpfelfelder schwarz und ein stinkender Pesthauch lag darüber.

Man sagt, überall wo die Erdäpfelfelder schwarz geworden, da sei der Grünröckler vorbeigegangen und habe seine giftigen Blicke darauf geworfen. Und wo es am schlimmsten gewesen, das sei da, wo er stehen geblieben, eingekehrt und einen Handel geschlossen habe.

Schweizerisches Soldatenleben.

Ist eine rechte Tröckne im Lande, daß die Erdäpfelstauden die Köpfe hangen lassen und die Bauern, wenn sie über die rothen angebrannten Matten wegblicken, trostlos in den Haaren kratzen, so wird eine Bezirksmusterung ausgeschrieben. Ist dann der Musterungstag gekommen, so beginnt es schon am frühen Morgen zu gießen als wie aus Spritzkannen und gießt fort und fort bis zum späten Abend, und die Erdäpfelstauden heben ihre Köpfe in die Höhe und die Bauern reiben freudig die Hände und dängelen ihre Sensen. Aber je ärger es gießt, desto trockener wird der gemusterten Mannschaft, welcher das Wasser zu den Aermeln hinaus läuft, die Kehle; und ist einmal die Musterung zu Ende und sitzen die Leute in den Wirthshäusern, so möchte man glauben, es wolle ein jeder mit dem lieben Herrgott selber es aufnehmen, wer besser platzregnen könne. Es genießen also nicht nur die welken Erdäpfelstauden und die Bauern mit den trocknen Matten, sondern insbesondere auch die Pintenwirthe des Segens der Bezirksmusterungen.

Weit vor dem Städtchen draußen steht an der Landstraße ganz einsam ein Haus und hat den grünen Mayen ausgesteckt. Die allerletzte zu sein, dient dieser Pinte keineswegs zum Schaden – im Gegentheil. Denn, wer im Städtchen war und hat noch einen Ueberrest von Durst, der ist gewiß nicht so dumm, die letzte Gelegenheit zu verpassen, wo er ihn los werden kann; und wer mit den besten Vorsätzen in's Städtchen ging, und dieselben einen ganzen Tag lang hielt und z'blinzlige bei allen Häusern vorbei marschierte, wo der Herrgott den Arm hinausstreckt und herein winkt, – dessen Herz wird weich und schwach, wenn er an der allerletzten Pinte vorbei soll. Sein Fuß statt gradaus zu steuern, schwenkt links ab, und dann wird gründlich nachgebessert, was man den langen lieben Tag versäumte. Es wäre gegen Consigne und Reglement, trüge Einer an einem Musterungstag noch einen Batzen in der Tasche und ginge vorbei ohne einzukehren, sei er Dragoner oder Kanonier, Jäger rechts, Jäger links oder vom Centrum, Fourier oder Trommelschläger.

Das Bürschlein, das draußen mit der Trommel auf dem Rücken und die Hände in den Taschen Scherm stand, mußte seinen letzten bereits in Umlauf gesetzt haben, sonst wäre es gewiß lieber hineingegangen, von wo her Gläserklirren, Jubel und Gesang gar einladend tönnte, als draußen zunächst bei der Dachtraufe inwendig im Trocknen und auswendig im Nassen zu stehen. Der Trommler hatte schon eine Weile dort gewartet und etlichemal den «lieber Augustin» gepfiffen, als auf einem Sprengwägeli, welches ein wohlgenährtes



Müllerroß zog, einige Kanoniere daher gefahren kamen und richtig beim Pintlein anhielten. «Ob er da draußen Lebkuchen feil habe?» neckten sie den Trommler. «Er habe auf des Müllers Rubi gewartet, der sei ihm von der letzten Kilbe her noch eine Flasche schuldig.» «So solle er mira mit hineinkommen, gab lachend einer der Ankömmlinge zur Antwort, an dessen Aermel die Wachtmeisterschnüre prangten. Von der Flasche, die er schuldig sei, wisse er zwar nichts, aber so viel durch des Trummerfriedlis Gurgel zu laufen Platz habe, vermöge er öppe schon noch zu bezahlen.»

Die Eintretenden wurden von denen drinnen mit lautem Jubel begrüßt. Denn des Müllers Rubi aus dem Schwaderloch, der Wachtmeister bei den Kanonieren war, seine sechs neue Schweizerfuß zwei Zoll maß und den Düfour



auf der Pfeife führte, war bekannt, als Einer bei dem es klingelte, wenn er auf den Hosensack schlug und in seiner Nähe saß selten Einer im Trocknen. Der Trummerfriedli aber war weit und breit als ein lustiger Vogel berühmt, der sich dreimal zu drehen wußte, bevor ein Anderer nur den Kopf gewendet hatte und stets voller Schwänke und lustiger Geschichten steckte. Von Profession war er ein Sackzeichner, weshalb er in gar viele Häuser kam und von jedem Kinde mit Namen genannt werden konnte. Am großen Tisch mitten in der Wirthsstube saß ein ganzer Trupp von Friedlis Kompagnie, dunkelblau und scharlachroth und vergnügte sich an etlichen Maaß Siebenundvierziger, – Sonderbundswein, wie man ihn heißt. In einem Winkel, wo es ordentlich finster war, sah man einige Reservisten, die noch die hellblauen Hosen und die breiten Tschakko führten und schämten sich fast vor dem Tageslicht, das bis zu ihnen drang. Aber ganz vorn beim Fenster trieben ein Paar grün und rothe ihr Wesen; das waren Dragoner, reiche Bauern und Wirthssöhne, die tranken nichts als Zapfenwein, klorrten mit den Schlepssäbeln und schauten die Infanteristen kaum über die Achsel an. Dagegen wollte jeder von ihnen dem Müllerrubi sein Glas darbringen. Der schwenkte in aller Geschwindigkeit etliche derselben hinunter, worauf er in den Sack langte, eine Hand voll Geld herauszog und dasselbe auf den Tisch warf. «Auf einige Flaschen komme es ihm heute nicht an; da sie nun aber gerade unter Kameraden beisammen seien, so solle einmal ausgemacht werden, wer die Wette bezahlen müsse, auf welche sich der Trummerfriedli berufen habe. Es handle sich nämlich darum, wer im Sonderbundskrieg den besten Schwank aufgeführt habe, ob die Kanoniere oder die Infanteristen. Die Dragoner seien unpartheiisch, die sollten entscheiden.» Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und auch der Trummerfriedli sagte, er helfe mitmachen. «So fange an», meinte der Wachtmeister bei den Kanonieren. «Mira wohl, aber dann bitt' ich mir's aus, daß ihr es nicht gar zu genau nehmt; denn wenn man so mitten im Eifer nicht gerade das rechte Wort findet, so lügt man in der Geschwindigkeit etwas dazu.» «Das wäre man von einem gewissen Friedli gewohnt, erwiederten die Andern. Er dürfe es nur nicht zu grob machen.»

Da des Müllers Rubi gerade seinen Düfour stopfte, so füllte der Tambour seinen Stummel ebenfalls aus des Wachtmeisters Päcklein, zündete an und

leitete seine Erzählung mit den Worten ein: «He nu so de! Passet auf und redet mir nicht hinein, bis die Geschichte fertig ist.»

Das war mir eine kuriose Zeit, Anno siebenundvierzig um den Herbstmarkt herum. Da war, wie ihr wißt, keiner sicher, daß er nicht von heute auf morgen sein halbleinenes Chuttli an den Nagel und den zweifarbigen Rock an den Buckel zu hängen habe. Man lebte wie der Vogel auf dem Ast. Dabei machte wohl keiner so gute Geschäfte, wie der Rößliwirth in Lürligen. Er wußte wohl, daß die Leute eben ärger auf Neuigkeiten erpicht waren, als die Spatzen auf die frühen Baslerkirschen. Hatte deshalb zu jeder Stund einige für seine Gäste parat; und gings nicht anders, so schüttelte er handkehrum ein halb Dutzend selbstgemachte aus dem Aermel. Hielt auch zwei Blätter, ein's für die Neuen und ein's für die Alten, in denen jeder lesen konnte, was ihm wohl gefiel. Einige hielten ihm sogar vor, er habe zwei Gesichter, die er nach Belieben aushänge, je nach der Gastig. Item, beim Rößli waren früh und spät alle Tische besetzt und wer etwas Neues erfahren wollte, durfte sich's nicht gereuen lassen, dem pffiffigen Wirth mindestens sechs Kreuzer für einen Schoppen von seinem sauersten zu spendieren.

Saß also mit einem Trupp Kameraden – s'war am andern Sonntag vor Allerheiligen – beim Rößli hinter dem Tisch. Der rothe Wegknecht führte das große Wort. «Die Jesuiter, rief er und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch, – die Jesuiter dürfe man nicht länger mehr gedulden in der Eidgenossenschaft, sonst hätten sie bald das Volk ganz dumm gemacht; man fange schon jetzt ordentlich an, es zu merken. Und der Siegwart wolle uns an Kaiser und Franzosen verathen. Bis der am höchsten Galgen hange, komme es nicht gut im Vaterland.»

Im hintersten Winkel der Gaststube, gleich neben der Thür, saß Einer hinter einem Schoppen Rothen, dem es nicht ganz geheuer zu Muthe zu sein schien. Während er mit dem einen Auge hinter der dicken Karfunkelnase hervor die Gäste der Reihe nach verstohlen musterte, bewachte er mit dem andern die Stubenthüre, als ob er sich für den Nothfall einen unbehinderten Rückzug sichern wolle.

Als der rothe Wegknecht mit der Faust auf den Tisch schlug, hob jener schon den einen Fuß zur schnellen Flucht. Da er aber hörte, daß ein Anderer widerredete: «was sie im Bernbiet dazu sagen würden, wenn die Luzerner und Ländler ihnen ihre Predikanten verjagen wollten? wenn denen da drinnen der Siegwart gut genug zu einem Schultheißen sei, so sollten sie ihn seinethalb behalten;» – so setzte er sich wieder zurecht und ruckte sogar aus seinem finstern Winkel hervor. «Der Siegwart, meinte er, sitze noch fester auf seinem

Stuhl, als dieser und jener, welche er lieber nicht nennen wolle. Und wenn auch der Ochsenbein mit hunderttausend Mann gegen die Länder ziehe, er wette zehn Maaß vom besten Zwetschgenwasser gegen einen halben Schoppen Ankenmilch, er bringe von seiner ganzen Armee kein ganzes Bein mehr nach Haus.» – «Wer er sei und woher er komme? fuhr ihn da der rothe Wegknecht an. Er solle das Maul halten, wenn er nicht Prügel wolle, denn hier sei man liberal und lasse sich nicht von jedem Sonderbündler und Aristokraten ausfötzeln.» – Der Fremde hielt es für gerathen, der Stubenthüre wieder um etliche Schuhe näher zu rücken. Da kam der Rößliwirth ganz nah an mich heran und flüsterte mir in's Ohr: «der Mann mit der Karfunkelnase sei der Koch aus dem Kloster z' nächst im Luzernerbiet drüben; es sollten sich etliche von uns seiner annehmen, wenn wir uns einen Spaß machen und auf unrechthabende Kosten ein Paar Maaß vom Bessern trinken wollten.» Der Wirth führte einen Streich im Schilde, den man ihm nicht verderben durfte, wenn man gut Freund mit ihm bleiben wollte. Stieß daher meine beiden Nachbarn mit dem Fuße und schrie den Wegknecht an: «er solle es nicht probieren, dem fremden Herrn etwas in den Weg zu legen; wir seien in einem freien Land, wo jeder reden könne, wie ihm der Schnabel gewachsen sei. Zudem könne der Herr vielleicht wohl recht haben; – es könne sein, er verstehe sich besser darauf, als unser einer.» – «So meinten sie's auch», riefen drei oder vier Kameraden, denen ich mit den Augen gewunken hatte. «Jetzt merke er doch, daß er unter guten Christen und nicht unter lauter Ketzern und Freischäärlern sei, sagte der Klosterkoch frisch aufathmend, und es würde ihn freuen, mit so wohldenkenden Knaben ein Glas Wein im Frieden zu trinken. Der Herr Wirth solle nur gleich eine Maaß oder zwei aus dem hintern Faß heraufholen auf seine Rechnung.» Als der rothe Wegknecht hörte, daß es etwas zu trinken gebe, so beschwichtigte sich sein Eifer für die gute Sache um ein Merkliches. «So böß sei es eben vorhin nicht gemeint gewesen», – und rückte, als der Rößliwirth mit zwei Maaßflaschen aus dem Keller zurückkam, dem Sonderbündler so nah als möglich. «Braucht nicht Angst zu haben, sprach der Wirth abstellend dem Klosterkoch zu und schnitt ein Gesicht, als ob er Vorbeter beim Rosenkranz wäre. Wir alle sind rechtgläubige katholische Christen und diese Knaben rechnen sich's zur Ehre an, von einem so frommen Mann ein Glas anzunehmen.»

«Ob vielleicht eint oder anderer von uns beim Militär sei?» frug der Klosterkoch, nachdem er eingeschenkt hatte. «Ja freilich wir Alle», war die Antwort. «Da würden wir doch nicht mitziehen, wenn es gegen den Sonderbund Krieg gebe? es thäte ihm leid um so hübsche brave Knaben.» «Wie so?» frugen wir.

Der Klosterkoch ließ einen recht gottseligen Blick zuerst nach der schwarz-angerauchten Diele der Gaststube und dann über seinen rothen Schnabel gleiten, stieß einen starken Seufzer aus, trank ein Glas und sprach endlich mit Nachdruck: «ich sage euch, Knaben, wer das Unglück hat und die Sünde begeht und zieht gegen den Sonderbund zu Feld, der hat seine Heimat zum letztenmal gesehen.» «Das werde doch öppe nicht so gefährlich sein», meinte ich. «Er müsse es besser wissen, er sei erst noch z'Luzern innen gewesen und habe Alles mit eigenen Augen gesehen. Da sei kein Weg und Steg, wo nicht Pulver darunter sei, um ganze Bataillone miteinander in die Luft zu sprengen. Dann seien Schanzen mit vielen hundert Kanonen, die der König von Frankreich geschickt. Hinter jedem Zaune aber stünden Ländlerschützen, von denen jeder auf zwanzigtausend Schritte einen Zweiräppler treffe. Von solchen Schützen hätte man keinen Begriff bei uns.» «Das müsse er bestätigen, rief da der Rößliwirth. Es sei einmal so ein Ländlerscharfschütz bei ihm übernacht gewesen, der habe um einen Schoppen Gigertschwasser gewettet, ein Loch durch den Mond zu schießen und habe richtig gewonnen; man könne das Loch noch jetzt sehen in hellen Nächten.» «Noch eine Maaß, Herr Wirth, befahl der Klosterkoch. Dieß sei aber noch Alles nichts. Erst gestern und vorgestern seien zehntausend Walliser über die Schneeberge gekommen. Die könnten ihren Kanton unten mit einem großen Stein verschoppen, wo dann keine Katze mehr hinein komme, und hätten also alle ihre Mannschaft den Luzernern zu Hülfe geschickt. Sie verstünden weder Deutsch noch Wälsch und schlügen Alles zu Kreuzstücken zusammen ohne Pardon.» Je mehr der Klosterkoch in Zug kam, desto fleißiger ließen wir uns einschenken und nickten gläubig mit den Köpfen. «Zudem, erzählte der Klosterkoch weiter, habe es der Siegwart schriftlich von der Muttergottes selbst, daß sie mit sammt allen himmlischen Heerschaaren, seiner gerechten Sache Beistand leisten werde. «Ganz richtig! bekräftigte der Rößliwirth; er habe auch von der Sache gehört. Das Schreiben sei mit goldenen Buchstaben auf himmelblaues Seidenpapier geschrieben gewesen und von einem Engel mit Extrapost aus dem Paradies gebracht worden.» Wir Andern mußten uns auf die Lippen beißen, um nicht heraus zu platzen; waren aber Etliche dabei, die den Spaß nicht verstanden, denen wurde katzangst und glaubten in allem Ernst an die Pulverfässer unter allen Straßen, an die Ländlerschützen, welche Löcher in den Mond schießen, an die gräulichen Walliser und auch nicht minder an den himmelblauen Brief der heiligen Muttergottes. Unter den Schlotterern war der rothe Wegknecht, der ein Paar Gläser über den Durst getrunken hatte, keineswegs der letzte.

«Es wäre ihm schon recht, nicht dabei zu sein, wenn es z'Chrieg gehe. Das sei aber z'Düfels Sach, daß man in's Loch komme, wenn man sich nicht stelle. Und wär's nur für ein Paar Wochen oder Monate, so bis gegen den Heuet, so wäre es ihm grad gleich. Aber ein oder zwei Jahre und dann noch um das Brod zu kommen, sei doch zu viel.» «Von einer Kanonenkugel mitten abeinander geschossen zu werden oder auf einem Pulverfaß in den Mond hinauf zu fliegen, sei noch mehr, meinte der Klosterkoch. Uebrigens wäre noch ein anderer Ausweg. Wir sollten sammt und sonders nach Luzern hinein. Es befänden sich dort schon mehr als tausend aus dem freien Amt und anderswo her; sie würden in besondere Bataillone eingetheilt und erhielten den doppelten Prä. Bei den hochwürdigen Vätern Jesuitern könne man aber Zeicheli bekommen, die jeden, der sie trage, kugelfest machten. So wisse man doch bestimmt, daß einem nichts geschehen könne.»

Ich glaube, der Schelm hielt uns bereits alle für den Salis-Soglio geworben, als der Landjäger in die Gaststube eintrat.

«Da treff ich euch ja hübsch beisammen, rief er, als er uns hinter dem Tisch erblickte. Dacht's wohl, daß ich mir beim Rößli ein Paar Gänge ersparen könne.» «Wir werden doch nicht vor den Richter müssen?» frug Einer. «So gefährlich sei's grad nicht, lautete des Landjägers Antwort. Der Befehl lautete blos: den Habersack auf den Rücken und das Gewehr in Arm.» «So müssen wir also z'Chrieg?» riefen wir Alle in einem Athem. «Denk wohl! Die Tag-satzung habe einmal für den Anfang ein Aufgebot von hunderttausend Mann beschlossen; man treffe Staffeten auf allen Straßen an. Er selbst habe einen ganzen Wisch von Aufgeboten zu besorgen. Da ist gleich eins für dich, Trummerfriedli; kannst deine Schlegel wieder rühren. Für den Rothen da hab ich's auch und für den Petersepp und den Hanssepp und den Durssepp. Nehmt nur gleitig und lest sie euch selber aus!»

So mußst' ich also die Trommel umhängen und z'Chrieg.

Während der Düfour mit zwanzig oder dreißig Bataillonen auf Freiburg los marschierte, mußte das unsre die Grenze gegen das Luzernerbiet hüten helfen. In den Grenzdörfern war dazumal ein Gewühl und Gewimmel von Soldaten, daß den Meitschene darob das Herz im Leibe lachte und die Alten, die uns füttern mußten, in den Haaren kratzten. Da waren Scharfschützen aus Appenzell, Dragoner aus dem Thurgau, Kanoniere von Bern, Jäger aus dem Baselbiet und Infanterie aus allen Kantonen, Bataillon an Bataillon; das surrte Alles durcheinander, wie in einem Impstock, der stoßen will. Hie da sprengten ein Paar Grüne vom eidgenössischen Stab daher, deren karmosinrothe Auf-

schläge, goldene Epauletten und Federhüte schon von weitem schimmerten. Des andern Tages kam dann vielleicht eine lange Wagenreihe gefahren mit Waidlingen, Balken und Laden; das waren die Ponton, wo man braucht, um Brücken zu schlagen, oder rollte ein Gehäus, wie ein Ofenhaus auf vier Rädern heran und ein Paar Hellblaue humpelten auf lahmen Biggern daneben her, was man einen Feldspital nennt. Dann kamen wieder Staffeten gesprengt bald Land auf, bald Land ab, einige mit schönen, glänzenden Helmen, andere mit Tschakkos, man hätte sie mit Nutzen als Löscheimer verwenden können. Dazu wurde hier deutsch, dort wälsch geflucht; in einer Ecke brannte der Berner sein Donners-Donner, der Zürcher seinen Strohlhagel los. Und während heute die hoffährtigen Dragoner die Fünfliber mit vollen Händen ungezählt in allen Ecken herum rollen ließen, und jedes Babi und Züsi mit Champagner traktiert wurden, sangen morgen die Appenzellerschützen bei einem Schoppen Gigertschwasser ihre lustigen Lieder, wo einem dabei das Herz noch einmal so weit aufging, als gestern beim Champagner. Aber so kunterbunt auch Alles durcheinander schwirrte, so spürte man doch, daß man zusammengehöre, als wären alle aus einem Dorf. Das machte das rothe Armband mit dem weißen Kreuz, welches jeder trug, keiner schöner und keiner schlechter, der Tambour wie der Obergeneral, der Schneckenwälsche wie der Zürihegel, der welcher einen glitzernden Helm aufhatte, wie jener, dem ein umgekehrter Löscheimer auf dem Kopf wackelte.



Hatten auch meistentheils gutes Quartier bei den Bauern. Denn es war fast keiner, der nicht selber einen Buben im Kriege hatte. Da langte dann die Mutter, wenn sie der Einquartierung das Essen kochte, noch einmal so tief in den Schmalzhafen, als ordinäre, weil sie voraussetzte, die Frau, wo ihr Kobi oder Hans im Quartier liege, werd' es auch so machen. Mit dem Exerzieren wurden wir nicht sehr geplagt. So rutschte man also in den Wirthshäusern und Pinten herum, so weit das Prä langen mochte; wenn dann die Paar Batzen verthan waren, ging sonst einen Weg aus, wer nicht den ganzen Tag beim Bauer auf der Kunst liegen und schlafen mochte, und trieb jeder Kurzweil, so viel er konnte.

Strich einmal mit etlichen Kameraden hinten ums Dorf herum. Weis nicht mehr genau ob wir's auf Aepfel, oder Nüsse, oder Meitschi abgesehen hatten. Da begegneten wir einem in einem Kaputrock, der den Kragen hoch über die Ohren hinauf gezogen hatte. Vorn aus dem Kragen hinaus, wo er nicht recht zusammenging, glänzte etwas wie ein Karfunkelstein. Halt, dacht' ich, den Vogel kennst du am Schnabel; einen so schön angerauchten Maser im Gesicht führt kein anderer als mein Freund, der Klosterkoch. Was will der hier um diese Zeit? – Der fromme Mann mußte auf krummen Wegen wandeln. Nur Geduld, dacht' ich. Hab schon manchen Schlauerer erwischt. Wollen einmal sehen, ob wir diesem nicht hinter die Schliche kommen.

Schickte also einen der Kameraden dem Haag nach gegen das Dorf, um dem Koch einen Vorsprung abzugewinnen; der sollte sich als Schildwache aufstellen und ihn anrufen, – wir andern wollten ihm den Rückweg abschneiden. Gesagt, gethan. «Werda!» tönt es plötzlich dem Klosterkoch entgegen, der schon unbemerkt durchgeschlüpft zu sein meinte. Eilig machte er rechts um kehrt und wollte den Rückzug ergreifen; aber «wer da» tönte es ihm nun auch hier entgegen, wo wir uns hinter etlichen Nußbäumen aufgestellt hatten. «Gut Freund!» Und als ob er Feuer unter den Sohlen hätte, wollte er von dannen. «Haltla, Mano! rief ich und faßte ihn am Mantelkragen. Es seien etliche da, die Zeicheli kaufen möchten.» «Ich solle ihn lassen seines Weges gehen. Er kenne mich nicht und wisse nicht, was ich von ihm wolle.» «Dem Trummerfriedli werd' er öppe noch nicht vergessen haben; es seien ja noch keine drei Wochen, seit wir beim Rößliwirth z'Lürligen mit einander getrunken. Der arme Sünder wurde immer bleicher. «Das nächstmal wollten wir unsere Bekanntschaft erneuern, meinte er; jetzt pressiere er heim.» «So solle er mir doch anvertrauen, was er im Dorfe auszurichten gehabt, da er nun so plötzlich umgekehrt?» «Er werde sich beim Hauptmann beklagen.» «Wir wollten ihn dahin begleiten», sagte ich. Dieser Vorschlag wollte ihm aber doch nicht gefallen, denn plötzlich

fiel er mir zu Füßen und bat um aller Heiligen Willen, wir sollten ihn laufen lassen und doch nicht unglücklich machen. «Nicht eher, als bis du gebeichtet hast, welch Spitzbubenstücklein du im Dorfe ausführen wolltest.» «Er hätte bloß zu seinem Schatz gewollt; wenn's aber die Herren Soldaten zürnen thäten, so wolle er gewiß nie wieder kommen.»

Hatte unterdessen den guten Freund etwas schärfer in's Auge gefaßt; da wollt' es mich bedünken, als ob er auf der linken Seite gar einen sonderbar geschwellenen Fuß habe und konnte doch laufen, als er uns zu entwischen meinte, wie ein Hirsch. «Ob er sich gewirset habe am Bein oder aber ob er das schnelle Laufen nicht vertragen könne? Mir schein's, es fehle ihm was am Fußgestell.» «Nicht daß er wüßte» – und suchte mit dem Zipfel seines Mantels das geschwollene Glied zu verdecken. Da that ich, als falle mir mein Tabakspäckchen zufällig zur Erde, bückte mich, langte aber statt nach dem Päckchen nach des Klosterkochs verdächtigem Strumpf; das rauschte nun unter dem Strumpf als wie Papier. «Eine kuriose Manier, seine Schriften herumzutragen», sagte ich. Der Klosterkoch, dem's immer unheimlicher zu werden schien, probirt' es noch einmal, Reißaus zu nehmen, aber zu seinem eigenen Schaden. In zwei Minuten war er wieder in unsern Händen. Einer riß ihm den Strumpf vom Fuß und heraus fiel ein dicker Brief. «Der werde wohl für seinen Schatz sein, sagte ich; ich wolle ihn ohne Trinkgeld bestellen. Jetzt solle sich aber der Patron von dannen machen, so schnell es sein kurirtes Bein vermöge; lasse er sich dann noch einmal erwischen, so würde er am Aste des nächstbesten Nußbaumes aufgehängt werden, wie ihm von Rechts wegen schon jetzt geschehen sollte, und wogegen ihm kein einziges seiner Zeicheli helfen würde.» Die Ermahnung, sich davon zu machen, ließ er sich nicht zweimal sagen, sondern nahm den Finkenstrich, als ob ihn der Hund gebissen, ohne sich einmal die Mühe zu geben, den Strumpf zu binden.

Wir andern zogen mit dem dicken Briefe ganz hochmüthig zum Hauptmann von der Wache. Dem fiel fast die Cigarre aus dem Mund, als er die Adresse las. Es sei ein Schreiben von Siegwart an den Gesandten von Frankreich. Sogleich mußte eine Ordonanz zu Pferde sitzen und mit unsrem Fang in's Hauptquartier. Wir dünkten uns um einen ganzen Zoll gewachsen, da wir hörten, welche Teufelei wir an's Tageslicht gebracht und es kitzelte uns bis in den großen Zehen hinunter, im nächsten Tagsbefehl unser Lob vor dem ganzen Bataillon ablesen zu hören. Kam aber anders. Alldieweil wir den Spion nicht auf die Wache gebracht, sondern gegen die Consigne hätten laufen lassen, kam jeder, der beim Spaß mitgeholfen, drei Tage in's Loch, meine Wenigkeit, als der Rädelsführer



noch überdieß einen Tag extra darüber, nach dem Sprichwort, das da heißt: der Tambur denkt und der Hauptmann lenkt.

Als der Trummerfriedli mit seiner Geschichte zu Ende war, brach die gesammte Mannschaft in jubelnden Beifall aus. Sogar eint und anderer Dragoner ließ sich herab, ihm ein Glas darzubringen. Insbesondere jedoch freuten sich die Infanteristen und stichelten laut genug, bei den Kanonieren wäre dieser und jener, der ein großes Maul führe, aber der sei noch nicht gekommen, der dem Friedli sein Stücklein durch zu thun im Stande sei. Als das Sticheln nicht bald aufhören wollte, trank Müllers Rubi sein Glas aus und stellte es dann auf den Tisch ab, daß die andern, die daraufstanden aus Schrecken in die Lüfte fuhren,

worauf er sagte: «er hätte geglaubt, solche Stücklein wären viel zu einfältig, als daß jemand seine Freude daran haben könne; aber öppen-öppis so apartig Merkwürdiges, als ein Chübelischläger mitgemacht habe, könne man bei den Kanonieren auch noch erleben.»

«So gieb's los, wenn du was weißt», mahnte ein Korporal von den Dragonern, der daheim von sechs Pferden das schönste auslesen konnte, als er zum erstenmal nach Solothurn zur Instruktion einritt – von einem Minderen hätte sich der Müllerrubi nichts befehlen lassen – und schlug, um an den Tischen Ruhe herzustellen, mit der eisernen Säbelscheide klirrend auf die Bank.

Wer noch nie dabei war, wo eine Batterie Zwölfpfünder ausrückte, fing nun also der Kanonier-Wachtmeister, seinen Schnauz streichend, an, der hat beim Donner noch gar nichts gesehn. Wenn man nur daran denkt, so lacht einem schon das Herz im Leibe. Voraus die Trompeter mit ihrem lustigen Geschmetter; dann die gewaltigen, glitzernden, blankgeputzten Pfeifen, vor jeder acht stampfende schnaubende Rosse; dann die Munitionswagen vollgepfropft mit schweren Patronen; ganz hinten die Feldschmiede. Aber neben dem Zuge daher sprengend stolz zu Roß die Offiziere und Unteroffiziere mit den wehenden Roßhaarbüschchen und den klirrenden Schleppsäbeln; endlich die Mannschaft, fast keiner minder messend als sechs Fuß, mit den breiten Scharlachstreifen auf den dunkelblauen Hosen und den glitzernden Messingschuppen auf den Schultern, munter einherschreitend neben ihren Stücken. Das ist ein Schmettern und Klirren, ein Gerassel und Gestampfe, ein Glitzern und ein Glänzen, man möchte glauben, der Herrgott selber komme mit den himmlischen Heerschaaren zum jüngsten Tage anmarschiert. He, Friedli, das sieht nach was Anderem aus, als wenn ihr andern gemeinen Infanteristen mit dem Schießprügel auf dem Buckel daher gefoselt kommt!

Hatte aber auch Alles gewaltigen Respekt vor uns und wo wir einrückten, da vergaßen die Leute die Mäuler zuzuthun. –

Es b'langte uns gewaltig, einmal mit unsern Pfeifen den Sonderbündlern zum Tanz aufzuspielen. Der Dufour, meinten wir, mache uns viel zu viel Fiseli-Fäseli –, wir verstanden's halt damals nicht besser und glaubten es müsse jetzt Alles mit einander verschluckt werden. Das wußten wir wohl, daß wir mit unsern Stücken nur ein wenig drein zu donnern brauchten, um den ganzen Sonderbund sammt dem Salis-Soglio zum Teufel und seiner Großmutter zu jagen.

Lagen also zu unserm großen Verdruß in einem Dorfe im Aargäu, zunächst

dem Luzernerbiete. An den Waldrändern jenseits der Grenze sahen wir tagtäglich den Luzerner Landsturm mit seinen Hellebarden, Sempacherspießen und Fidelisknütteln herumschwärmen und auf den Anhöhen standen die feindlichen Vorposten. Und wir mußten dem Dinge zuschauen und durften nicht einmal probieren, ob unsere Amseln mit den gelben Schnäbeln noch gut bei Stimme seien.

Damals hatte ich gar einen guten Kameraden bei der Kompagnie. Leider liegt er jetzt bei Gislikon im kühlen Boden. Ihm mangelte es zu keiner Stunde an einem lustigen Einfall und hätten wir ihn selbesmal nicht bei uns gehabt, wir wären vor lauter Langeweile und Ungeduld aus der Haut gefahren. Saßen also einmal in der Pinte zusammen, ich, mein Kamerad und etliche andere lustige Kanoniere und suchten unsere Ungeduld im Glase zu ertränken. Es war dieß aber eigentlich ein schlechter Spaß, denn selbst um schweres Geld war da kein rechter Tropfen zu bekommen; man war genöthigt durch die Menge zu ersetzen, was an der Güte abging. Waren ungefähr an der fünften oder sechsten Maaß und schauten einander ganz trübselig an; da sprang mein Kamerad ganz unversehens vom Banke auf, ließ einen Jauchzer, daß die Scheiben klirrten und rief: «wer hilft mitmachen? ich weiß euch einen Streich von den lustigsten, die noch je ein muntre Kanonier hat aufgeführt.»

Zum Glück war der Hauptmann grad ausgeritten, sonst hätt' er uns wahrscheinlich einen Strich durch unsre Rechnung gemacht, denn er verstand keinen Spaß im Dienst. Der Oberlieutenant karessirte die Wirthstochter und die Unterlieutenanten hatten selber den größten Jux bei der Sache. So hatten wir also freies Spiel und legten ohne uns länger zu säumen gleich Hand an's Werk.

Vor Allem wurde ein alter Mistwagen aus dem ersten besten Schopf herausgezogen; unterdessen waren etliche auf einem hölzernen Brunnendünel ausgegangen. Der Mistwagen mußte eine Laffette vorstellen, der Dünel die Kanone. Ein alter Besen womit unsre Bäurin sonst die Schweine wusch, wurde zum Wischer, ein Peitschenstiel zum Luntenstock. Mit unsrem neumodischen Stücke zogen wir dann recht laut schreiend und lärmend zum Dorf hinaus auf die Anhöhe, von welcher aus die feindlichen Vorposten sichtbar waren. Eben trieb sich jenseits der Luzernergrenze wieder so ein Haufen Landstürmer herum, hatten Wachen ausgestellt und wollten thun, als ob sie ordentliche Soldaten wären. Wir, nicht faul, protzten unsern Mistwagen ab; wer die lauteste Stimme hatte, mußte kommandieren; mit dem hölzernen Dünel wurde mitten in den dichtesten Landsturmhaufen visiert und an den Luntenstock eine brennende Cigarre befestigt.



Mein Landsturm drüben hütete sich aber sehr, das losbrennen unseres gefährlichen Geschützes abzuwarten, sondern stob auseinander, so schnell ihn seine Beine tragen mochten. Handkehrum war vom ganzen Trupp kein Mann mehr zu erblicken. Im ersten Schreck hatten aber die Wachen ihre alten rostigen Gewehre abgeschossen, – nicht lange gings, so klänkte im nächsten Dorf die Sturmglöcke. Bald knallten auch die Lärmkanonen und als der Abend anbrach, sahen wir, so weit wir schauen konnten, die Feuer auf den Hochwachen brennen. Den ganzen Spektakel hatte unsre neumodische Kanone angerichtet.

Glücklicherweise, daß der Hauptmann in guter Laune nach Hause geritten kam. Er hatte nämlich den Befehl erhalten, die Batterie solle am nächsten Tage das langweilige Nest, wo wir seit vierzehn Tagen im Quartier lagen, verlassen und nach einem andern Punkt der Grenze ziehen, einem lustigen Städtchen, wo's hübsche Meitschi und guten Wein gab. Ließ sich also den Spaß, den wir vollbracht, erzählen, fluchte ein Paar Kreuzschwerenöther und Himmelhunde dazwischen; dann eröffnete er uns, daß wir eigentlich verdient hätten, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, da vielleicht wegen dem verfluchten Lärm unsre ganze Division in Allarm gebracht würde und schloß damit, daß er den

Wirth anwies, uns etliche Maaß auf des Hauptmanns Rechnung zum Besten zu geben. Und glaube selbst der Düfour hätte das Lachen nicht überhalten können, wäre ihm das Stücklein zu Ohren gekommen.

Nach diesen Worten erhob sich des Müllers Rubi von seinem Sitz, klopfte seinen Düfour aus und sah stolz ringsherum, welche Wirkung seine Geschichte bei den Zuhörern gemacht habe. Und wirklich sahen die meisten mit einem gewissen Respekt zum Kanonier-Wachtmeister auf, der mit einem hölzernen Dünkel den ganzen Luzernerlandsturm hatte in's Bockshorn jagen helfen. Selbst die Landwehrmannen mit den hellblauen Hosen sahen mit Bewunderung und Wohlgefallen aus ihrem finstern Winkel an Rubi's sechs Fuß hohe Gestalt empor. «Der Friedli könne noch lange mit seiner Trommel im Lande umher kübeln, bis er dazu komme ein solches Donnersstücklein aufzuführen», rief vorlaut ein Bürschchen von den Kanonieren, das erst Heuer frisch dazu gekommen war.

Der Tambour blinzte nach dem Rubi hin, wahrscheinlich um zu sehen, was es etwa erliden möge und erwiderte dann: «Wahr bleibt wahr! Wenn irgendwo ein Schwank passiert, der in den Kalender gehört, so ist's – zehn gegen eins – bei der Artillerie gewesen. Er wisse deren Dutzendweis. Da falle ihm z. B. gerade die Zaunsteckenschlacht ein, wenn man aufgelegt sei zuzuhören. Doch von der werde der Herr Wachtmeister selber am besten erzählen können, da er mit Schein selber dabei gewesen.» – «Was das bedeute, die Zaunsteckenschlacht? gewiß eine apart lustige Geschichte», – riefen Alle aus einem Munde. Der Rubi aber wurde roth wie ein gesottener Krebs. «Er wolle lieber selber damit ausrücken, als den Trummerfriedli die Sache auf seine gewohnte Manier verdrehen lassen, der nicht zu gut wäre, selbst dem Brävsten mit seinem schlimmen Maul einen Schlötterlig anzuhängen.»

Zufrieden, daß ihm seine Rache gelungen schenkte sich Friedli sein Glas aus des Wachtmeisters Flasche voll und dieser, welchen sie nun von allen Seiten bestürmten, begann nach einigem Zögern und Besinnen wieder wie folgt.

Endlich hieß es: jetzt gehts vorwärts gegen Luzern! Vorsichtig wurde eingerückt, Jäger voraus und zu beiden Seiten. Man hatte sich erzählt, die Dörfer würden vom Landsturm vertheidigt Fuß für Fuß und dann angezündet und die einrückenden Eidsgenossen mit sammt der Landstraße in die Luft gesprengt. Als wir aber kamen, da war vom Landsturm kein Mann zu sehen. Aus allen Fenstern hingen eidgenössische Fahnen und die Luzernermeitli brachten uns Wein und Most bis zu den Rossen und Kanonen. Jeder Fleck, wo eine Mine sein

sollte, war bekannt und hatten sie unsre Offiziere vom Generalstab auf ihren Landkarten aufnotiert. Wurden also allemal die Sappeure vorausgeschickt, sie zu zerstören, fanden aber in den meisten nicht einmal Pulver, geschweige denn einen brennenden Schwefelfaden. So rückten wir also ohne einen Feind zu sehen und ohne einen Schuß zu schießen voran. Es hieß nun, die Sonderbündler zögen alle ihre Kräfte nach Luzern, um dann dort vor der Stadt uns mit einem Schlag in die Pfanne zu hauen.

Als die Nacht kam, wurde biwakiert. Unser Lagerplatz war ein weites Feld, das vor uns ein Tannwald begrenzte. Hinter uns lagen ein Paar Dörfchen. Die Stücke wurden aufgefahren und den Rossen das Futter vorgeschüttet. Die Infanterie besetzte die Wachposten und stellte dann die Gewehre in langen Reihen von Piramiden zusammen. Sodann wurden die Einen commandiert, Brennholz herzuschaffen, die Andern Stroh zum Lagern. Bald glitzerten auf dem weiten Feld hunderte von Feuern und das Kochen ging an.

Wir hatten zwar den strengen Befehl erhalten, uns mit dem Spatz zu begnügen, den wir auf den Proviantwagen mit uns führten; aber wir waren halt im Krieg. So kam's, daß manchmal Einer, der in einem Bauernhaus Stroh hätte holen sollen, in der Zerstreung ein fettes Schwein mitnahm; und ein Anderer, der zum Brunnen oder Bach nach Wasser ausgeschickt worden war, verirrte sich in des Pfarrherren Keller. Konnten deshalb an unserm Lagerfeuer nicht einmal die Suppe essen, weil der Koch zum nachschütten einen Kessel mit Aepfelmöste erwischt hatte, statt des Wassers. Da gab's noch manchen Spaß selbesmal. Auch hörte man Anfangs durch das ganze Lager nichts als lachen und singen. Als es aber immer finstrier wurde und es ganz fein und kalt zu regnen anfang in der dunkeln Novembarnacht, so ward einer nach dem andern still. Man ließ sich ans Feuer, so nah man konnte, und machte sich aus dem sparsamen Stroh ein Nest. Wo aber Einer eingeschlafen war, da benutzten gleich ein Paar Andre den Vortheil, und stahlen ihm das Stroh unter dem Leibe weg. Da war man keineswegs so warm gebettet, als wenn man zwischen zwei halbzentnerigen Federbetten beim Schatze liegt. Am besten hatten es unsre Rosse, die bis zum Bauch in den schönsten Habergarben standen, die wir einem Bauer aus der Scheuer geholt. Wir waren halt eben, wie gesagt, im Krieg.

Zuletzt schlief dann doch fast das ganze Lager, mit Ausnahme der Wachen, die schweren Schrittes auf ihren Posten hin- und hergingen.

Plötzlich gibt's Allarm. Die Trommler schlagen General. In einem Nu steht unsre ganze Brigade unter den Waffen. Der Tag fing kaum zu dämmern an. Ein Paar hundert Schritte vor uns aber stand der Feind in unabsehbarer Reihe in

Schlachtordnung aufgestellt; deutlich zeichneten sich die schwarzen Gewehre gegen den dunkelgrauen Himmel ab. Während die Jäger in den Flanken zum auskundschaften ausbrechen, erhalten ein Paar leichte Stücke Befehl aufzufahren und abzuprotzen; einige Granaten werden dem Feinde zugeschickt, welche aber über dessen Köpfe weg in den nahen Wald hinein fahren. Nun knallt es dort wieder; wir glauben unser Feuer erwidert und bald wären wir in einem förmlichen Gefecht begriffen gewesen. Unterdessen war aber der Tag heller geworden und nun verwandelte sich unser Feind in einen langen Weidhaag, der von hohen Zaunstecken überragt war. Unsrer eignen Granaten, die drüben im Walde platzten, hatten uns glauben gemacht, es werde auf uns geschossen. Dieß ist die ganze Geschichte von der Zaunsteckenschlacht, die Einem jetzt von jedem Kübelschläger aufgerupft wird. Und soll mich der Satan strafen, wenn ein einziger von unsern Zwölfpfündern auch nur eine einzige Sylbe dabei hat verlauten lassen.

Dießmal war die Kehre zu lachen an Friedli und seinen Kameraden. Selber die heiterblauen Landwehrmänner schüttelten ihre Bäuche auf Kosten der Kanoniere. Der Dragoner-Korporal sagte, das sei dann doch ein ächtes Gersauerstücklein gewesen, mit Kanonen auf einen Weidhaag zu schießen. – «Wie mancher Haagstecken auf dem Platz geblieben sei?» neckte Einer. «Ob man auch viele Gefangene gemacht habe?» spottete ein Anderer. Das war doch mehr, als der Kanonier-Wachtmeister vertragen konnte. «Ruhig, sag ich euch, überbrüllte er das Gelächter und Geschwätz indem er zugleich mit der Säbelscheide auf den Tisch schlug. Und wer nicht Ruh' haltet, der hats mit mir zu thun und kann auslesen, ob er lieber zur Thür oder zum Fenster hinaus-kutschieren mag. Was wißt ihr doch von einer Schlacht zu sagen, wo keiner von euch noch eine Kugel pfeifen hörte.» Und Rubi stand auf und blickte ringsum, wer etwa Lust habe, mit seiner Faust Bekanntschaft zu machen. Aber Alles war ruhig geworden, denn man wußte wohl, daß des Wachtmeisters Arm von den zügigeren einer sei.

«Bis nit höh'n» – beschwichtigte der Trummerfriedli den erzürnten Kanonier. «Wir wissen wohl – du kannst ja nichts dafür, daß die Haagstecken keine Sonderbündler waren. Und wären es der Elgger und der Abyberg und der Salis-Soglio und der Teufel mit sammt der Großmutter selber gewesen, ihr hättet nicht minder wacker drauf los gepülvert.» – «Das will ich meinen» – erwiderte Rubi, welchen nicht sowohl des Trommelschlägers Rede, als der augenscheinliche Respekt, welchen die ganze Gesellschaft vor seinen Fäusten

zu hegen schien, einigermaßen besänftigte – «das will ich meinen, – und haben es auch gezeigt. Keine sechs Stunden nach dem dummen Spaß, so öffneten dann unsre Goldamseln ihre Schnäbel in allem Ernste und piffen ihr Lied, daß es tschätere. – Hab’ ich euch die Zaunsteckenschlacht erzählen müssen, so will ich euch jetzt auch berichten, wie es in der rechten Schlacht gegangen ist, – war ja doch von euch Allen damals keiner dabei.»

Auf diese Rede des Wachtmeisters ließen die meisten ihre Schöpffen und Flaschen noch einmal füllen und stützten um besser hören zu können, ihre Ellbogen auf den Tisch.

«Der Regen der Nacht, begann Rubi, hatte die Nebel zu Boden geschlagen und gegen Mittag schien die Sonne so schön, als ob es Frühling werden wolle. Langsam rückte unsre Batterie der Reuß entlang auf der Landstraße gegen Gislikon vor. Vor uns und zur Seite links hatten wir es schon lange pülvern gehört und glaubten bald, die Sache würde ohne uns ausgemacht werden. Da kam plötzlich ein Grüner wie’s Wetter angesprengt und brachte dem Hauptmann einen Befehl. Nicht mehr lang, so hieß es: «vorwärts im Trab», und die Batterie mußte links einen Rain hinauf abschwenken. So schnell die Rosse laufen mochten, ging’s über Matten und Aecker voran bis zu einem großen Bauernhause, das mitten in einem Obstgarten stand. Dicht neben dem Haus zwischen den Birn-, Apfel- und Nußbäumen wurden die Stücke aufgefahren. Zwischen den Stämmen durch sahen wir vor uns in der Richtung der Gislikerbrücke etwas in der Sonne glitzern. Waren grade dran zu studieren, was es sein möchte, so fuhr plötzlich ein weißer Rauch draus hervor – pauf! – die Kugel fuhr über unsern Köpfen durch die Gipfel der Bäume. Da wußten wir woran wir waren. Es stand dort eine Schanze der Sonderbändler, die wir sollten zum Schweigen bringen. Nun ging’s frisch an die Arbeit, und ich sage euch, Knaben, unsre Pfeifen waren gut bei Stimme; sie donnerten drein, der alte Denzler z’Thun hätte seine helle Freude dran gehabt, wär’ er dabei gewesen. Aber auch in der Schanze drüben waren sie nicht faul. Es ketzerte wie ein Hagelwetter von Kugeln, Granaten und Kartätschen durch die Aeste zu unsern Häupten. Wäre ich beim Train gewesen und hätte ruhig bei den Rossen stehen müssen, Gott straf mich, ich glaube fast es hätte mir schier g’chrüset. So aber hatte man nicht der Weil, viel dran zu denken. Zum Glück ging Anfangs Alles zu hoch. Ich war bei Nr. 4, mein Kamerad, der den Streich mit der hölzernen Kanone ersonnen hatte, stand bei Nr. 3. Da tschätert es hinter uns, daß die Fetzen davon fahren. Die Hunde in der Schanze hatten gemerkt, daß sie zu hoch visiert und hielten tiefer. Eine Kugel hatte mitten in die Trainpferde geschlagen. Zwei Rosse und

drei Mann lagen am Boden. Ich hatte kaum Zeit gehabt, mich umzusehen, so kommt eine andere Kugel geflogen – sie fährt meinem guten Kameraden bei Nr. 3 mitten durch die Brust. – Ich sag’ euch, Knaben, es hat mir weh gethan, als spürte ich sie im eigenen Leib. Und noch jetzt, wenn ich denke, wie er dalag auf dem feuchten Gras, erst noch so munter und guter Dinge und dann wie ein geschossenes Thier mit ausgeweideter Brust – es schnürt mir das Herz als wie mit einem Hälsig zusammen.»

Des Müllers Rubi schwieg. In der Gaststube blieb Alles still, man hätte eine Mücke fliegen gehört.

Da stand einer der heiterblauen Landwehrmänner auf, dem das Haar schon ordentlich grau unter dem breiten Tschakko hervorschaute, und sagte: «Schenkt Alle eure Gläser voll, Knaben! Es ist, wie es zu Solothurn im Kasernenhof auf dem Denkstein heißt. Rubis guter Kamerad und alle Andern die mit ihm bei Gislikon umkamen, sind als brave Soldaten gestorben. Ihnen und jedem braven Soldaten zu Ehren und Andenken, sei er zu Fuß oder zu Roß, Kanonier oder Dragoner, Wachtmeister oder bloßer Trommelschläger, werde dieses Glas gebracht.»

Ernst und feierlich wurde angestoßen. Als der Trummerfriedli mit des Müllers Rubi putschte, sagte er: «Wachtmeister, du hast die Wette gewonnen.» «Laß gut sein, erwiederte der; ich zahl’ die Flasche. Ist hoffentlich nicht die letzte, die wir miteinander trinken.»



Dursli, der Auswanderer.

Erstes Kapitel.

Warum Dursli den Steinacker verkaufen und auswandern will.

Ich heiße der Dursli ab dem Steinacker, weil mein Vater der «Steinackerbauer» genannt wurde, und der hatte seinen Namen wahrscheinlich deswegen, weil er gewöhnlich mehr Kieselsteine als Dublonen in den Furchen fand, wann er hinter dem Pfluge ging. Aber doch gehörten zu unsrem Heimwesen ein paar Stcke, auf denen schweres Korn und langer Roggen wuchs, und auch ein paar gute Wässermatten. Auf dem Hofe stand ein Haus, das war auch nicht gestern oder heute gebaut worden; es sah sehr rauchig und ruig aus und hatte sein breites Strohdach tief über die Ohren heruntergezogen. Aber es stand mitten in einem schönen Baumgarten voll großer und gesunder Aepfel-, Birnen- und Kirschenbume, und so alt und braun es war, schaute es im Sonnenschein doch noch recht freundlich und anmuthig aus dem Grünen heraus.

Der Vater war vor acht Wochen gestorben; mit der Mutter und den beiden Schwägern hatte ich getheilt und war nun selber der Steinackerbauer. Da sprach ich zur Mutter, die am Ofen saß und spann – es war früh im März und draußen Schnee und Sturm – «Mutter, ich will fort – nach Amerika.»

Der Mutter brach der Faden ab und sie rief: «Das wird doch nicht dein Ernst sein, Dursli!»

«Doch, Mutter, gab ich ihr zur Antwort. Ihr wißt, aus unserm Dorfe und aus den nächsten in der Umgegend wandern über vierzig in diesem Frühjahr aus, und aus dem Bernbiet mehr als hundert. Mutter, ich geh' mit ihnen.»

Da fing die Mutter zu weinen und zu jammern an: «was dann aus ihr werden solle und aus dem schönen Steinacker?» Aber ich blieb fest und sagte: «eben der Steinacker ist's, der mich forttreibt, der Steinacker mit seinen zwanzig Jucharten, von denen ich die Hälfte schuldig bin, – gerade genug um nicht sterben, nicht leben zu können. Soll ich arbeiten wie ein Ro, mich schinden und plagen von früh bis spät, Jahr aus Jahr ein, um zinsen zu können zu rechter Zeit und genug Erdäpfel zu essen, wenn's gut geht? – und in den schlimmen Jahren mir die Bissen vom Munde sparen, um nur immer zinsen zu können? – und wenn's einmal ein Unglück gäbe, gar nicht zu wissen, wo aus und an, um mir den Weibel vom Haus zu halten? Weiß ich ja doch wie der Vater sel. oft nthliche Zeiten hatte, da doch noch alles beisammen war. Oder soll ich den

Steinacker theilen mit den Schwägern, so daß keiner nichts hätte und ein Tauner und Geißbauer werden? Nein, Mutter, ich geh' nach Amerika!»

Aber die Weiber sind pfiffig und meine Mutter wußte, daß ich in der Nachbarschaft etwas Liebes habe. Sie probierte es deshalb, mich an diesem schwachen Fleck zu packen. «Das Babeli in der Sandgruben, sagte sie, das willst du dann sitzen lassen; das ist auch nicht schön von dir.» Und als sie dieses gesagt hatte, schielte sie verstohlen nach mir hinüber.

Da stand ich auf und trat vor sie hin und sprach zu ihr: «Nein, das Babeli laß ich nicht sitzen, und dich auch nicht, Mutter. Ich habe Alles ausgesonnen, wie es gehen müsse, als ich an den langen Winterabenden auf der Ofenbank lag und ihr glaubtet ich schlafe, oder wenn ich früh im Stall handtierte, oder mit dem Wagen in den Wald fuhr. Der Schwager in der Mühle übernimmt den Steinacker, er hätte ihn schon lange gerne gehabt; vom Gelde, das er mir schuldig wird, nehme ich etwa zwei- oder dreihundert Dublonen mit und ziehe mit den Andern, die im nächsten Mai verreisen wollen. Unterdessen ziehst du in die Mühle hinunter. Aber wenn es so ist, wie sie schreiben und wie ich es sogar schon gedruckt gelesen habe, daß man die Jucharte bestes Land, zehnt- und bodenzinsfrei, um einen Fünfliber bekommen könne, so kaufe ich mir in Amerika um mein Geld einen großen Hof, und übers Jahr, wenn wieder ein Trupp verweist, gehst du mit ihnen, Mutter, und bringst mir mein Babeli mit. Das gibt ja dann ein Leben als wie im Himmel.»

Die Mutter ging betrübt zu Bett in ihr Kämmerlein und weinte, bis der Morgen grau durch die Scheiben schien. Aber mir träumte, ich sei ein großer Bauer in Amerika, der Niemandem zu zinsen brauche, und habe sechs schöne Rosse im Stall.

Zweites Kapitel.

Die Abreise.



Es war Mai geworden. Die Auswanderer, denen ich mich anschließen wollte, hatten sich verabredet, zu Solothurn beim Sternen zusammen zu kommen. Es mochten so bei dreißig oder vierzig sein, die mit einander reisen sollten: da war der alt-Weibel, der wollte in ein Land ziehen, wo es keine Gemeinderäthe gibt, da er mit denen zu Haus Jahr aus und ein Streit und Händel gehabt und dabei sein halbes Gut verprozediert hatte, – da war der Baschihans und seine Frau Marei, die alle Jahre ein Kind bekam, und ein Jahr über das andere Zwillinge, die zählten, die Großmutter mitgerechnet, allein ihrer siebenzehn, – da waren der Brönzkasper und der Schnapsoni, welche ihr Reisegeld aus dem Gemeindeseckel er-

halten hatten, – da war auch der Schullehrer, dem das Schulmeistern verleidet war, und noch mancher war dabei, den ich vergessen habe.

Die meisten von uns waren guten Muthes und trugen Meyeli auf den Hüten, als ob es an eine Hochzeit gehe. Die Zeit bis zur Abreise vertrieb man sich

mit trinken, singen und jauchzen, und es ging in der Gaststube lauter zu als an einem Markttag.

Für die Reise bis nach Havre an das Meer hatten wir große Leiterwagen, welche sauber mit Stroh und Tüchern gedeckt waren, so daß unsere Habseligkeiten vor dem Unwetter gesichert waren und auch die Weiber und Kinder darunter Schirm und Schatten fanden. Der Baschihans brauchte für sich allein einen Wagen und hatte für drei Rosse noch schwer genug geladen an dürren Schnitzen, Erdäpfeln, Speckseiten, Pfannen und Kellen; auch hatte die Großmutter nicht vergessen, zwei Harnischplätze mitzunehmen, da sie einmal gehört, es hätte einer geschrieben, es sei in Amerika Land auf Land ab keiner weder zu sehen, noch zu kaufen. Der alt-Weibel, der mit seinen beiden Buben auswanderte, hatte all sein Werkzeuggeschirr aufgepackt, Pflug und Egge, Flegel und Sense, Gabel und Rechen, zum Ersten, weil ihm die Sachen bei der Steigerung nicht genug gelten wollten, – zum Andern, sagte er, er habe gehört, sie hätten in Amerika nur so neumodisches Zeug, Pflüge, wo man lüpfen müsse anstatt zu drücken, und drücken anstatt zu lüpfen, und er möge in seinen alten Tagen nicht noch einmal in die Lehre gehen, und übrigens habe er mit dem alten Pflug immer noch schönes Korn bekommen und nicht gehört, daß es bei andern Pflügen schöneres gebe. Der Schnapsoni und der Brönzkasper, die in Amerika eine Wasserbrennerei anfangen wollten, hatten eine große Stroflasche voll Kirschwasser mitgenommen, für Muster, wie sie sagten. – Ich selbst war nicht mit vielem Gepäck beladen, sechs Hemden, eine Sonntagskleidung und eine für die Werktag und zwei Paar neue Schuhe. Mein Geld hatte ich in Dublonen umgewechselt und in einen Gurt genäht und trug es auf dem Leibe.

Und die Stunde kam, die Pferde waren angespannt, die Kinder in die Wagen gepackt, das letzte Glas wurde eingeschenkt und ausgetrunken. Und als der Zug sich in Bewegung setzte, da gab es einen lauten Jubel und die jungen Leute schwenkten jauchzend ihre Hüte; – ging's ja einem neuen bessern Leben entgegen, einem neuen schönern Vaterlande, wo die Fünfliber auf den Straßen herumliegen, wie bei uns die Kieselsteine und man sich bloß zu bücken braucht, um sie aufzulesen, und wo die Magenwürste an den Bäumen wachsen, sagte der Schnapsoni. Mir aber war's ums Herz wie damals, da ich als ein kleines Büblein zum erstenmal von der Mutter fort mit dem Vater auf den Buchsi-Märet gehen durfte; eines Theils freute ich mich, einmal in die weite Welt hinaus zu gehen, andern Theils drückte es mich doch fast Zentnerschwer; – aber ich schämte mich, es merken zu lassen, und jauchzte, wie die Andern, ins Blaue hinaus.

Da kam unserem Zug ein anderer Zug entgegen; es war in der Bittwoche und mit Kreuz und Fahnen kam ein ganzes Dorf des Weges daher und flehte mit beten und singen den Segen des Himmels auf die Felder und Matten hinunter. Dazu läuteten von nah und fern von allen Kirchthürmen die Glocken. Unser Jauchzen verstummte. Manches hätte besser sein können in der alten Heimat; aber noch alle Jahre hatte unser Herrgott auf unsere Felder und Matten regnen lassen und die Sonne scheinen, daß das Gras wuchs und die Saaten reiften. Für uns Auswanderer wuchs nun auf diesen von des Vaters und Großvaters Schweiß getränkten Aeckern keine Aehre mehr. Der Segen, den die Bittgänger vom Himmel herunter riefen, kam denen nicht zu gut, die auf fremder Erde sich eine neue Heimat suchten. Sie sollten das schöne Geläute von St. Ursen nie mehr hören, nie mehr sehen die glitzernden Schneeberge und den blauen Leberberg. Da fiel Manchem eine Thräne über die Backen, der sich das Flennen schon lange hatte abgewöhnt.

Es war unser Dorf, das heute mit Kreuz gegangen. Die Mutter und das Babeli waren auch dabei; aber ich ging auf die andere Seite der Straße hinter einen unserer Wagen, daß man mich nicht sehen konnte. Da zogen die Kreuzleute vorbei, das Beten und Singen verhallte in der Ferne, und wir fuhren still fürbas gen Basel.

Drittes Kapitel.

Wie ein Schulmeister in die Nesseln legt.

Von Basel bis ans Meer ist schon eine weite Reise, besonders auf einem Leiterwagen; und langweilig ist der Weg auch über die weiten Ebenen, durch die unsauberen Dörfer mit ihren Steinhütten, um welche weder ein Gärtchen noch ein Obstbaum zu sehen, und es that einem recht im Herzen weh, die magern, halbverhungerten Kühlein anzuschauen, von denen gewiß keines so viel Milch gibt, als bei uns eine rechte Gaiß. Als wir durch die Stadt Paris kamen, so wäre der Baschihans fast um seine schönen Schnitze, Hammen und Speckseiten gekommen; die Zollner waren schon daran sie einzusacken, und sagten: es sei verbotene Waare, aber das Marei wehrte sich drum, wie ein Leu; da kam gerade einer von den Vorgesetzten dazu und der befahl, daß die Sachen versiegelt werden sollten, bis wir wieder zur Stadt hinaus seien, und der Baschihans durfte seine Sachen behalten. Unterdessen gingen wir in eine

Pinte um ein Glas Wein zu trinken, der war roth, dick und für das Geld noch schlecht genug, und hatte der Wirth den Schwefel auch nicht gespart, denn wir haben alle Kopfweh davon bekommen, ausgenommen der Schnappsroni und der Brönzkasper, und müssen dieselben recht ausgepichte Magen haben, weil es ihnen nichts gethan hat.

Da kam es eines Tages, daß ich in weitester Ferne, dort wo Erde und Himmel zusammenkommen, einen grauen Streifen entdeckte, der immer breiter und breiter wurde. Einer der Fuhrleute, welche diesen Weg schon mehr denn einmal gemacht hatte, sagte, das sei das Meer. Bald erblickten wir auch die Thürme der Stadt Havre und die Spitzen der Mastbäume von den Schiffen, welche in dem Meerhafen lagen. Wir jungen Männer jauchzten, die Kinder jubelten und die Alten rieben sich freudig die Hände; es dünkte uns, wir seien nun schon fast am Ziele. Und doch standen wir jetzt erst am Rande unserer alten Heimat; und noch viele hundert Stunden, noch ein weites Meer und wie Manches, wovon uns nicht einmal im Traume schwante, lag zwischen uns und der neuen Heimat, die wir suchten!

Als wir durch die Stadt zogen, schauten die meisten Leute theils spöttisch, theils mitleidig unsrem Zuge nach; und ich hörte einen Herrn, der auf der Gasse stand, zu seinem Kameraden auf hochdeutsch sagen: «Sieh' da, schon wieder neuer Zuzug dieser armen Leute, welche ihrem Elend entgegen gehen.» Dieses dumme Bedauern machte mich ganz wild und ich hätte mit dem Herrn gern Händel angefangen, denn wir zogen ja unserem Glücke und besseren Tagen entgegen, und nicht dem Elende.

Auf der Reise, wo man nichts als fremde Gesichter um sich sieht, und die Leute welschen, daß man nichts davon versteht, da dünkt es einem, jeder, der so redet, wie wir es von der Mutter gelernt haben, sei unser Freund und ist uns fast so lieb wie ein Bruder. Und wir beschlossen, wir wollten treulich zusammenhalten während der ganzen Reise und keinen im Stich lassen. Der Schnappsroni und der Brönzkasper waren zwar ein Paar wüste Gesellen, sie hatten die Gutteren mit dem Schnappsmuster schon lange selbst ausgetrunken und ihr Reisegeld fast ganz verthan; auch hatten sie unterwegs manchen lieben Rausch gehabt und dann Händel angefangen oder sonst Unfug getrieben; aber sie waren ja aus unsrem Dorf, und wenn wir ihnen nicht halfen, wer sollte ihnen dann helfen? Und wir machten untereinander aus, es wolle jeder etwas beisteuern, damit die beiden Brüder Liederlich mitkommen könnten übers Meer.

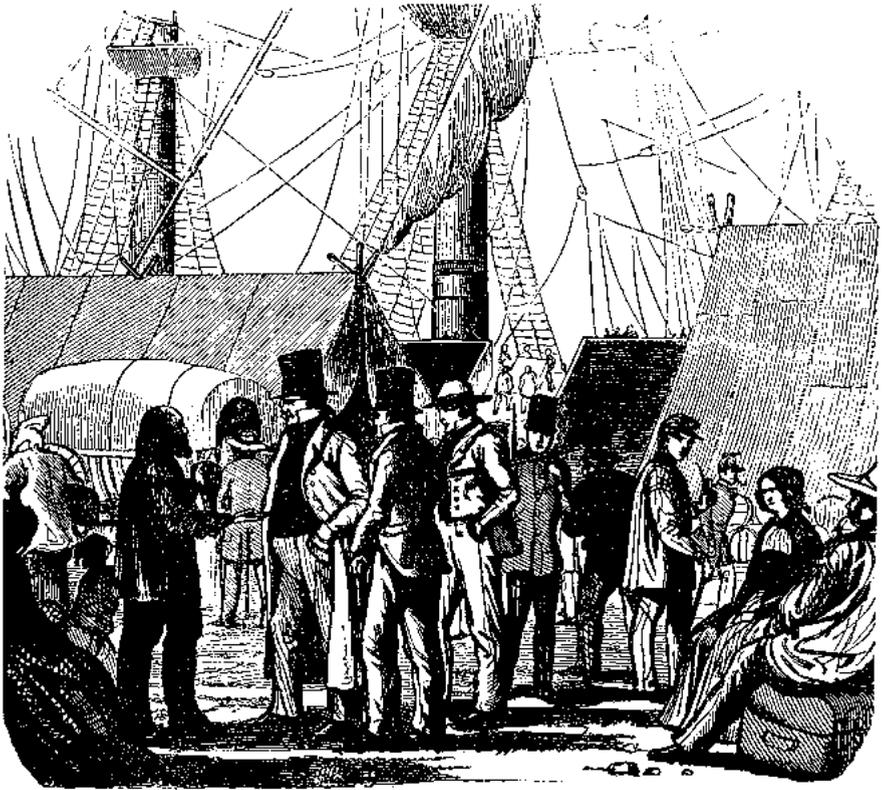
Der Schulmeister hatte irgendwo im Schneckenwelschen hinten die Sprache gelernt und wurde nun ausgeschickt, um die Ueberfahrt über das Meer

so gut wie möglich zu verdingen. Nicht lange, so wurde derselbe von einem schön geputzten Herren angesprochen: «er wisse ihm ein schönes, vortreffliches Schiff, es gäbe auf dem ganzen Meere keines, mit dem man so sicher, so schnell und so billig hinüber fahren könne; alle Passagiere erhielten zu zwei und zwei ein besonderes Zimmer, der Kapitän sei der beste Mensch von der Welt und die Matrosen die höflichsten Bursche, die er kenne.» Darauf nahm der Herr, der feine Kleider und schwere goldene Ketten anhatte, den Schulmeister am Arm und führte ihn in den Hafen, wo viele hundert Schiffe, eins am andern, vor Anker lagen, und zeigte ihm mit dem Finger das allergrößte und schönste davon: «dieses sei das Schiff, aber es seien gerade nur noch so viele Plätze auf demselben zu haben, als der Schulmeister für seine Gesellschaft brauche, und wenn man sie nicht sogleich bestelle, so würde man gewiß zu spät kommen.»

Der Schulmeister fragte ihn, mit wem man deshalb reden müsse, worauf der Herr antwortete: «er habe zwar sehr viele dringende Geschäfte und fast keine Zeit, aber ihm zu lieb, und weil er die Schweizer besonders gern habe, wolle er ihn zum Schiffskapitän führen.» Und sie gingen miteinander durch viele krumme und enge Gäßchen bis zu einer Pinte, da saßen ein Paar hinter einer Kanne Branntwein: «der mit dem schwarzen Bart sei der Kapitän.» Der Schulmeister machte die Sache nun mit ihm ins Reine und mußte ihm zehn Fünfliber drauf geben, wofür er einen Schein bekam. «Er solle dann morgen im Hafen wieder nachfragen, wann das Schiff abfahre.»

Unterdessen hatten wir andern in dem Wirthshause, wo wir von den Fuhrleuten hingeführt worden waren, unsere Sachen abgeladen; aber das war ein wüstes, unsauberes Loch, voll Flöhe und Wanzen, und es war uns allen, wenn wir doch nur schon wieder fort wären.

Des andern Tages gingen wir in den Hafen, wo uns der Schulmeister das Schiff zeigen sollte, auf das wir verdinget waren. Und er meinte sich, daß er seine Sache so gut gemacht und uns um ein Spottgeld so gut verdinget habe, und sagte: «es käme Einem doch wohl, etwas Rechtes gelernt zu haben, und es wäre schon Manchen besser gegangen, wenn sie einen Schulmeister bei sich gehabt hätten.» – Da war aber das Schiff nicht mehr an der Stelle, wo es gestern gewesen war, und wir konnten es nirgends mehr finden. Und als der Schulmeister darnach fragte, so sagte man ihm, es sei früh am Morgen abgereist; und als er den Schein zeigte, daß er und seine Gesellschaft sich auf das Schiff verdinget hätten, und daß er zehn Fünfliber darauf gegeben; da lachten ihn die Leute aus und sagten ihm, er habe sich von zwei Spitzbuben betrügen lassen.



Da gingen wir ganz kaput in unser Wirthshaus zurück und es mochte nicht einmal einer das Maul aufthun um dem Schulmeister den Kopf zu waschen, wie es ihm eigentlich von Rechts wegen gehört hätte.

An unserem Wege am Hafen standen ganze Truppen von Männern, Weibern und Kindern, in Lumpen gekleidet und halb verhungert, die bettelten auf deutsch um ein Almosen. Aber der alt-Weibel, der nicht gern etwas gab, ohne zu wissen warum und wie, der fragte, wer sie seien und woher sie kämen; da erzählten die Bettler, sie seien arme Auswanderer aus Deutschland, sie hätten all' ihr Geld verzehrt und könnten nun weder hinüber nach Amerika, noch zurück nach Hause. – Als wir diese Worte hörten, da lief es uns ganz eiskalt den Rücken hinauf und wir gingen, so schnell wir konnten, ins Wirthshaus zurück, um zu berathen, wie man sich auf ein Schiff verdingen könnte, ohne noch einmal betrogen zu werden.

Viertes Kapitel.

Das Schiff.

Da fiel es dem alt-Weibel ein, daß er einmal im Blatt von Einem gelesen habe, der sei von der Eidgenossenschaft angestellt; man sage ihm Herr Consul. Der werde wohl deswegen da sein, um den Schweizern, die in diese Stadt reisen, an die Hand zu gehen. Und er ging mit dem Schulmeister zu ihm. Das war ein gar freundlicher und gescheidter Herr, der gab ihnen den Bescheid, der Schulmeister hätte sich besser in Acht nehmen sollen, und er würde die zehn Fünfliber wohl nicht wieder bekommen können, wir sollten sie in Gottes Namen aus unserm gemeinschaftlichen Reiseseckel bestreiten. Dann sagte er ihnen noch, er wolle seinen Schreiber mitschicken, der müsse sie zu einem Schiffsherren führen, der ein braver Mann sei und dem man trauen könne. Als nun die Mannen abschaffen wollten, so hieß es, es koste nichts; da wollte der alt-Weibel den Herrn Konsul in die nächste Pinte zu einer Flasche Wein nöthigen, aber der sagte, das brauche sich nicht und wünschte ihnen glückliche Reise.

Jetzt war die Sache bald im Reinen, und sobald wir das Ueberfahrtsgeld bezahlt hatten, so wurden unsere Sachen auf das Schiff abgeholt. Zuvor mußten wir aber noch für unsern Mundproviand sorgen. Der Baschihans war kein Narr gewesen, daß er sich daheim so wohl mit Speck und Schnitzen versehen hatte; es waren zwar am Meerhafen genug Stände und Kaufläden, wo man einkaufen konnte, was man auf dem Schiffe nöthig hatte, aber Alles nur um ein schweres Geld; und doch mußten wir daran glauben. Wir versahen uns also mit gesalzenerm und geräuchertem Fleisch, ganz hartgebackenem Brod, Schmalz, Erbsen, weißen Bohnen, Sauerkabis und Erdäpfeln, von Allem so viel, als wir etwa in acht Wochen zu brauchen dachten. Das machte unseren Reiseseckel um ein gutes leichter, hatten wir ja sogar die Erdäpfel beim Pfund bezahlen müssen. Der Schnapsroni und der Brönzkasper hatten schon längst kein Geld mehr und bekamen auch keines, und ließen wir sie nur um Gotteswillen mitfahren, aber ihre Gutteren brachten sie doch frisch gefüllt auf das Schiff. Und konnten wir zuerst gar nicht begreifen, wo sie das Geld dazu hergenommen, merkten es aber am Ende doch, weil der Kasper jetzt immer in den Hemdärmeln herum lief, und der Roni beim wärmsten Wetter zugeknöpft war bis an den Hals und auch nicht den kleinsten weißen Fetzen zum Halstuch herausließ, während wir andern einen Stolz darauf setzen, unsere schönen weißen Hemdekragen bis hoch über die Ohren hinauf zu ziehen.

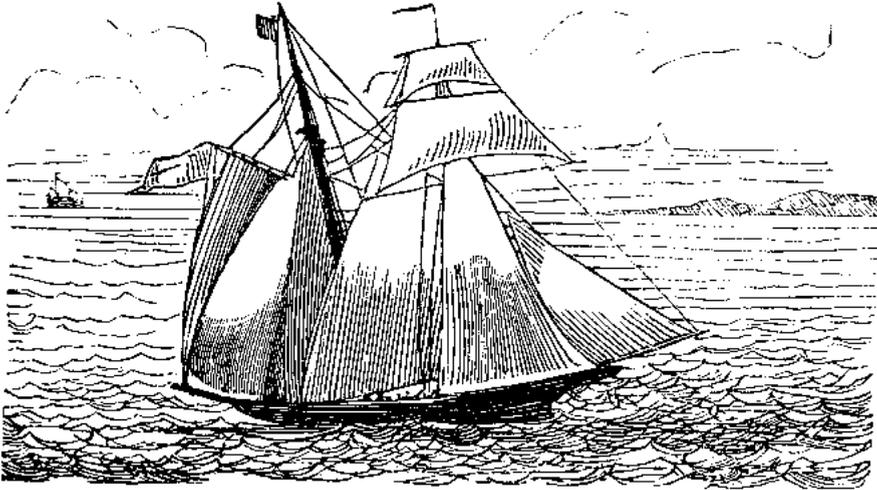
Einen besondern Anstand hatte noch der alt-Weibel mit seinen Pflügen, Eggen und B'schüttfässern. Als dieselben angerückt kamen, sagte der Packmeister: «man solle den Grümpel nur frischweg ins Meer werfen; da der Platz auf dem Schiffe vom Schuh bezahlt werden müsse, so würde die Fracht mehr kosten, als wenn man die Sachen in Amerika neu kaufe, und dann seien sie noch ums halbe besser.» Aber das war dem alt-Weibel ein Stich ins Herz: «er habe immer beim fürnehmsten Wagner schaffen lassen, den habe, besonders was die Pflüge anbetreffe, in der ganzen Amtei keiner übertroffen.» Und zuletzt wurde er höh'n und sagte, «er habe noch Geld genug, um zu zahlen, was es koste.» Und kostete es ihn wirklich zuletzt mehr, seinen Grümpel hinüber zu schaffen, als was er und seine Buben mit sammt der Kost bezahlen mußten.

Endlich waren wir und was uns gehörte versorgt, und es ging für uns ein neues ungewohntes Leben an, das uns Allen ganz wunderbar vorkommen wollte. Nebst uns waren noch über Hundert, die auswanderten, auf dem Schiffe, meistens Schwaben und vom Rheine her; und der ganze Platz, auf dem wir uns aufhalten durften, wenn wir frische Luft schöpfen wollten, war nicht viel größer, als ein mittelmäßiges Tenn. Der Ort aber, der zum Schlafen und zum Aufenthalt beim schlechten Wetter bestimmt war, sah ungefähr aus wie ein Käskeller, wo an den Wänden Käsladen, einer über dem andern angebracht sind; auf diesen Käsladen waren die Schlafstellen, wo man zu zwei und zwei sich einrichten mußte, so gut man konnte und mochte. Und war da Alles durcheinander, Jung und Alt, Mannen und Weiber. Man sagte diesem Ort das Zwischendeck, und war dasselbe nicht höher als ein gewöhnlicher Schweinstall, in welchem keiner von uns Männern, mit Ausnahme des Schulmeisters, aufrecht stehen konnte. Aber wir dankten dennoch Gott, daß es uns nicht gegangen, wie jenen armen Deutschländern, die geldlos und hülflos nicht vorwärts konnten und nicht zurück, und auf halbem Wege verhungern und verkümmern mußten.

Fünftes Kapitel.

Dursli lernt, wie man den Fischen predigt.

«Adies Welt!» dachte ich, als wir in das blaue Meer hinaus fuhren, und saß oben auf dem Schiffsverdeck auf einem zusammengerollten Ankerseile und schaute, wie die Bäume am Land immer kleiner wurden. Es ging ein rechter Wind, und unser Schiff schoß wie eine wilde Ente über das Wasser weg, und die Wellen



die hoben es in einem fort hinauf und hinunter, daß es einem bedünkte, man sitze die ganze Zeit auf einem Gigampfi; das ging so schnell, daß man bald den höchsten Thurm der Stadt Havre nicht mehr sehen konnte. Und ward mir da, als ob ich jetzt erst recht von der Heimat Abschied nehmen müsse und vom Babeli und der Mutter. Und als ich aufschaute, da stand der Schulmeister neben mir, der war ganz blaß, und hielt sich am Schiffsgeländer und schaute ins Wasser hinab. Ich fragte ihn, warum er so traurig sei und ob er vielleicht das Heimweh bekomme; – da seufzte er und sagte: «es sei doch eine schöne Sache, so in einer großen Schulstube zu sitzen und Schule zu halten, und festen Boden unter den Füßen zu fühlen, der nicht immer hinauf und hinab gehe; er glaube übrigens, er werde krank und ich solle ihn doch hinunter auf sein Bett führen.» Da nahm ich ihn am Arm und wollte mit ihm die Hühnerleiter hinab, welche in das Zwischendeck hinunter führt. Da kam eben das Marei heraufgeklettert, und als es uns sah, fieng es gar erschrecklich zu jammern an: «es sei ihr so übel zum Sterben, und es dünke es, das Unterste wolle obsig kommen; es glaube bestimmt, es fange an eine gräuliche Krankheit auf dem Schiffe zu regieren, es habe unten schon mehr als die halben gepackt, und dann sei nicht einmal ein Doktor da, wo einem helfen könnte, und wie sie daheim einen gehabt hätten; sie meine nicht so einen Herrendoktor, die verstünden doch nichts, aber einen, wie der Tschampelhans, der alle Krankheiten im Wasser g'schae und schon wisse, wo es Einem fehle, wenn man ihm nur ein Gütterli in einem Briefe schicke.»

Aber wir hatten nicht Zeit, lange auf ihr Jammern zu hören, denn der Schulmeister wurde immer bleicher, und ich war froh, als ich ihn auf unser Lager gebracht hatte, – wir hatten nämlich unsere Betten auf einem gemeinschaftlichen Käsladen. Auf der Pritsche, welche gerade unter uns angebracht war, da hausten der Kasper und der Roni, und ich bemerkte, als ich dem Schulmeister ins obere Gemach hinauf half, daß sie ganz traurig, jeder in einem Winkel, saßen, mitten zwischen ihnen ihre große Schnapsflasche. Und als ich so neben dem Schulmeister saß, dem es im liegen ein wenig besser geworden war, da hörte ich wie der Roni zum Kasper sagte: «magst du einen Schluck?» aber der Kasper antwortete mit schwacher Stimme: «ach nein, der letzte ist mir noch zu oberst.» «So hab' ich's auch, seufzte der Roni, und doch ist's ein gutes Wasser, das brennt den Rachen hinunter, als ob man eine Handvoll Nesseln durchzöge; aber ich glaube, wir haben nicht mehr lange zu leben» – und die alten Knaben fiengen ganz barmherzig miteinander zu flennen an. Mir selbst wurde es in der dunstigen Schiffskammer, wo alle möglichen Gerüche einem in die Nase stiegen, ganz wunderbarlich, und weil der Schulmeister nun ruhig war, so stieg ich so schnell wie möglich wieder hinauf an die frische Luft. Aber da kam ich fast vom Regen unter die Dachtraufe. Es stand da dicht neben einander Alles am Schiffsgeländer, jung und alt, Schweizer und Deutschländer, Männer und Weiber, und jeden Augenblick bog sich einer hinüber und predigte den Fischen, die gewiß schon lange keinen solchen Kolatz mehr gehabt hatten. Dazwischen gingen zwei Kerle auf und ab mit brandkohlschwarzen Gesichtern; das waren Neger aus Afrika und dienten auf dem Schiff als Knechte. Einer hatte einen



großen Besen und der andere einen Kübel voll Wasser und sie putzten weg, wo etwas Unreinliches auf das Schiff kam. Aber wenn einer der armen Kranken hinfiel und nicht mehr aufstehen konnte, so nahm ihn einer der Schwarzen bei den Armen und der andere bei den Beinen und trugen ihn fort. Ich war recht erschrocken und glaubte die Cholera oder die Pest, Gott behüt uns davor, seien ausgebrochen, aber die Schiffsmatrosen machten sich nichts daraus und schauten lachend zu, und gar die beiden schwarzen Teufel verzogen ob dem Elende ihre breiten Mäuler fast bis an die Ohren.

Der Wind kam jetzt noch etwas stärker, da fühlte ich, daß es nun mich selbst zu packen anfangte. Der kalte Schweiß lief über mich hinunter, und es war mir, als sollte sich mein Innerstes herauskehren; ich hielt mich am Schiffsgeländer und machte – wie die Uebrigen. Aber je lustiger unser Schiff auf dem Wasser herum tanzte, bald hinauf bald hinunter schießend, bald hierhin bald dorthin sich neigend, um so übler wurde mir, und ich spürte, wie meine Kraft von mir wich und mein Muth von dannen ging.

Wir waren nun schon ganz weit vom Land, und man sah dasselbe nur noch wie einen fernen schwachen Nebel. Was hätte ich gegeben, wenn ich wieder dort gewesen wäre und nicht mehr auf dem zitternden, schwankenden Schiffe! Ich glaube mein halbes Leben hätt' ich dafür gegeben – der Gurt mit meinen Dublonen hätte mich nicht gereut! Und hätten mich die beiden wüsten Mohren gepackt und über das Verdeck ins Wasser hinaus geworfen, es wäre mir ganz gleich gewesen und würde kein Glied dagegen gerührt haben.

So saß ich an das Ankerseil gelehnt und hatte die Augen zu, und war mir so schlecht, daß ich nicht einmal mehr an das Babeli denken mochte. Da klopfte mir einer auf die Achsel und dann schüttelte er mich rechtschaffen, daß ich die Augen aufmachen mußte, ich mochte wollen oder nicht. Es war ein Herr, der hatte ein gar vornehmes Aussehen und schöne Kleider an, aber er sprach ungefähr unsere Sprache und sagte: «Ihr seid wohl recht krank, guter Freund»? «Ach ja, gab ich zur Antwort, ich werde wohl sterben müssen.» Aber der Herr lächelte: «Das sei nicht so gefährlich, weder für mich noch für die Andern; man heiße das die Seekrankheit, und Keiner bleibe davon verschont, welcher zum ersten Male auf dem Meere fahre, besonders wenn dasselbe ein Bischen unruhig sei; aber es wäre noch niemand davon gestorben.» Darauf hieß er mich aufstehen und führte mich an einen Platz, nahe am großen Mastbaum, wo man die Schwankung des Schiffes viel weniger spürte; zuletzt holte er gar noch eine Flasche guten Rothen und gab mir ein Paar Schlücke davon zu trinken. Jetzt wurde mir schon wieder viel besser und ich bedankte mich, so gut ich konnte.

Der Herr aber sagte, das brauche sich nicht, Einer müsse dem Andern helfen auf dieser Welt, besonders Landsleute, die in der Fremde zusammen kommen. Bevor er von mir ging, sprach er dann noch, es würden jetzt bald warme Nächte kommen, da sei es viel lustiger oben auf dem Verdeck, als unten im Bett; es würde ihn freuen, dann einmal ruhig und ungestört ein Stündchen mit mir verplaudern zu können.

Es nahm mich doch z’Deuxelswunder, warum der Herr, der auf den ersten Platz bezahlt hatte, sich mit mir unstudiertem Bauernknaben abgeben mochte. Deshalb suchte ich mich über ihn zu erkundigen, konnte aber nicht viel mehr erfahren, als was er mir selbst gesagt hat: er heiße Herr Schmid, stamme aus der Schweiz und habe in Amerika ein großes Geschäft. – Was er Apartes mit mir wolle, darüber rieth ich hin und her, konnte aber nichts errathen.

Sechstes Kapitel.

Wie der Dursli Cigarren raucht, wobei ihm der Verstand still steht.

Nach ein Paar Tagen wurde das Meer wieder ruhiger. Da war dann die erschreckliche Krankheit, von der wir Alle sterben zu müssen glaubten, bald kuriert, und Einer nach dem Andern kroch ab seinem Käsladen die Hühnerleiter hinauf auf das Verdeck. Aber nun zeigte sich bald eine andere Plage. Während es Allen übel gewesen war, da dachte kein Mensch an’s Essen und noch weniger an’s Kochen; jetzt fuhr plötzlich ein gewaltiger Hunger in die Leute und jedermann wollte nun zuerst am Kochfeuer sein, so daß man sich fast in die Haare kam, und da eine Pfanne ins Feuer geleert und dort eine Schüssel verschlagen wurde. Am Besten kam das Marei dabei weg, das hatte einen großen Hafen mit Schnitz und Speck ob, und stand davor, die Fäuste in die Seiten gestützt, und schaute den Leuten dabei so resolut unter die Nase, daß kein Mensch es wagte, ihm oder ihrem Hafen etwas zu leid zu thun. Dem Roni und dem Kasper war’s um’s Essen ganz gleich, sondern sie flattierten wieder gutes Muthes ihrer Gutteren, bis der Kasper auf seiner Pritsche liegen blieb und einschief. Aber der Roni der kam mit seinem Schnapsrausch auf das Verdeck und zwirbelte, mir nichts, dir nichts, hinter den großen Mast auf den ersten Platz hinüber; dort kam er gerade dem Herrn Kapitän in den Wurf, der befahl ihm, hinzugehen woher er gekommen; aber der Roni fing jetzt an aufzubegehren: «er sei ein freier Schweizer und es habe ihm Niemand nichts zu befehlen.» Da sagte

der Kapitän: «und ich bin ein freier Amerikaner, aber bei mir gehört auf den ersten Platz, wer für den ersten bezahlt, und wer für den zweiten bezahlt, auf den zweiten.» Und als der Roni noch nicht ruhig sein wollte, da packten ihn ein Paar Matrosen, schütteten zwei oder drei Kübel Meerwasser über ihn und thaten ihn dann an den Schatten, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hatte. Und ist ihm ganz recht geschehen.

Einmal, als es schon ganz finster geworden war, und sich die Meisten auf ihre Käsladen zur Ruhe gelegt hatten, schaute ich noch über das Verdeck-Geländer in das Meer; denn es gefiel mir gar wohl, wie die Wellen in der Dunkelheit so flimmerten und leuchteten, ungefähr wie eine Schachtel Zündhölzchen, die man im Finstern aufmacht. Und war dieses wunderliche Brennen des Wassers fast in jeder schönen, stillen Nacht zu sehen. Da stand der Herr Schmid, welcher mich von der Seekrankheit kurirt hatte, wieder neben mir und frug mich, ob es mir recht sei noch ein Bischen aufzubleiben. Darauf setzten wir uns auf eine Kiste, und er zog ein Paar Cigarren hervor und nöthigte mich, auch eine zu nehmen; aber ich wußte nicht recht, auf welcher Seite man sie ins Maul nehmen solle; der Vater sel. hätte mich hübsch rangschiert, wenn ich mit Cigarren gekommen wäre; wollte ich rauchen, so konnte ich von dem Taback nehmen, der ihm der Liebste war, und von welchem man um einen Batzen dreimal um den Leib bekam. Item, wir fingen an mit einander zu plaudern, und ich mußte ihm erzählen, woher ich sei, wie ich es zu Hause gehabt habe und warum ich auswandern wolle.

«Aber, guter Freund, frug er auf einmal, wo wollt ihr denn eigentlich hin?» – «Hat der Herr vielleicht von seinem starken Rothen ein Glas zu viel getrunken», dacht' ich und gab zur Antwort, ich meine unser Schiff fahre nach Amerika. Da sah ich wohl, obschon es ziemlich finster war, daß der Herr Schmid das Lachen nicht recht verbeißen konnte. «Wenn du einen Narren haben willst, so kauf dir einen eisernen», dacht' ich, und stand auf um zu gehen, aber der Herr legte freundlich seine Hand auf meinen Arm und sprach: «Ihr müßt mir meine Frage nicht in Uebel nehmen, Dursli. Daß ihr nach Amerika wollt, konnte ich errathen, und daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika euer Reiseziel sind, ließ sich ebenfalls daraus schließen, daß wir auf demselben Schiffe fahren. Da aber dieses Land etwa Hundertfünfzigmal so groß ist, als die Schweiz, und ungefähr achttausend Kantone wie Solothurn, darin Platz hätten, so war meine Frage, scheint mir, doch erlaubt.» – So groß hatte ich es mir freilich nicht vorgestellt und eigentlich auch nie so recht darüber nachgesonnen, wohin ich wolle, sondern ich hatte gedacht, ich gehe mit den Andern, und das war wahrscheinlich die Meinung

eines jeden von uns gewesen. Es waren freilich von Zeit zu Zeit Briefe gekommen von solchen, die in früheren Jahren ausgewandert waren, aber wo diese Leute eigentlich zu finden seien, ob sie beieinander wären, und ob wir an denselben Ort hinwollten oder nicht, davon hatte keiner von uns einen recht deutlichen Begriff. So kam es, daß mir jetzt fast der Verstand ein wenig still stehen wollte. «Seht Dursli», fing der Herr wieder an, nachdem er mir dreimal hatte Feuer geben müssen, und ich allemal wieder hatte löschen lassen in den Gedanken, – «es ist wohl der Mühe werth, darüber sich zu besinnen. Oben im Lande wird's im Winter so kalt, wie bei euch nicht auf den höchsten Schneebergen; unten aber ist's eine Hitze, daß kein Mensch es erleiden mag, auf dem Felde zu schaffen, als die schwarzen Negersklaven, und würde man jeden, der dort einen Pflug oder eine Hacke anrühren wollte, auch nicht für etwas Besseres ansehen, als für einen Sklaven. Am Meere, bei den großen Städten, da ist das Land so theuer, als wie bei euch im Buchiberg; dagegen im Innern des Landes ist's spott wohlfeil, und ist dort auch an vielen Orten ein schöner, milder Himmel, nicht zu warm und nicht zu kalt, und guter, fruchtbarer Boden; aber dort ist's dann einsam, nichts als Wald und Weide, und wer's nicht erfahren hat, der weiß es nicht, wie's thut, stundenweit keinen Nachbarn zu haben, der sich mit uns freuen, uns trösten, uns helfen kann im Nothfall.»

Die verfluchte Cigarre war mir schon wieder ausgelöscht, da sagte der Herr noch, ich hätte jetzt auf dem Schiffe die schönste Zeit, über die Sache nachzudenken, und er wolle mir ein Buch geben, darin sei ziemlich wahrhaftig beschrieben, wie es in dem Lande aussehe, in welches wir zögen, und ich solle dieß Buch durchlesen und dann mit meinen Reisegefährten zu Rathe gehen. Aber bevor wir das Schiff verließen, wollte er mir dann noch Etwas insbesondere sagen.

Siebentes Kapitel.

Kurze Freude, große Noth.

Das Wetter war nun gar besonders schön und lieblich geworden, es ging gar kein scharfer Wind, so daß die Segel oft ganz schlaff von den Mastbäumen hinunter hingen, und dann waren auf dem Meere nicht höhere Wellen zu sehen, als auf einer Milchgepse. – Auch beklagte sich kein Mensch mehr über die Meerkrankheit, sondern die meisten waren wieder lustig und hellauf. Es waren auch zwei aus dem Appenzellerland auf dem Schiffe, die wußten gar

schöne und kurzweilige Lieder, und gegen Abend, wenn es nicht mehr so gar heiß war, so fingen sie dann oft an zu singen, da horchte Alles gerne zu, und stand allemal bald das ganze Volk, das auf dem Schiffe war, vom ersten Platz und vom zweiten Platz, um die beiden herum. – Einer vom Schwarzwald hatte eine Geige mitgenommen, der spielte auch ein paar Mal ein paar Tänze auf, da war ein Leben, als wie an einer Kilbe, und es war eine Freude zu lügen, wie die Matrosen mit den Bernermeitschene z'ringelum sprangen, so daß deren lange Züpfenschnüre ärger flatterten, als die Fähnlein oben an den Mastbäumen.

Aber je schöner das Wetter wurde und je glätter das Meer, um desto saurer blickte der Kapitän, und um desto größere Runzeln waren auf seiner Stirne zu sehen. Und zuletzt merkten wir wohl warum, und hätten fast lieber wieder Sturm gehabt und den Fischen gepredigt, denn unser Schiff wollte gar nicht recht vom Fleck, und war jetzt schon die Zeit, da wir in Amerika hätten sein können. Auf ein paar Tage oder Wochen mehr oder weniger wäre es uns am Ende nicht angekommen, denn viel zu versäumen hatten wir eben nicht, aber es war da ein anderer Haken: wir hatten blos auf acht Wochen Proviant eingekauft, und von den Schwaben und denen aus dem Badischen hatten sich viele gar nur für fünf bis sechs Wochen versehen und wir schwammen nun schon in der siebenten Woche zwischen Himmel und Wasser. Zuerst gefiel die Sache dem Einen und dem Andern nicht übel, denn es ließ sich da mancher gute Handel machen und hätte man in Havre die Erdäpfel noch so theuer bezahlen müssen, man konnte sie jetzt mit gutem Profit wieder absetzen, und der Baschihans verkaufte von seinen Schnitzen, man hätte um das Geld in Muth's Laden gleich schwer Wybeeri und Rosinli bekommen. Das ging, so lang es ging; zuletzt hatten die armen Leute weder Geld mehr noch Proviant und den Weg zu Baschihansens Schnitztrog hatten sie auch kennen gelernt; so kam's, daß, als Marei an einem schönen Morgen eine Kocheten hervorholen wollte, die Drucke leer war; das war ein Jammer! denn es war für die Frau nichts Geringes, täglich ihre siebenzehn Mäuler zu füttern.

Dazu kam dann noch ein anderes Herzeleid; die Marei, welche ihr Kleinstes noch säugte, hat sich nicht genug in Acht genommen, sondern dem Kinde in Kyb und Verdruß hinein zu trinken gegeben, das ist davon gar übel krank geworden und in der andern Nacht gestorben. Am folgenden Tag war die Gräbt; das ist aber eine kuriose Gräbt gewesen, und hat mir und den Andern allen einen rechten Stich durchs Herz gegeben. Nachmittags gegen drei Uhr, als das meiste Schiffsvolk mit der nothwendigsten Tagesarbeit zu Ende war, fing die Schiffsglocke zu läuten an; da versammelte sich Alles was auf dem Schiffe war, die vom ersten und vom zweiten Platz, Matrosen und Schiffsknechte,

auf dem Verdeck; dort lag auf einem Brett, in Packtuch eingnäht, das arme todte Kindlein; nun las der Herr Kapitän, da kein Geistlicher vorhanden war, aus einem Buch auf englisch ein Gebet, worauf er mit der Hand ein Zeichen gab, und die kleine Leiche, welcher man ein Paar eiserne Gewichtsteine an die Füße gehängt hatte, rutschte über das Brett in das tiefe Meer hinab; das gab ein paar Ringe, wie wenn man einen Stein ins Wasser wirft, und dann war Alles vorbei. Die Marei heulte wie ein Schloßhund, und mußten sie ein Paar Weiber ins Zwischendeck hinab auf ihr Bett bringen; der Baschihans, der es sonst keineswegs für das größte Unglück angesehen hätte, wenn eins von seinen kleinen Freßmäulern ein schöner Engel im Himmel geworden, der kehrte sich um, als das arme Hüdeli ins Wasser plumpste und sagte, es wolle ihm näume fast ein wenig g'schmuecht werden. Doch das grausigste das sahen ich und ein Paar Andere, aber wir haben's für uns behalten: so lange die kleine Leiche auf dem Schiffe lag, zogen uns zwei oder drei große Hayfische nach, als ob sie gewittert hätten, daß sie einen Fras bekommen sollten; als dann das todte Kind in's Meer hinab sank, da schossen die wüsten Unthiere schnell nach in die Tiefe, – ich glaube, es ist nicht bis auf den Grund hinabgekommen. – Den ganzen Tag war's da recht still auf dem Schiffe, und man hörte nicht einmal viel wegen dem Essen zanken und jammern; es dachte wohl ein jeder, ob er auch noch so über das Brett ins Meer hinunter rutschen müsse, ein Paar Pfundsteine an den Füßen, und das hat Einem den Appetit genommen.

Des andern Tages hieß es, der Kapitän habe befohlen, es müsse jeder, der noch Mundproviant habe, denselben hergeben und in Zukunft würde gemeinschaftlich gegessen. Das war Manchem nicht recht, daß diejenigen, welche sich vorgesehen hatten, nun ihre Sache hergeben mußten, um die Nachlässigen und Unvorsichtigen zu füttern; aber so auf einem Schiffe ist ein Kapitän besser Meister als ein Kaiser in seinem Reich, und man mußte füremachen, man mochte wollen oder nicht. Und genau überlegt, war's freilich das Klügste; denn man hätte ja doch keinen können verhungern lassen, sonst wäre es geschehen, daß sich die armen Teufel, die nichts mehr zu brechen und zu beißen hatten, mit Gewalt über die vorhandenen Lebensmittel hergemacht, und Alles auf einmal aufgefressen und g'schändet hätten. Jetzt bekam jeder seine Portion, Einer gleichviel wie der Andere, so wie die Soldaten in der Kaserne ihren Spatz bekommen. Aber noch immer wollte kein günstiger Wind sich erheben, noch immer blieben wir fast auf demselben Flecke liegen; Tag für Tag wurden die Portionen kleiner. Die größte Plage sollte aber erst noch kommen, das Trinkwasser ging nämlich zu Ende, und was noch in den Fässern sich befand, war

faul und stinkend. Dazu brannte die Sonne täglich heißer und heißer. Ach, wie wurden die Gesichter so lang, wie hohl die Augen! wie blickten wir sehnsüchtig nach allen Enden, ob nirgends kein Wölkchen sich zeigen wolle, ein Vorbote andern Wetters; – ob nirgends eine Welle sich erheben wolle; doch dunkelblau blieb der Himmel, spiegelglatt das Meer. Wüßten das die Mutter und das Babeli, dachte ich, daß ich hier elendiglich umkommen muß vor Hunger und vor Durst, wie würden sie weinen und jammern, und ich hätte greinen mögen vor lauter Elend und Heimweh, wie ein Röcklibub. Und wäre mir da oft fast das Herz in die Hosen gefallen, wenn nicht der Herr Schmid gewesen wäre, der sprach mir zu, ich solle mich zusammen nehmen, und wer ein Mann sein wolle, der müsse durchführen, was er angefangen, geh' es dann durch dick oder dünn; ich solle nur nicht gleich den Muth verlieren, denn ich würde ihn noch manchmal brauchen können. Da nahm ich mich dann wieder zusammen. Aber ein erschrecklicher Anblick war es doch und hätte einen Stein erbarmen können, die kranken Kinder, die jammernden Weiber, die abgezehrten, bleichen Gestalten zu sehen, welche mit hohlen, hungernden, verzweifelten Blicken über die unendliche Wassereinöde hinwegschauten, als ob sie noch einmal vor dem Sterben das Land hätten sehen wollen, von wannen sie gekommen waren.

Achtes Kapitel.

Eine böse halbe Stunde.

Endlich war an einem schrecklich heißen Mittage, dort wo das Meer und der Himmel zusammen kommen, ein kleines weißes Wölkchen zu sehen, das erste seit vielen, vielen Tagen. Das war ein Jubel über das ganze Verdeck, und wir Alle begrüßten es als willkommenen Vorboten eines längst gewünschten Regens, der uns erfrischen und tränken, eines Windes, der uns dem ersehnten Lande zuführen sollte. Aber war bis jetzt das Gesicht des Kapitäns eben nicht gar aufgeräumt gewesen, so schaute er jetzt noch um ein gutes finsterer unter seinen dicken grauen Augenbrauen hervor. Er stellte sich auf den höchsten Ort des Verdecks und schaute auf das kleine weiße Wölkchen, das nach und nach groß und grau wurde, und während dessen wurde sein Gesicht immer länger. Jetzt wurden auch die Matrosen unruhig und auf ein Zeichen des Herrn Kapitäns kletterten sie wie die Katzen an den Mastbäumen hinauf und rollten die Segel zusammen, die man bis jetzt ganz offen hatte herunter hangen lassen, um ja das kleinste Lüft-

chen nicht unbenutzt vorbeistreichen zu lassen. Dann gingen sie zu den beiden Weidligen, welche hinten auf dem Schiffe aufgebunden waren, und lösten sie ab und rüsteten sie, daß man sie leicht in das Wasser hinablassen konnte; dabei fiel keinem einzigen ein, einen Spaß zu machen, oder ein Lied zu pfeifen, oder etwa einem Schwabenmeitli, das ihm im Weg stand, schnell einen Schmutz zu geben, wie sie es sonst im Brauch hatten, sondern sie waren ganz still und kantsam. «Was soll das geben?» sagte ich zum Schulmeister. Da kam der Herr Schmid zu mir, mit dem ich während der langen Meerfahrt ganz gut Freund geworden war, und sagte: «Nun Dursli, nimm dich zusammen, du wirst etwas erleben, woran du deiner Lebtag denken wirst; wir wollen jetzt sehen, ob du Kurasch im Leibe hast.» – Aber der Herr war selbst um ein gutes Stück bleicher, als ordinär. «Was soll das geben?» sagte ich nochmals zum Schulmeister. Das kleine weiße Wölkchen war nun so groß geworden, daß es die Sonne verdeckte und den ganzen Himmel überzog, der war jetzt auf der einen Seite ganz dunkelgrau und auf der andern fast kupferroth, daß es recht grausig anzusehen war, und das Meer hatte auch seine Farbe verloren und war graugelb, wie trübes abgestandenes Wasser. Dazu war es so dünstig heiß, daß einem der Schweiß in Bächen über das Gesicht lief, und man kaum den Athem zu ziehen vermochte. «Das wird wohl ein Donnerwetter absetzen wollen», sagte der Schulmeister, aber noch hatte er nicht ausgeredet, so ging es an, als ob die ganze Hölle auf einmal losgelassen würde; der Sturmwind fing an zu heulen, wie wenn man tausend Posaunen miteinander blasen thäte; das Schiff erhielt einen Rippenstoß, daß es sich ganz auf die Seite legte und fast die Spitzen der Mastbäume ins Meer dümpfelte – ich konnte mich noch schnell am Schiffsgeländer halten und der Schulmeister an meinen Kittelfecken, sonst wären wir alle beide ins Wasser gepurzelt; links und rechts schossen nun die Blitze wie feurige Schlangen vom Himmel herab und der Donner brüllte ohne abzusetzen, daß es mich bedünkte, es wolle mir die Ohren versprengen; dazu fiel ein Regen, man hätte glauben können, es reise Einer einen Mühlbach auf das Schiff herab, und am hellen Mittag war es so finster geworden, daß man kaum von einem Ende des Schiffes zum andern sehen konnte; da sah ich die frechsten Matrosen zittern und beten, und der alt-Weibel hat damals eine Wallfahrt nach Hagenthal versprochen, und hat nicht bedacht, daß er jetzt nach Amerika gehe und Hagenthal mehr als tausend Stunden auf der andern Seite des Meeres liege. Ich für meinen Theil mußte nur immer darüber sinnen, wie das gehen müsse, wenn das Wetter in das Schiff hineinschieße; da hätte man nur auslesen können: verbrennen oder versaufen, – und jene, welche auf die kleinen Weidlige sich hätten retten können, die wären ein wenig später doch verrebelt.

Das war eine schlimme halbe Stunde, und ich werde daran denken mein Leben lang. Doch ging sie auch vorüber und der Blitz, der vorn und hinten und rechts und links ins Wasser schlug, der schlug doch nicht in unser Schiff, und weiß ich nicht, ob es wegen dem alt-Weibel war, der nach Hagenthal versprochen hatte. Item, es wurde wieder heiterer, und die Donnerschläge wurden schwächer, der Regen und der Sturmwind ließen nach; bald schien die Sonne wieder hell und freundlich auf das Verdeck, und wir sahen die grauschwarzen und kupferrothen Wolken weiter und weiter ziehen, und über dieselben spannte sich, mit beiden Enden auf dem Meere stehend, ein prächtiger Regenbogen. Aber das Beste was uns das schreckliche Gewitter zurückließ, das war ein ebenrechter Wind, der uns nun rasch unsrer neuen Heimat, dem Ende unsrer Mühsal, wie wir glaubten, entgegen führte.

Neuntes Kapitel.

Die neue Welt.

«Land! Land!» Das hätte ich meiner Lebtag nicht geglaubt, daß ein so kleines Wörtchen einem so viel Freude machen könnte. Da lag es vor uns, das Land jenseits des Meeres, und wir, die wir über zwölf Wochen auf dem unsichern Wasser herum geschwommen, wir sollten nun bald wieder festen Boden unter unsren Füßen fühlen! Kein Mensch blieb unten im Zwischendeck, und jeder wollte zuerst wissen, wie denn das Amerika eine Gattig habe, für das wir unsre alte Heimat in Stich gelassen. Einer bäumelte über des Andern Achseln, und alle bohrten sich fast die Augen aus. Da kam es denn endlich



näher und näher und unser Schiff fuhr in den Fluß Mississippi hinein, der ist fast noch zehnmal so breit als der Rhein. Aber, o weh! wo blieben die schönen Bauernhöfe, die grünen Matten, die Felder mit dem mannshohen Korn, die wir erwartet hatten? wir mochten schauen, wie wir wollten, wir entdeckten eben nichts anders, als sumpfige Inseln mit Schilfrohr bedeckt und andrem Gestrüpp, und hie und da ein kleines Fischerhüttchen, von Rohr zusammengeplätzt, wo man bei uns keinen Hund einquartiert hätte. Item, dachte ich, es kann noch besser kommen.

Während nun ein Dampfschiff sich unsrem Schiffe vorgespannt hatte, um es den Fluß hinauf nach der Stadt *Neu-Orleans* zu führen, rief mich der Herr Schmid bei Seite. «Paß jetzt recht auf, was ich dir sagen will, Dursli, fing er an, ich mein's gut mit dir, und möchte dir noch einen guten Rath geben, bevor wir auseinander gehen. Schon auf der Reise bis hierher hast du merken können, daß die meisten Sachen, von nahem besehen, nicht halb so rosenfarbig sind, als aus der Ferne. Und doch bist du jetzt erst am Anfang deiner neuen Laufbahn, und hast noch manche bittere Erfahrung zu machen.» – «Wo hinaus will das wieder?» dachte ich. – «Der Entschluß, dein Vaterland zu verlassen, fuhr der Herr Schmid fort, könnte dich einst reuen, dein Glaube, in Amerika ein glücklicheres sorgenfreieres Leben zu finden, könnte von dir weichen. Aber dann käme wahrscheinlich deine Reue zu spät, dein Geld, das einzige Hülfsmittel, deinen unbesonnenen Schritt wieder gut zu machen, wäre dir dann längst abgelistet, abbetrogen und abgelogen.» – Herr Schmid schwieg jetzt einen Augenblick still und faßte mich scharf ins Auge: «Schau mir ins Gesicht, Dursli, begann er dann wieder. Hältst du mich für einen ehrlichen Mann?» – Das war nun eine kuriose Frage; aber es lag etwas so Rechtschaffenes und Wahrhaftiges in seiner Stimme und seinem Gesicht, daß ich sagen mußte: «ja, ich traue euch!» – «So gieb mir die Hälfte von dem Gelde, das du bei dir hast, zu versorgen; es ist, wie du mir sagtest, ein schönes Sümmchen; das sei dann dein Nothpfennig; es soll dir aufgehoben sein für die Zeit, da dir kein anderes Hülfsmittel mehr übrig geblieben sein wird; im schlimmsten Fall wird es deiner alten Mutter zu gut kommen.» – Ich muß bekennen, daß mir der Vorschlag etwas ungesinnet kam, doch schien's mir selber, so ein wohlverwahrter Batzen könne mir allerwegen einmal zu gute kommen; auch fiel mir keinen Augenblick ein, an der Ehrlichkeit des Herrn Schmid zu zweifeln, – es blickte etwas so Freundschaftliches für mich aus seinen Augen! und dann – warum hätte so ein reicher Herr einen armen Bauernknaben um sein Bischen Geld betrügen sollen? zudem hat er mir noch einen schönen Zins versprochen. Ich ging also ins Zwischendeck hinab

in einen Winkel, und trennte etwa hundert Dublonen aus meinem Gurt. Es blieb mir immer noch genug, ein schön Stück Land zu kaufen, die Jucharte um einen Fünfliber, und dann die Wirthschaft anzufangen.

Wir waren nun gerade im Hafen der großen Stadt Neu-Orleans angelandet, und es ging auf unserm Schiffe recht drunter und drüber, – wie begreiflich – da jeder gern der erste am Land gewesen wäre. Da nahm mir der Herr Schmid das Geld nur schnell ab und sagte mir: «in der Stadt habe er ein Bureau, dort solle ich ihm nachfragen; unterdessen solle ich mir den Spruch merken: Trau, schau wem!» – worauf er in einen Weidling sprang und sich ans Land rudern ließ.

In Neu-Orleans, so heißt die Stadt in den Büchern und auf der Landkarte, aber die Leute sagen ihr ganz anders, fast wie Niuorliins, da läuft kuriozes Volk von allen Farben auf den Gassen herum, Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße. Auch sind da prächtige Gebäude und schöne Wirthshäuser, fast wie zu den Dreikönigen in Basel. Aber wir wußten wohl, was es da für Uerten giebt, und hätten wir, um das zu lernen, nicht nach Amerika zu wandern gebraucht, und wir gingen in ein kleines Wirthshäuschen am Hafen, auf welchem in großen Buchstaben zu lesen war: «Hier redet man deutsch.» Es war da nicht recht heimelig; – in der Gaststube saßen Einige und hatten die Füße auf den Tischen und kauten Tabak und spuckten an alle Wände, daß es einen fast lüpfen wollte; in der Küche hantierten ein Paar schwarze Neger, die sahen so schmierig aus, als ein Paar Stiefel, die man acht Tage beim Regenwetter an den Füßen gehabt hat. Als man zum Essen läutete, wollten wir es uns recht kummig machen und wieder einmal ordentlich essen und uns Zeit dazu lassen, aber kaum saßen wir recht hinter dem Tische, so hatten die Andern schon Alles aufgefressen und wischten sich die Mäuler und gingen, und als wir uns beklagten, hieß es, wir hätten es machen sollen wie die Andern, und zulangen, so lange etwas da gewesen, das sei so Landesbrauch. Das kam uns doch gar zu unverschant vor; aber wir waren doch froh, wenigstens auf festem Boden und am Trocknen zu sein, und zudem hatten wir mit dem Wirth für unsere Kost um ein ziemlich billiges Geld akkordiert.

Auf dem Schiffe hatten wir Zeit genug gefunden, miteinander abzureden, was wir in Amerika anfangen wollten; ich und der Schulmeister hatten das Büchlein, das mir der Herr Schmid verehrt, fleißig gelesen, und wir Alle hatten manche liebe Stunde auf der Landkarte studiert; auch hatten die, welche vorausgegangene Bekannte oder Verwandte in Amerika hatten, ihre Briefe wieder hervorgesucht, und wer sonst einmal Etwas gehört, der brachte es

ebenfalls vor. Da kamen wir am Ende übereins, den großen Fluß Mississippi hinauf zu fahren bis gegen St. Louis; von dort war es dann nicht weiter als eines Daumens breit, nämlich auf der Landkarte, bis an einen Ort, wo ein ganzer Trupp Schweizer aus unserer Gegend und auch ein Paar aus unserem Dorfe viel Land gekauft und sich haushäblich niedergelassen hatten. Und waren einige von denen die nach Hause schrieben, welche nicht genug rühmen konnten, wie das ein schönes Land sei und guter Boden, und wie jeder von ihnen ein großes Landgut habe, Hofwyl sei im Vergleich ein Taunergütli; auch hätten sie eine Stadt gegründet, die heiße Neu-Wietlisbach, die habe so schöne breite Gassen, wo die Gurzelngasse in Solothurn ein heller – dagegen sei. Wir hatten also beschlossen, nach Neu-Wietlisbach hinauf zu ziehen und dann in der Umgegend Land zu kaufen, jeder so viel er möge und vermöge; aber der Schnapsroni und der Brönzkasper die blieben noch immer dabei, in Neu-Wietlisbach eine Wasserbrennerei anzufangen, «und sie kannten Einen im alten Wietlisbach, das doch nur ein rechtes Nest sei, sagten sie, der verdiene schwer Geld mit seinem Erdäpfel-Ratafia; das Geschäft könne also gewiß nicht fehlen.» Es war zwar noch ein schöner Weg bis dahin, in unsrem Büchlein hieß es: vierhundert Stunden, aber auf den Dampfschiffen, von denen fast alle Tage einige den Fluß hinauf fuhren, konnte man sich um ein Billiges verdingen.

Zehntes Kapitel.

Trau, schau wem.

Mein erstes Geschäft war nun, bei Herrn Schmid den Schein für mein Geld zu holen und mich für seine Gutthaten zu bedanken, und ich versprach Einem ein Paar Batzen, damit er mir den Weg zeige. Der führte mich nun wohl auf ein Bureau zu einem Herrn Schmid, das war aber nicht der rechte, sondern eine Art von Doktor, der hat mir mit Gewalt von seinen Pulvern und Salben verkaufen wollen; ein Paar Häuser weiter war wieder ein Herr Schmid, das war aber ein Advokat, und mußte ich, weil ich an seine Bureau-Thüre geklopft und der Schreiber gerufen hatte: herein! – 7½ Btz. für Mühwalt bezahlen; – dann kamen wir zu einem dritten, der handelte mit Baumwolle, war auch nicht der Rechte; so lief ich einen halben Tag in der Stadt herum und kam zu mehr denn einem Dutzend Schmide, aber doch nie vor die rechte Schmiede. Der, welcher



mein Geld hatte, war nicht zu finden, und am Ende mußte ich unverrichteter Sache und ohne Schein ins Wirthshaus zurück.

An den alt-Weibel hatte sich, als derselbe damit beschäftigt war seinen Grümpel vom Schiff in das Wirthshaus zu bringen, Einer gemacht, ich weiß nicht, war's ein Deutschländer oder ein Wälscher. Der hatte einen rothen Bart, trug ein graues Hütchen auf der Seite, ein rothes Gilet und ein grünes breites

Halstuch, worin er fast sein ganzes Gesicht verstecken konnte und lugte ein wenig überzwärch. Dem Mano hätte ich nicht viel Gutes zugetraut; aber den alt-Weibel wußte er bald für sich einzunehmen und hatten die beiden viel Heimliches mit einander zu verhandeln. Eben als ich ganz kaput von meinen vergebenen Gängen zu den Andern zurückkam, da rückte auch der alt-Weibel, in Begleitung seines neuen Freundes mit dem rothen Gilet wieder an, mit Freude strahlendem Gesicht, und schaute uns Andere alle so recht von oben herab an, aber sagte weiter kein Sterbenswörtchen.

Im Wirthshause hatte es unterdessen wieder saubere Neuigkeiten gegeben. Der Brönzkasper und der Schnapsroni, die ein paar Wochen lang auf dem Schiffe hatten fasten müssen, ließen sich, während die Andern ausgegangen waren, auf unsere gemeinschaftliche Rechnung einen Schoppen Schnaps nach dem Andern geben und sind richtig wieder einmal voll geworden. Aber beim Brönzkasper ist's nicht dabei geblieben. Der ist auf einmal ganz braungelb im Gesicht geworden und hat zu schlottern angefangen, daß die Bank, auf der er lag, fast umgefallen ist; dann wurde er wieder ganz krebsroth und es dünkte einem, er glühe vor Hitze, und die Haut seiner Lippen wurde dürr und schwarz; – dazu stöhnte und wimmerte er, daß es einem übel grauste. Als der Wirth dazu kam, wurde er ganz bleich und lief davon, kam aber bald wieder mit zwei Leuten und einer Tragbahre zurück. «Den kranken Mann könne er nicht im Hause behalten, sagte er, der würde ihm alle Gäste vertreiben.» Aber der neue Freund des alt-Weibels, der berichtete uns: «das sei das gelbe Fieber, das regiere jetzt stark in der Stadt, und nicht länger als bis morgen wäre der Brönzkasper steif und todt; und wenn wir Lust hätten, zu wissen wie's thue, so brauchten wir nur ein paar Wochen hier zu bleiben, da würde es Einen von uns nach dem Andern putzen, besonders weil wir auf dem Schiffe, wie

er gehört, nicht eben das beste Leben gehabt; aber den Kasper habe es deshalb am ersten gepackt, weil er ein Branntweinsäufer gewesen.» Als wir dieß hörten, machten wir kuriose Gesichter; und wir wurden bald einig, mit dem nächsten Dampfschiff den Fluß hinauf zu fahren, denn es hatte eben keiner Lust, mit dem gelben Fieber nähere Bekanntschaft zu machen. Ob dem war der Schnapsroni wieder nüchtern geworden; der machte große Augen, als sie seinen Kameraden davon trugen, sagte jedoch kein Wörtlein dazu, sondern ging still hinten drein. Im Spital hat er dann gefragt, ob er nicht bei seinem Kameraden bleiben dürfe, worauf er wirklich bei ihm aushielt bis am andern Morgen, da der Kasper gestorben ist. Ganz still und tugendlich kam er wieder zu uns, als wir eben im Begriff waren, unsere Sachen auf das Dampfschiff zu bringen, und frug, indem ihm die hellen Thränen die Backen herabliefen, ob wir ihn um Gotteswillen noch weiter mitnehmen wollten; «wir würden sehen, sagte er, er sei über Nacht ein ganz Anderer geworden, da er gesehen habe, wie es einem Schnapstrinker zu Muthe sei in seinem letzten Sterbensstündchen.»

Zu guter Letzt hatten wir noch einen rechten Häsplig mit unsrem Wirth, als es darum zu thun war, die Rechnung zu bezahlen. Für die Kost war eben bloß angesetzt, was wir verdinget hatten, und das war billig genug; aber dazu nicht weniger als zwölf Thaler dafür, daß unsere Habseligkeiten in einem Schopfe des Wirths auf einem Haufen hatten liegen dürfen. «Darüber hätten wir nicht akkordiert gehabt, sagte er, er könne fordern so viel er wolle, und er habe seine Magazine nicht bauen lassen, damit der erste Beste seine Sachen umsonst hineinstelle.» Was war da zu thun? Keiner hatte Lust dem gelben Fieber länger als nöthig abzapfen, und wollten wir fort, so mußten wir bezahlen. Da merkten wir, daß es auf der ganzen Welt keine so schlimmen Schelme gebe, wie in Amerika, und es fiel mir der Spruch ein, den mir der Herr Schmid zum Abschied eingeschärft: tra u, schau wem! und hätte ich diesen Spruch am ersten gegen Hrn. Schmid selber brauchen sollen, der mit meinen schönen Dublonen auf und davon gegangen. Das würde ich meiner Lebtag keinem geglaubt haben, daß man ein so ehrliches Gesicht haben und doch ein so arger Spitzbube sein könne. Und drückten mir meine gelben Vögel, die mir davon geflogen, fast das Herz ab, aber sagte nichts davon, sonst wär' ich noch ausgelacht worden.

Eilftes Kapitel.

Neu-Wietlisbach.

Ich kann nicht sagen, daß es uns leid gethan hätte, der Stadt Neu-Orleans, welche, so schön sie ist, uns doch nur wie ein verd. . . Schelmen- und Fiebernest vorkam, den Rücken zu kehren, und es gab mir einen rechten Stich ins Herz, wenn ich an unsere bisherige Reisebegleitschaft, die armen Deutschländer dachte, welche ihre ganze Baarschaft für die Fahrt über das Meer aufgebraucht hatten, und nun weder Weiterreisen noch Land kaufen konnten, sondern in Hunger und Kummer ihre Habseligkeiten Stück für Stück verhandelnd, abwarten mußten, bis das schreckliche Fieber Einen nach dem Andern unter den Boden gebracht. Und selbst das Marei mußte vor Bedauern flennen, obschon es wohl wußte, daß eben Niemand anders als jene armen Teufel ihm den Schnitztrog geleert hatten.

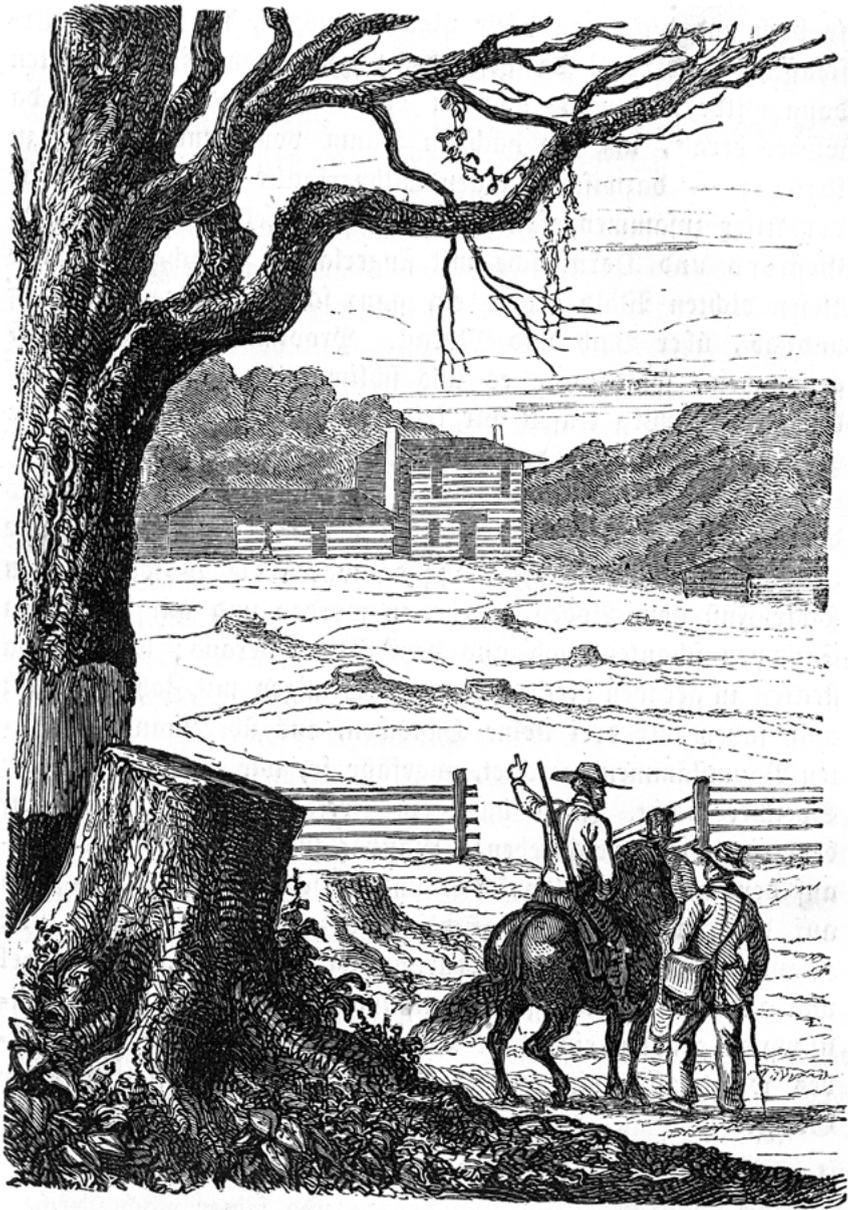
So fuhren wir also auf einem mächtigen Dampfschiff den Mississippi hinauf, welchen man hier den Vater der Flüsse nennt. Derselbe ist wirklich gewaltig breit und sein Lauf viele hundert Stunden lang; und er muß nicht eben überall säuberlich hausen, denn sein Wasser ist ganz gelb und trüb vom weggeschwemmten Lande, und man sieht fast bei jedem Schritt große Bäume mit sammt den Wurzeln, die der Fluß weggerissen und hinabgefloßt hat; und ist dieß eine sehr gefährliche Sache für die Dampfschiffe, denn diese Bäume bleiben dann oft mit den Wurzeln am Boden hängen und strecken die Spitzen schräg hinauf, und hat sich schon manches Schiff an einem solchen Baume gespießt, daß es nicht mehr zu retten war. An beiden Ufern des Flusses sahen wir oft recht stattliche Herrenhäuser, die ringsherum von großen Zuckerrohrfeldern umgeben waren, und in diesen Zuckerrohrfeldern arbeiteten die halbnackten Negersklaven. Man sagte uns, jene Landgüter gehörten reichen Pflanzern, von denen jeder oft drei- bis vierhundert Sklaven besitze, welche für sie schaffen, während sie selbst den ganzen Tag auf dem Kanapee liegen bleiben, und schwarze Jungfern ihnen die Fliegen wehren müssen. Aber uns nahm es noch mehr Wunder, wie es in Neu-Wietlisbach aussehen möge, und mochten wir alle fast nicht erwarten, nach unserer langen, langen Reise einmal endlich an den Ort unserer Bestimmung zu kommen. Dieß ging jedoch nicht so schnell und wir konnten von Glück reden als wir nach einer vierzehntägigen Fahrt in der Stadt St. Louis anlangten.

Sogleich fragten wir, wie weit wir jetzt noch hätten, und obschon es auf der Landkarte nur eines Daumens breit gewesen, so hieß es doch, es wären nun

noch zehn gute Stunden. Der alt-Weibel, der während der ganzen Fahrt es hatte merken lassen, daß er etwas im Schilde führe, was wir nicht wissen sollten, und die halbe Zeit mit seinem Buben zu chüseln hatte, der sagte nun, er habe hier noch aparte Geschäfte und er werde dann später nachkommen. Der Baschihans mußte für seine Leute und Habseligkeiten erst noch ein Fuhrwerk besorgen; aber ich und der Schulmeister machten uns gleich auf die Beine, nachdem wir Einen genommen, um uns den Weg zu zeigen, und ist auch der Roni mitgekommen, der sich seit dem elenden Tode seines Kameraden recht ordentlich gehalten und keinen Tropfen Schnaps mehr getrunken hatte. Wir waren ganz erstaunt, als unser Wegweiser auf einem Rosse geritten kam, der lachte uns aber aus, wir seien Narren, es nicht ebenfalls so zu machen, hier zu Lande gehe kein Mensch zu Fuß und wenn's auch nur ein halbes Stündchen weit wäre. So mußten wir uns denn, die wir mehr als drei Monate lang nicht weiter als eine Schiffslänge gegangen und in den Gelenken fast eingerostet waren, zusammen nehmen, um dem Reiter, der uns führte, zu folgen.

Wir waren noch nicht sehr lange zur Stadt hinaus, so führte uns unser Weg in den Wald hinein; das waren Bäume so hoch und dick, man hätte glauben mögen, sie seien seit Erschaffung der Welt da gestanden; an ihnen hinauf rankten dann wilde Reben bis hoch in den Gipfel und fielen von da wieder herab, um am nächsten Baum von Neuem hinauf zu klettern; – dazwischen lagen halbverfaulte Stämme, welche vor Alter zusammengefallen, und über denselben wuchs dichtes Gestrüpp und Dornbüsche mit fingerlangen Stacheln. Durch diesen dichten Wald führte ein ganz schmaler Weg Berg auf und ab, über Bach und Morast. Proviant hatten wir mitgenommen, sonst wäre es uns schlimm gegangen, denn auf dem ganzen Weg trafen wir keine einzige Hütte, keine lebende Seele an, geschweige denn eine Pinte oder Taväre.

Es wollte schon bald Abend werden, da kamen wir aus dem dichten Wald auf einen Platz heraus, etwa so groß wie zu Solothurn der Waffenplatz; da waren die Waldbäume ein Paar Fuß vom Boden abgehauen worden und nur die todtten Stumpen schauten noch aus dem Boden heraus; hie und da steckten in geraden Reihen ein paar Stangen mit Zahlen daran; auch sahen wir drei kleine Häuschen, aus übereinander gelegten Baumstämmen errichtet, ungefähr so, wie man bei uns die Speicher macht. Jedes hatte ein Brett über der Thüre. Auf dem einen war geschrieben: «Gasthof zum Wilhelm Tell», – auf dem andern: «Advokatie- und Geschäftsbüreau», – und auf dem dritten: «Dr. Schlüsselbart kurirt alle Arten von Krankheiten, verkauft auch Karrensalbe, Brämenöl, Schuhnägel und andere nothwendige Gegenstände.» Zwischen den Baum-



stümpfen grasten ein Paar Kühlein und am Bord des Waldes wälzte sich eine zahlreiche Schweine-Familie in einer Glunke.

Was sind das für Hütten? frug ich unsern Wegweiser. – Wir sind am Ort, war die Antwort; dieß ist die Stadt Neu-Wietlisbach.

Zwölftes Kapitel.

Wie das Rühmen zu verstehen ist, und warum der alt-Weibel zum Prokurator geht.

Der Wilhelm Tell war das schönste Haus in Neu-Wietlisbach, obschon es bloß eine aus Baumstämmen zusammengefügte Hütte war. Hinein konnte man durch ein herausgesägtes viereckiges Loch; die Thüre war aus Ruthen geflochten und das Schloß ein hölzerner Riegel. Des Tags diente die Thüre auch als Fenster; derselben gegenüber war der Kochherd, über welchem ein geflochtenes und mit Lehm verstrichenes Kaminschooß den Rauch auffing und zum Dach hinausführte. An den Wänden lagen ein Paar Matrazen und wollene Decken, auf denen übernachteten der Wirth, seine Frau und Kinder, sowie auch die fremden Gäste, alles ganz ungenirt durcheinander. Und auch wir legten uns hier, da wir endlich am Ziele unserer langen, langen Reise angelangt waren, mit müden Gliedern und sturmem Kopfe zur Ruhe nieder.

Des andern Tages hat sich die Nachricht, daß wieder Neue angekommen seien, bald in der Nachbarschaft herum verbreitet, und da ist's nicht lang gegangen, so haben wir im Wilhelm Tell Besuch vollauf gehabt von alten Bekannten. Das ging nun an ein Händeschütteln und Fragen, was es in der alten Heimat Neues gegeben habe, und mußten wir über Alles des Weiten und Breiten berichten. Und es bedünkte mich, wenn es sie so sehr Wunder nehme, so wären sie ringer nicht über's Meer gefahren.

Aber am Ende kam das Fragen auch an uns, und hätten wir vor allem gern gewußt, wie es ihnen denn eigentlich gehe; da schauten sie sich einander an und keiner mochte recht das Maul aufthun. Da sagte am Ende des Rechendursen Kobi, der in unsrem Dorfe daheim gewesen war: «wir sollten mit ihm gehen und selbst schauen, er wohne am Nächsten, nur etwa ein halb Stündchen weit.» Und dünkte uns dieß das Beste; und war da noch einer, der hieß der Wälsch, und war ein weitläufiger Vetter zum Schulmeister, der ging auch mit uns. Der Wirth zum Wilhelm Tell, das war ein Landschäftler, der hing seine Jagdflinte an den Rücken und sagte, er wolle uns auch ein Stück Weges begleiten. Er möchte sich gern ein Brötisli schießen, sagte er. So ging es also wieder in den Wald hinein auf einem bösen Wege, wo man alle Augenblicke über eine dicke Wurzel stolperte. Da kamen wir dann nach einiger Zeit auf einen kleinen Platz, ein Paar Jucharten groß, wo die Bäume zum Theil umgehauen und verbrannt waren, zum Theil aber war nur ein breiter Ring von der Rinde ringsherum abgehauen, und so die

Bäume getödtet worden, die jetzt dürr und wüst die blätterlosen Aeste gegen den Himmel streckten. Mitten auf dem Platze stand eine Hütte, akkurat so schön wie jene, worin wir übernachtet hatten. Vor der Hütte war ein kleiner Erdäpfelplatz; hinter der Hütte ein Acker mit mannshohem Türkenskorn, zwischen dem noch immer die Stöcke der abgehauenen Bäume hervorguckten. «Das ist nun mein Heimwesen», sagte des Rechendursen Kobi. – «Aber wo stecken dann die 200 Jucharten des besten Landes, von denen du geschrieben hast?» frug ich. «Wir stehen mitten darauf, war die Antwort; s'ist freilich noch mehrsten Theils dicker Wald.» «Da wird's mit den schönen breiten Gassen von Neu-Wietlisbach auch so sein, von denen der Wälsch nicht genug rühmen konnte in seinen Briefen, bemerkte der Schulmeister; es stehen eben Tannen und Eichen daran statt Häuser, und sagen Füchse und Hasen einander «gute Nacht» an den Straßenecken.» «Hast du denn die Stangen mit den Numero nicht gesehen, lachte der Wälsch, dort sollen die Gassen hinkommen, und sind sie nicht schön grad und breit?» – Da haben wir dann den Mannen unsere Meinung gesagt, von wegen dem Lügen, und wie sie sich schämen sollten, die Leute mit allerlei schönen Vorspiegelungen zum Auswandern zu verlocken, wenn man es in Amerika nicht besser bekomme, als nur so. Aber der Wälsch der hat uns nur ausgelacht. «Jemehr Auswanderer in diese Gegend ziehen, sagte er, jemehr Land gekauft und Wald gereutet wird, desto höher steigt unser Land im Preise, um so besser können wir die Früchte verkaufen, die darauf wachsen. Wenn wir nun nach Hause schreiben würden, wie es eigentlich ist, da käme kein Mensch und die Leute blieben lieber daheim.» «Und würden wir es hoffentlich auch so machen, meinte der Wälsch, und rühmen was Zeug halte. Das sei in der ganzen Welt Brauch, besonders aber hier, daß Jeder vor Allem auf seinen eigenen Nutzen schaue.» – Da ist uns dann ein Licht aufgegangen, warum in den mehrsten Briefen aus Amerika so erschrecklich gerühmt wird.

Es war Mittag geworden; da hat uns des Rechendursen Kobi eingeladen, bei ihm zu essen; und als wir uns nöthigen ließen, sagte der Wälsch: «wir brauchten keinen Kummer zu haben; hier zu Land sitze man zum Tisch wo's eben sei.» Da gingen wir dann hinein, und der Kobi sagte zu der Frau, sie solle doch recht genug machen. Die machte ein Kaffee, dann knetete sie ein Paar Handvoll Türkenskornmehl mit Schmalz, und hat den Teig in einem Döpfli gebacken; so mache man hier das Brod, sagte sie, worauf sie noch ein großes Stück Speck herunter schnitt und am Feuer gebraten hat. Der Kobi hat unterdessen seine Zeit auch nicht mit Holzspalten verloren, sondern nur so ein dürres Tannlein zur Thüre hereingeschleppt und das eine Ende ans Feuer gelegt, während das

andere noch weit zur Hütte hinaus lugte. Als wir eben anfangen wollten, kam noch der Landschäftler, der hatte einen welschen Güggel geschossen, und ist auch zu Tisch gesessen, ohne einmal zu fragen.

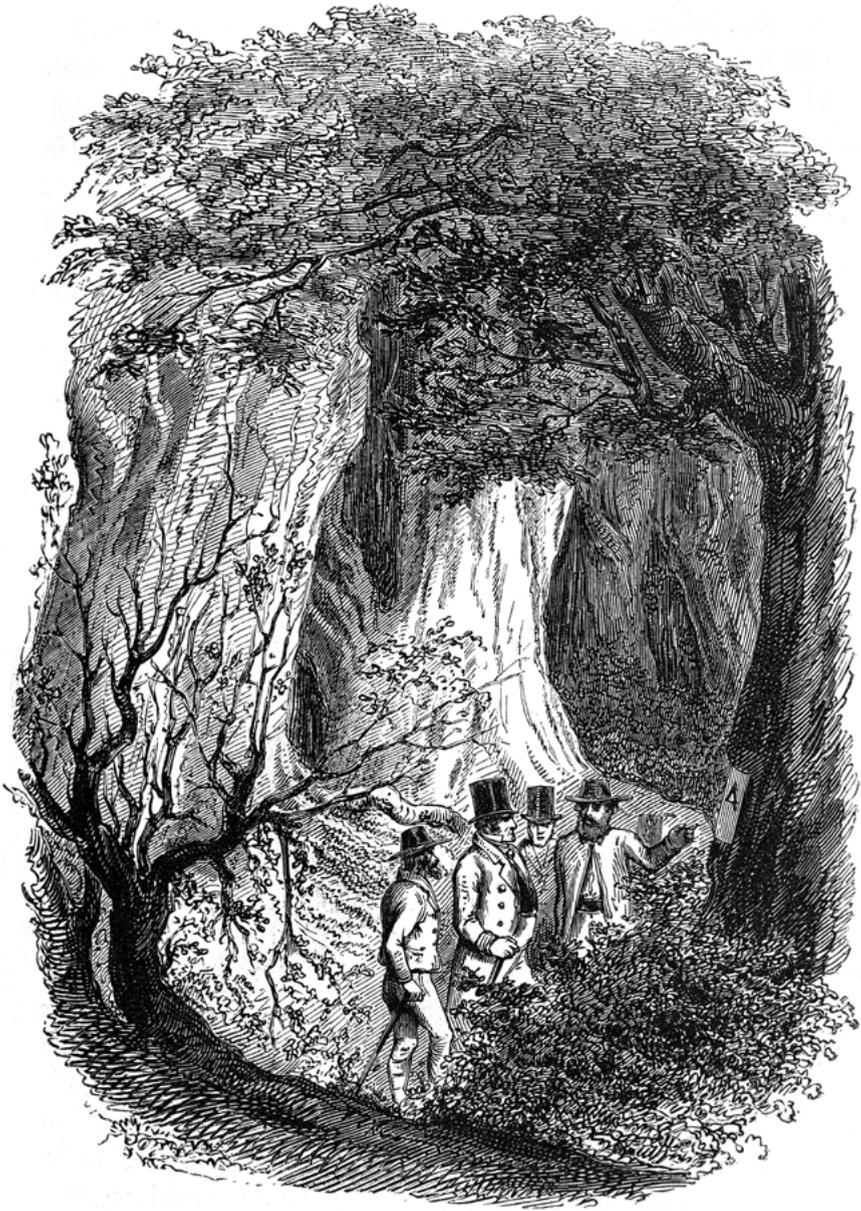
Während dem Essen redeten wir darüber, was wir nun zu allererst anfangen müßten. Da sagten uns die Mannen: «wir sollten uns nun einen Platz im Walde aussuchen, welcher uns am besten gefalle, wonach wir auf das Landamt müßten, das wäre wie bei uns die Amtschreiberei, um den Kauf richtig zu machen.» Und hat uns der Wälsch versprochen, er wolle dabei unser Führer sein, und haben wir dann noch ausgemacht, gleich am folgenden Tage daran zu gehen.

Unterdessen war der alt-Weibel mit seinem Buben ebenfalls in Neu-Wietlisbach angekommen und im Wilhelm Tell eingekehrt, und wir fragten ihn, ob er nicht mitkommen und auch einen Platz auslesen wolle. Da lachte uns der alte Götti aus und sagte, dafür hätte er schon längst gesorgt. «Er habe von seinem Freunde in Neu-Orleans mit dem rothen Gilet, das schönste Stück Land gekauft, das hier in der Nachbarschaft zu finden sei; es wäre schon Alles richtig.» Und darauf zog der alt-Weibel seinen Kauf hervor und einen Plan, und freute sich, wie er ein so gutes Geschäft gemacht; aber ich sah, wie der Wälsch und der Landschäftler, als sie das Numero auf dem Plan gesehen hatten, einander mit den Augen zuwinkten.

«Wenn der Weibel sein gekauftes Land sehen wolle, sagte der Wälsch, so könne er auch mitkommen, es liege an unsrem Wege.»

Wir mußten nun wieder in den Wald hinein, durch Dick und Dünn, über Stock und Stauden, und war das keine kleine Sache, denn oft blieb die Haut sammt den Kleidern an den Dornen hängen. Da kamen wir dann auch mitten in einen Morast, wo man über die umgefallenen Baumstämme gehen mußte, um hindurch zu kommen. Und als wir mitten im Moraste waren, wo es von dem faulen Wasser gestunken hat, daß man es fast nicht hat erleiden mögen, und die Mucken einen halb umgebracht haben, blieb der Wälsch stehen und sagte: «dieß ist euer Land, alt-Weibel»; der brummelte, «es sei jetzt keine Zeit zu dummen Späßen, er solle machen, daß wir wieder aufs Trockne kämen.» Aber der Wälsch rief: «seht nur das Numero an jenem Baume, es ist das nämliche, welches auf eurem Plan steht. Der gute Freund im rothen Gilet hat euch eben betrogen, wie's nur ein ächter Amerikaner im Stande ist.»

Das war dem alt-Weibel zu dick; es wurde ihm g'schmuecht und er wäre in den Morast hinein gefallen, wenn ihn seine Buben nicht gehalten hätten. Und als er wieder ein wenig zu sich kam, war sein erstes Wort: «es wäre doch noch



ein Glück, daß in Neu-Wietlisbach ein Prokurator wohne; er wolle es jetzt vor dem Richter probiren, und wenn er seinen letzten Kreuzer daran setzen müßte.»

Dreizehntes Kapitel.

Dursli hat einen großen Hof und was er darauf treibt.

Es war wieder mitten im dichten Wald. Die eben aufgegangene Augustsonne vermochte kaum hie und dort einen dünnen Strahl zwischen den Stämmen und Aesten der mächtigen Bäume hindurch zu zwängen, als ich den Kopf aus der kleinen Laubhütte hervorstreckte, welche wir aus einigen Baumästen am Fuße einer großen Eiche errichtet hatten. Ueber meinem Kopfe trieben sich allerlei Vögel in ganzen Schaaren in den Aesten herum und piffen ihr hundertstimmiges Morgenlied. Etwa zwanzig Schritte vor mir sah ich ein junges Hirschkalb weiden; plötzlich spitzte es die Ohren, hob den Kopf, erblickte mich und war in ein Paar Sätzen im Walde verschwunden. Schnell riß ich das Gewehr, das ich dem Landschäftler abgekauft hatte, hervor, und pülverte einen Schuß in den Wald hinein, aber der Hirsch war längst hinter den dicken Stämmen und dem verwachsenen Gebüsch versteckt und geborgen.

Auf meinen Schuß kamen auch der Schulmeister und der Roni aus der Laubhütte hervorgekrochen. Als wir uns Alle den Schlaf recht aus den Augen gerieben hatten, schauten wir uns schweigend an und dann wieder auf die klafterdicken Eichen und Nußbäume, die Linden und Ahorne, die rings um uns herum standen und zwischen denen dorniges Gestrüpp und allerlei Schlinggewächse dicht ineinander verwachsen waren.

Wir standen jetzt nämlich mitten auf meinem eigenen Grund und Boden, einem Stücke Land von 160 Jucharten, das ich um circa 200 Neuthaler gekauft und baar bezahlt hatte.

Der Roni, – es war seit dem jämmerlichen Tode seines Kameraden in Neu-Orleans kein Tropfen Schnapps mehr über seine Lippen gegangen – hatte mich gefragt, ob ich ihn nicht als Knecht bei mir behalten wolle; – dem Schulmeister hatte die Reise fast all sein Geldlein aufgezehrt, so daß ihm nicht mehr viel übrig blieb, um Land zu kaufen; auch getraute er sich nicht recht, da er nicht just der chächste war, für sich allein ein Bauerngeschäft in dieser Wildniß einzurichten. Er hat es daher vorgezogen, vor der Hand ebenfalls zu mir zu kommen.

Als ich das Land nach dem Rathe der Nachbarn ausgelesen und angekauft hatte, so schafften wir uns ein Paar Aexte, Schaufeln und Reuthauen, einige Säcke Erdäpfel und Türkenkorn, ein Paar Pfund Kaffe, eine Speckseite und ein Milchchühli an, und gingen damit in den Wald hinein, mein Bauernwesen anzufangen. Es war nun vor Allem unser G'satz, an der ebensten, bestgelegenen

Stelle die Bäume zu fällen und die Stauden zu reuten, damit man ein Häuschen hinstellen und etwas wenigens zur Nothdurft anpflanzen könne. Das war aber keine Kleinigkeit, sondern ich hatte bald das Einsehen, daß es manchen Schweißtropfen kosten würde; – mit Maulaffen feil haben, war's nicht gethan. Ich sprach daher: «So wollen wir in Gottes Namen dran hin.» Und ich und der Roni griffen nach unsern Aexten und machten uns gleich an eine der dicksten Eichen, die auf dem Platze standen. Daß die Axt nicht recht in die dünnen, schmalen Finger des Schulmeisters hineinpasse, dieß zu merken, brauchte keiner kein Hexenmeister zu sein. Ich habe ihn deshalb geheißsen, uns unterdessen das Morgenessen zu kochen. So hat er also ein Feuer angezündet, unser Brienzer-Chüehli gemolken, ein Kaffe gemacht und eine Pfanne voll Erdäpfel geprägelt, – «He! das hast du auch nicht z'Oberdorf im Lehrkurs gelernt?» meinte der Roni.

Und wir schlugen und hackten drauf los in das zähe Holz hinein, daß die Späne nach allen Winden davon fuhren, und der Schweiß uns über die Backen herunter lief, als der Schulmeister noch nicht einmal die Milch erwellt hatte. Nach dem Kolatz ging der Tanz von neuem an. Unterdessen mußte der Schulmeister mit dem Gertel die Stauden ein wenig zusammen hauen. Als es aber bald Mittagszeit war, hat er wieder sein Amt als Koch verwaltet. Da hat's dann ebenfalls Kaffe gegeben, dazu hat er auf amerikanische Manier Türkenkornbrod gebacken, was er des Rechendursen Kobi Käthri abgelugt hatte, und ein tüchtig Stück Speck in einem Düpfi gebraten. Das war just keine Kindbeterenkost, aber grad recht für uns, denn wir hatten gewerket, als wie die Rosse, – aber unsre Eiche lag einewäg noch nicht am Boden. Dazu hats noch manchen Streich und manchen Tropfen Schweiß gekostet. Endlich, die Sonne schien schon ganz schräg durch die Stämme, schwankte sie und krachend und prasselnd ist sie zu Boden gefallen. Der Roni ließ einen Jauchzer aus, mir aber war es keineswegs ums Jubeln. Den ganzen Tag hatten wir gearbeitet, daß wir kaum mehr unsre Arme spürten, und einen einzigen Baum gefällt. Und all das Land, das ich meines nennen konnte, war dicht besetzt mit solchen Bäumen – tausende von Stämmen mußten gefällt, tausende von Stöcken ausgegraben werden, bis ich nur so viel Land unter den Pflug nehmen konnte, als daheim im Steinacker. Was nützten mir meine hundert und sechzig Jucharten? – Aus all dem schönen Holz, das daheim mehr als hunderttausend Franken werth gewesen wäre, konnte ich keinen Batzen lösen, denn das kauft hier niemand, wenn es nicht am Bord der großen Flüsse aufgeklaftert ist, auf denen die Dampfschiffe fahren. Es wurde mir ganz trümmelig, an die Arbeit zu denken, die wir vor uns hatten, und ganz kleinmüthig starrte ich in den Wald hinein, wo es schon anfang finster zu werden.

Da klopfte mir einer auf die Achsel und weckte mich aus meinen schweren Gedanken. Es war der Landschäftler, der wieder auf der Jagd gewesen war, und jetzt, die Büchse auf dem Rücken und ein Paar schöne Stücke Hirschenfleisch am Gürtel tragend, auf dem Heimweg war.

«He, guter Freund, rief er, schläfst du z'gstänglige oder machst du Kalender? das trägt hier zu Land wenig ab.» – Da klagte ich ihm meinen Kummer, wie wir einen ganzen Tag gebraucht hätten, einen einzigen Baum zu fällen, und wie es mich bedünke, ich könne da mein Leben lang mit der Axt und der Reuthaue drein schlagen, bevor ich nur ein kleines Aeckerlein gereutet und sauber gemacht habe, daß etwas darauf angesäet werden könnte. Der Landschäftler lachte mich aber aus und fragte, ob ich denn glaube, in Amerika habe man der Zeit, jede Mutte mit den Fingern zu verbrösmeln, wie sie es im Emmenthal machten? Da sei man nicht halb so eigelig. Es sei der Brauch, nur so viel Bäume zu fällen und Stöcke auszumachen, als zu einem Hausplatz und etwa noch zu einem Gärtchen vonnöthen. Fürs Uebrige mache man kurzen Prozeß. Da wird rings um den Stamm etwa auf Handsbreite die Rinde abgeschält; die Bäume gehen dann drauf, und wenn sie dürr und mürb sind, wirft sie der Wind zu Boden. Zwischen den Baumstämmen fährt man mit einem Pflug, der etwas erleiden mag, und zwei oder drei Paar Ochsen z'Acher und es kommt nicht darauf an, ob die Furchen grad oder krumm sind. Ich solle mir die Sache bei meinem Nachbarn einmal ansehen.

Daheim hatte ich geglaubt, ich verstehe das Bauern aus dem Fundament, aber ich merkte jetzt wohl, daß ich hier noch einmal in die Lehre gehen mußte.

Der Schulmeister hatte unterdessen zu Nacht gekocht, der Basellandschäftler sagte gute Nacht und ging seines Weges, und als wir gegessen hatten, krochen wir mit müden Gliedern in unsre Laubhütte hinein.

Vierzehntes Kapitel.

Wie man in Amerika Ufrichtig haltet und warum der Schulmeister von der First herunter purzelte.

Nach drei bis vier Wochen, während welchen von früh bis spät die Axt nicht aus den Händen gelegt wurde, hatten wir ein Paar Dutzend Bäume gefällt und ungefähr eine halbe Jucharte gereutet und eben gemacht. Von den gefälltten Bäumen hatten wir die Aeste abgehauen und verbrannt und die Stämme zur

Seite gerollt. Da fragte ich eines Abends des Rechendursen Kobi, der herübergekommen war, um zu sehen, wie es uns gehe, ob er keinen guten Zimmermann wüßte? ich dachte es wäre nun Zeit von wegen unsrem Häuslein einen Akkord zu machen. – «Das brauche sich nicht, sagte da der Kobi, man mache es hier zu Land anders. Ich solle nur morgen früh zu ihm herüber kommen, er wolle mich dann weisen, wie ichs anzufangen hätte.» – Als er mich des andern Tages schon bei Zeiten kommen sah, sattelte er sein Roß, und auch für mich hatte er eines geliehen. Nun ritten wir zur nächsten Niederlassung hinüber. Da stieg der Kobi ab, ging ins Haus und sprach: «Der Steinacker-Dursli lasse fragen, ob sie nicht am nächsten Mittwoch als gute Nachbarn zu ihm herüber kommen und ihm helfen wollten, sein Haus aufzurichten.» Nun ritten wir wieder weiter bis zum nächsten Ansiedler; dort mußte ich die Einladung dann selber vorbringen. So gings den ganzen Tag, bis wir auf etwa zehn bis zwölf Höfen gewesen waren, die in einem Umkreise von Stücker vier bis fünf Stunden lagen, was man in Amerika Nachbarschaft nennt. Die meisten sagten dann auch freundlich zu, als hätte ich sie zu einer Kindstaufe oder einer Hochzeit eingeladen.

Wo wir gerade zur Essenszeit hinkamen, da hieß man uns mithalten, was wir uns keineswegs zweimal sagen ließen, sondern zulangten, wie's eben hier der Brauch ist. Gegen Abend kamen wir noch nach Neu-Wietlisbach, wo wir beim «Wilhelm Tell» einkehrten. Als der Landschäftler hörte, um was es sich handle, holte er ungeheißt ein Fäßchen Branntwein, ein Paar Hammen und eine Speckseite hervor und machte mir die Rechnung dafür. Der Kobi erklärte mir, ich würde diese Sachen nöthig haben, um bei der Ufrichtig die Nachbarn zu traktieren, worauf ich Alles hinten auf mein Pferd nahm und getrost wieder zu meinen Kameraden in den Wald hineinritt.

Endlich brach der Morgen des Tages an, an welchem aus der Wildniß, die nun unsre Heimat war, die erste menschliche Wohnung erstehen sollte. Und da waren weder Kalk noch Sand, weder Steine noch Ziegel vorhanden, da war kein Stückchen eines abgebundenen Dachstuhles zu sehen und nicht einmal der Meyen, der doch bei der mindesten Ufrichtig oben auf der First aufgesteckt wird, war bei der Hand. Es nahm uns sehr Wunder, was aus der Sache werden sollte; hätten wir es selber machen müssen, wir wären dabei gestanden, wie die Ochsen am Berge.

Die Sonne guckte noch nicht über die Bäume herüber auf das Plätzchen, das wir gereutet und abgeholzt hatten, da kamen die Mannen, welche ich eingeladen, einer nach dem andern auf ihren Gäulen daher geritten, jeder mit einer tüchtigen Axt bewaffnet. Die schauten auch nicht aus, als ob sie hinter

dem Ofen aufgewachsen wären, sondern man sah ihnen Wind und Wetter und schwere Arbeit an den braunen Gesichtern und den schwieligen Händen an. – Sie trieben ihre Pferde zum weiden in den Wald hinein, schüttelten uns die Hände und setzten sich auf die gefällten Bäume, worauf unser einziges Glas von Hand zu Hand im Kehr herum und fleißig wieder zum Branntweinfäßchen zurückging, wo der Schulmeister seinen Posten hatte.

Als wir so ungefähr unser zwanzig beisammen waren, sagte der Kobi, der für mich das Wort führte, es dünke ihn, man könnte jetzt anfangen. Da wurde dann zuerst der Platz abgesteckt, zwanzig Schuh lang und fünfzehn Schuh breit. Dann grub man an den vier Ecken Stüde ein, die ungefähr einen Schuh aus dem Boden herauslugten. Nun mußten die vier Geschicktesten, die schon am meisten dabei gewesen waren, sich an diese vier Ecken hinstellen; die andern wälzten die umgehauenen Baumstämme herbei und legten sie auf den vier Stüden übereinander, so wie die Buben ihre Vogelschläge machen, währenddem die vier Flügelmänner die Enden der Baumstämme so gut als möglich in einanderfügten.

Es war noch nicht einmal Mittag, als das Gebäude schon fast zehn Schuh aus dem Boden herausgewachsen war, und man den Trämboden darüberlegen konnte. Jetzt gingen einige daran, eine Thüre und zwei Fenster aus den Wänden herauszusägen, die andern hieben nur so grobhölzig mit den Aexten die Dachrafen und Latten zurecht, während die dritten einige Stämme, die sich leicht spalten ließen, zu Blöcken versägten und daraus lange, breite und dicke Schindeln machten. Der Roni und ich, wir halfen bei dieser Arbeit nach besten Kräften, obschon wir uns oft ungeschickt genug dabei benahmen, weil uns Alles gar fremd und ungewohnt vorkam. Dem Schulmeister war wieder das Amt zugefallen, für unsre hülfreichen Gäste das Mittagessen zu kochen; und er hatte alle Hände voll zu thun, obschon es eben kein Kindstaufen-Mahl war, sondern eben nichts anders als Kaffee, Türkenkornbrod und gebratener Speck, nebst den Hammen vom Landschäftler. Dabei mußte dann noch das Branntweinfäßchen sein übriges thun, welchem von Allen fleißig zugesprochen wurde, ausgenommen vom Roni, der allein keinen Tropfen trank. Und doch war es ein guter Schnapps, aus Türkenkorn gebrannt, was die Amerikaner Wiskey nennen.

Den Schulmeister aber hatte es gewurmt, daß er allein die Hand nicht anlegen sollte an unserm neuen Haus. Er dachte sich deshalb etwas aus, womit er uns überraschen wollte, und wobei ihm am Ende noch die Hauptlehre des Tages zukommen sollte. Ganz unvermerkt traf er alle Vorbereitungen dazu.



Als dann endlich gegen Abend die letzte Schindel auf das Dach genagelt worden war, und die Mannschaft daran ging, noch den letzten Rest aus dem Fäßchen zu trinken, holte der Schulmeister aus unserer provisorischen Laubhütte ein Tanntschuppli hervor, das er mit ein Paar rothen und weißen Halstüchern und Bendeln zierlich ausstaffirt hatte. Mit diesem Meyen kletterte er auf das neue Haus hinauf und steckte ihn auf den Giebel. Dann setzte er sich rittlings über die First und fing an, einen schönen Zimmerspruch zu halten. Darinnen redete er zuerst von der Arche Noah und dann vom Tempel

Salomonis und noch von andern schönen Gebäuden, neben welchen freilich unsere Hütte bedeutend abgestochen hätte. Darauf kam er nach Sachsen, wo die schönen Mädels wachsen, und machte einige Anspielungen auf das Babeli in der Sandgrube, das einst in dieses Haus als Meisterin einziehen sollte; zuletzt dankte er noch in wohlgesetzten Worten den Nachbarn für ihre Freundschaft und gute Hülfe, und war eben im Begriffe, das Glas, das ihm der Roni hatte herauf langens müssen, auszutrinken und dann hinter sich herunterzuwerfen, wie es an jeder ordentlichen Ufrichtig Brauch und Recht ist, als ihm plötzlich das letzte Wort im Halse stecken blieb. Bleicher als der Tod von Basel und mit zu Berg gestäubten Haaren, ließ er das Glas aus den Händen fallen, stieß einen gellenden Angstschrei aus und kugelte mir nichts, dir nichts über das Dach herunter, wobei er wahrscheinlich den Hals gebrochen hätte, würde ich ihn nicht in meinen Armen aufgefangen haben.

Mit offenen Mäulern schauten wir andern dies an und konnten gar nicht begreifen, was dem Schulmeister zugestoßen sei – es müsse ihn der Schlag getroffen haben, meinten wir.

«Die Schlange! die Schlange!» – das waren die ersten Worte, die er endlich hervor brachte, als wir ihm ein Paar Tropfen Branntwein eingeschüttet hatten.

«Jetzt geht mir ein Licht auf», sagte der Landschäftler, worauf er sich eine Ruthe schnitt und mit Hülfe der Andern die Baumstämme zu untersuchen begann, aus denen unser neues Haus aufgebaut worden war. Bald entdeckten sie in einem derselben ein ziemliches Loch, aus dem dann, als der Landschäftler ein wenig darin herumgegrübelt hatte, eine Schlange zolldick und Klafterlang herauschoß.

«Das ist sie!» rief der Schulmeister, und war daran, das Hasenpanier in den Wald hinein zu ergreifen. Aber ein Paar gut angebrachte Ruthenschläge über den Rücken hatten dem Thiere bald den Garaus gemacht.

«Es ist eine Klapperschlange, sagte der Landschäftler. Deren gibt es genug in diesen Wäldern.»

Der Schulmeister, der sich nun wieder getraute näher zu kommen, berichtete uns jetzt, was ihm begegnet war: eben wollte er oben auf der First wohlgemuth das Glas ansetzen, als kaum ein Paar Schuh vor ihm durch eine Lucke des Daches die Schlange den Kopf hervorstreckte, ihn mit ihren grünen Augen anglotzte und zu züngeln anfang. «Ich merkte gleich, was die Bestie vorhatte, setzte er bei, und begab mich auf dem kürzesten Weg herunter.»

Die Mannen mußten hell auf lachen, als der Schulmeister sein Herabkugeln ab dem Dache so bündig erklärte.

Darauf schüttelten sie uns noch zum Abschied die Hände, suchten ihre Rosse im Walde auf und ritten jeder seines Weges von dannen.

Und wir schlugen diese Nacht schon unser Lager in dem Hause auf, von welchem heute früh noch kein Pfosten gestanden. Zwar blies der Wind durch hundert Löcher, Fugen und Spalte, und es war nun unsere Aufgabe, vor Winter für Thür und Fenster, für Boden und Diele, für einen Feuerherd und Kamin und für alle jene Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten zu sorgen, die sich daheim von selbst verstanden, hier in Amerika aber unter Mühsal und Arbeit hergeschafft oder verfertigt werden mußten.

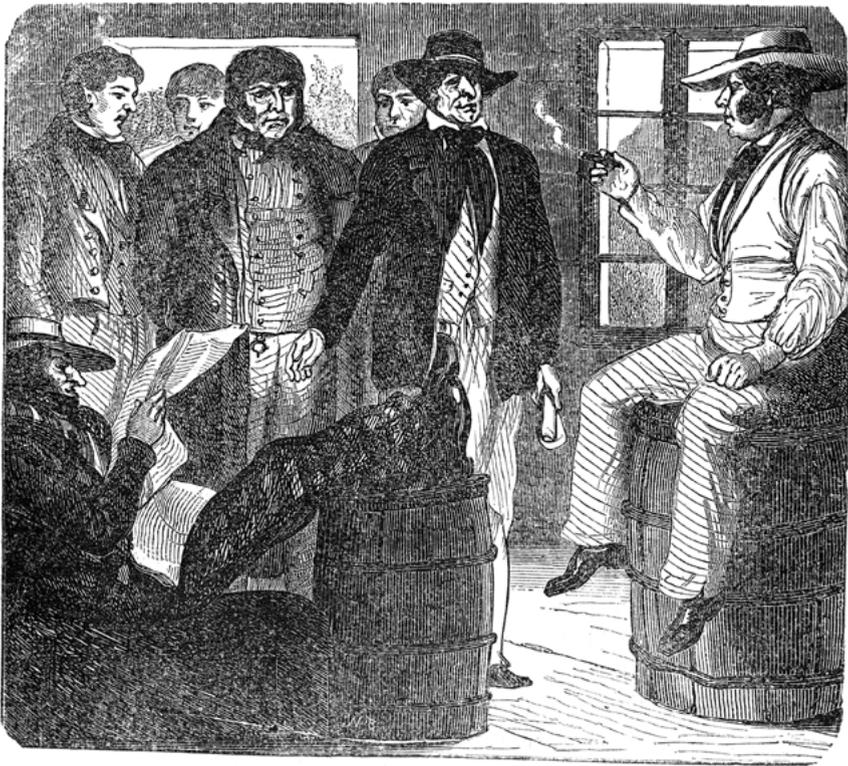
Fünfzehntes Kapitel.

Des alt-Weibels Prozeß geht an.

Eines Tages kam Einer in unsere Einöde geritten und meldete, ich sei für den folgenden Morgen vor den Präsidenten nach Neu-Wietlisbach zum Zeugenverhör vorgeladen. So machte ich mich also zu rechter Zeit auf den Weg, und es nahm mich ziemlich Wunder, was ich denn eigentlich reden sollte. Als ich dann beim Landschäftler einkehrte, da traf ich dort den alt-Weibel an, der diskurierte gar eifrig mit dem Hrn. Schnapper, dem Geschäftsmann, welcher sein Bureau in einem der drei Häuser der Stadt aufgeschlagen hatte. «He, rief er mir zu, da er mich erblickte, jetzt wird sich die Sach' erlesen; die Gerechtigkeit geht hier nicht auf der Schneckenpost, als wie bei uns daheim. Den Spitzbuben, der mir den verfluckten Morast für gutes Land verkauft hat, den haben wir nun beim Fecken, und wir wollen sehen, ob er das Geld nicht wieder fürre machen muß, das er mir abgestohlen.» – Bei diesen Worten deutete der alt-Weibel mit schadenfrohem Lächeln nach dem andern Ende der Stube, wo wirklich derselbe Mann mit dem rothen Gilet und dem großen grünen Halstuch, welchen wir in Neu-Orleans mit dem alt-Weibel hatten herumlaufen sehen, auf einem Stuhle saß. Er hatte seine Füße an den Tisch gestemmt, wie es in Amerika der Brauch ist, kaute einen Wisch Taback und las ganz kaltblütig in der Zeitung. Nach und nach traten noch ein Paar Andere herein, die der alt-Weibel nach dem Rath seines Geschäftsmannes als Zeugen hatte vorladen lassen; er rühmte jedem, wie er nun drauf und dran sei, seinen Prozeß zu gewinnen. Der mit dem rothen Gilet machte keinen Muks, ausgenommen, daß er von Zeit zu Zeit einen recht hinterlistigen und verächtlichen Blick zu uns herüber warf. Endlich hieß

es, die Audienz würde nun angehen und die Parteien und Zeugen sollten vor dem Herrn Präsidenten erscheinen.

Die Audienzstube war im andern Hause, in der Apotheke des Doktor Schlüsselbart, der nebst einigen Pulvern und Wassern für Vieh und Menschen, auch Schuhnägel, Brämenöl, Karrensalbe u. dergl. Sachen feil hatte. Der Herr Gerichtspräsident war ein wohlangemästeter Mann mit einem krummen rothen Schnabel. Er saß auf einem leeren Fasse, hatte ganz ungenirt den Rock ausgezogen und den Hut auf dem Kopf und rauchte Cigarren. Der alt-Weibel und wir andern Zeugen stellten uns, die Kappe in der Hand, neben die Thüre. Endlich kam auch der Schelmuffski mit dem rothen Gilet, des alt-Weibels Gegenpartei, herein. Der sah sich aber nur in der Stube um, wo er komod absitzen könne; dann nahm er, ohne einmal den Deckel zu lüpfen, in einem Winkel auf einer Kiste Platz, streckte die Beine über ein Faß und stieß einen frischen Wisch Kautaback ins Maul, worauf er wieder in der Zeitung zu lesen anfang, als ob es ihn gar nichts angehe.



Nachdem der Präsident etwas auf englisch geparlt und der Schnapper eine lange Rede gehabt hatte, kam endlich die Reihe an uns. Zuerst brachte der Schreiber eine Bibel, die wir küssen mußten, zum Zeichen, daß wir nichts als die Wahrheit reden wollten. Aber der Landschäftler berichtete uns nachher, es sei nicht die Bibel, sondern blos ein altes Kräuterbuch, das gewöhnlich hiefür gebraucht werde. Dann mußten wir des Breiteren sagen, wie das Land beschaffen sei, welches der Schelmuffski dem alt-Weibel verkauft, und gaben wir nach bestem Wissen und Gewissen Bericht, es sei ein verflukter Morast, wo einem der Schlamm bis unter die Arme komme, wenn man nicht auf den umgestürzten Baumstämmen herumspringe.

Freudig zog der alt-Weibel die Hosen über den Bauch hinauf, als sich der Präsident endlich gegen den Schelmuffski wendete. – «Ich habe zum voraus gewonnen, meinte er, das liegt auf der glatten Hand.»

Der Schelmuffski hob aber bei der Anrede des Gerichtspräsidenten kaum den Kopf von seiner Zeitung und zwitscherte ein paar Worte durch die langen Zähne. «Was hat er gesagt»; frug der alt-Weibel. – «Er sei auf seine Verantwortung noch nicht vorbereitet», gab Schnapper zur Antwort. – «Und was folgt daraus»? – «Daß er vor drei Monaten nicht wieder darf vorgeladen werden.» – «Und unterdessen»? – «Bleibt die Sache beim Alten.»

Und wirklich reiste der Schelmuffski mit seiner Zeitung ohne umzublicken zur Thür hinaus, der Präsident stieg ab seinem Fasse, und uns andern wurde gemeldet, wir könnten gehen, woher wir gekommen seien.



Es kam dem alt-Weibel wohl, daß er das Prozedieren schon zu Hause erfahren hatte; ein anderer hätte vor Kyb und Aerger ein Gallenfieber bekommen, besonders als der Geschäftsmann Schnapper noch eine ellenlange Kostensnote hervorzog.

Dieses war der Anfang von des alt-Weibels Prozeß. Und mich wollte bedünken, das Ding würde nicht zum Besten herauskommen, was der alte Mann zu seinem Schaden am Ende auch erfahren mußte.

Sechszehntes Kapitel.

Der Winter im Walde.

Der Säyet machte uns nicht viel zu schaffen. Denn erstens hatten wir kaum ein kleines Plätzchen vor unserer Hütte sauber gereutet, und dann war uns der Rath gegeben worden, es für den Anfang beim Türkenkorn bewenden zu lassen, welches man erst im Frühjahr anpflanzt. Wir verwendeten also unsere Zeit, die Löcher und Spalte unserer Hütte so gut als möglich mit Spreuzeln und Miesch zu verschoppen, und dann zum holzen, um einestheils eine tüchtige Holzbigi für den Winter zu bekommen, andernteils um Hagstecken zu machen, was das allernothwendigste ist, wenn man von dem Angepflanzten auch nur einen Halm erndten will, von wegen den Säuen und dem andern Vieh, das hier Tag und Nacht frei herumläuft.

Zum holzen war der Schulmeister noch immer nicht geschickt, mit seinen dünnen Gliedlein, und wir brauchten ihn zum mieschen und ruthenflechten. – Bald sollte ich auch die Hülfe meines andern Kameraden entmangeln.

An zwei oder drei Morgen war ein Nebel gewesen, daß man ihn hätte mit Löffeln abstechen können. Da klagte eines Abends der Roni, es friere ihn so erschrecklich. Wir machten ein tüchtiges Feuer und er kroch unter seine Decke, aber das frieren wollte doch nicht bessern, und er schlotterte so heftig, daß er weder Glas noch Löffel zum Munde bringen konnte, als wir ihm etwas Warmes gekocht hatten.

Der Roni war mir lieb geworden, seit er kein Schnappstrinker mehr war und in meiner Angst lief ich nach der Stadt (da hier zu Land drei Häuser doch eine Stadt heißen) zum Doktor Schlüsselbart. Der machte nicht viel aus der Sache: «Es sei das kalte Fieber, das in diesen feuchten Wäldern jeder bekomme, bis er sich angewöhnt und die Wälder ein wenig dünner geworden – wenn man nicht unterdessen ins Gras beiße, was auch nicht viel zu bedeuten habe, da immer noch genug Andere nachkommen thäten. Uebrigens hätte er ein Pulver gegen dieses Fieber, das in Amerika in keinem Hause fehlen dürfe.»

Von nun an stellte sich das Schlottern und Frösteln beim Roni regelmäßig alle sieben Tage ein. Oft konnte er es durch des Doktors Pulver bannen, oft auch nicht. Seine Kräfte nahmen aber ab von Tag zu Tag, und er wurde so schwach, daß er sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte, geschweige denn mit der Axt unseren Eichen und Nußbäumen zu Leibe zu gehen. So ruhte die schwere Arbeit auf mir allein.



Indessen waren die Nächte immer länger, die Tage trüber, die Lüfte rauher geworden. Zuletzt brachte gar ein kalter Wind große Schneeflocken daher, die immer dichter und dichter fielen. Es war eben Winter geworden. –

– «Es ist doch eine schöne Sache um eine warme Kunst und einen breiten Ofensitz ringsherum», fing der Schulmeister an, der in sein Dackbett eingewickelt auf einem Dütschi hockte und die Kaffeemühle zwischen den Beinen

hielt. Ich hatte gerade denselben Gedanken gehabt. Zwar loderte ein mächtiges Feuer auf unserem Kochherd; aber ein schneidend kalter Wind zog durch hundert Spalten und Löcher in unsere Hütte hinein und pfiß durch die aus Ruthen geflochtene Thüre und durch die Fugen der Fenster, welche ganz fertig gekauft und nur grobhölzig in die herausgesägten Löcher eingepaßt worden waren. So kam es, daß man auf der einen Seite verfror, während man auf der andern am Feuer fast gebraten wurde.

Der Roni hatte das Fieber wieder; er lag im Bett und schlotterte.

Dicht vor unsern Fenstern stand der dunkelgraue, blätterlose Wald, der nun schon seit ein paar Wochen bodenlos und unwegsam uns von allen Menschen abschloß und gefangen hielt. –

Auf einmal blieb des Schulmeisters Kaffeemühle stille. «Ist's nicht heute der Weihnachtabend?» rief er. Fast erschrocken rechneten wir nach; wir hatten wirklich heute den vierundzwanzigsten Christmonat.

«Sie sitzen jetzt daheim beisammen in der warmen Stube, sagte ich, die Mutter, die Schwestern und die Schwäger, denn an diesem Tage waren wir immer alle beieinander. Die Spinnräder schnurren und die Weibsame schnädert. Gewiß schwatzen sie hin und her, was der Dursli wohl macht, drüben in Amerika.» – «Nun wirds aber schon ein wenig finster, antwortete der Schulmeister, im Dorf unten wird da und dort ein Licht angezündet, daß es aussieht, als wäre ein Stück vom schönen Sternenhimmel auf den Boden herunter gefallen. Da und dort geht ein Nachbar zum andern hinüber z'Stubeten, um sich mit einem Rosenkranz oder Kartenspiel die Zeit zu vertreiben bis Mitternacht.» – «Das Babeli ist wohl auch aus der Sandgrube zur Mutter in die Mühle hinaufgegangen, um zu vernehmen, ob vielleicht ein Brief aus Amerika gekommen sei. Da läßt dann der Schwager eine Maaß Rothen aus dem Wirthshaus kommen und gibt ein Immeli Nüsse zum Besten zum ausspielen und langt das Kartenspiel hinter dem Spiegel hervor, das ich selbst an letzter Weihnacht dahintergesteckt. Das wird ein Gelächter und einen Spaß geben, wenn alle um den langen Tisch beisammen sitzen. Aber plötzlich schallt durch die finstre stille Nacht das feierliche Glockengeläute, das die Nachbarn zur Kirche ruft. Auf den Dorfgassen wirds jetzt lebendig; wie Schatten ziehen die Kirchgänger den Häusern und Häägen entlang; ein Licht nach dem andern löscht im Dorfe aus, – aber auf dem Hubel, wo die Kirche steht, da glänzen die hohen Fenster heller und heller. Nun schweigen die Glocken, in der halbdunkeln Kirche liegt dicht gedrängt die andächtige Menge auf den Knien. Plötzlich erschallt das Orgelspiel und packt alle Herzen und führt sie zum Himmel hinauf, wo der liebe Gott mit

seinen Engeln und Heiligen wohnt.» -- «Die Orgel hab' ich fern geschlagen», seufzte der Schulmeister. --

Bei uns aber brachte der Weihnachtabend weder Glockengeläute noch Orgelklang, sondern der Winterwind heulte um unsre Hütte. Weit und breit streckte keine Kirche ihren Thurm gen Himmel; rings um uns war nichts als endloser Wald und wieder Wald, in welchem kaum hie und da eine elende Hütte sich verbarg. Zu uns kamen keine Nachbarn z'Stubeten, um durch Gespräch oder Spiel die langen Abende zu verkürzen; da war keine Verwandtschaft, die freundlich theilnahm an Freud' und Leid. Sondern die wenigen Menschen, die in dieser Wildniß lebten, waren stundenweit auseinander, und jeder hatte genug an sich selbst zu denken.

Der Roni stöhnte unruhig auf seinem Krankenlager; da fing gar der Schulmeister an zu singen:

«Herz, mys Herz, warum so trurig?»

Das wollte mich fast erwürgen, weshalb ich schnell in mein Bett hineinkroch und die Decke über die Ohren zog. Aber die ganze Nacht träumte mir vom schönen Heimet, weit änen am Meer.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie der Dursli und seine Kameraden z'Märet gingen und sich gern lustig gemacht hätten.

Unter der Sonne findet Alles sein Ende und so ging auch der Winter zuletzt vorüber, obschon er uns erschrecklich lang bedünkte. Es fiel uns ein schwerer Stein ab dem Herzen, als die Tage nach und nach länger wurden, die Sonne den Schnee wegfraß und die Bäume zu drücken angingen. Und doch war es albez daheim noch tausendmal lustiger gewesen, wenn die Schwalbeli den Frühling brachten; wie freute man sich da, die einen auf die erste Ygrasig, die andern auf die rosenrothe Blust und die dritten auf die schönen gelben und veilchenblauen Ostereier! -- Aber uns grünte weder Feld noch Matte, uns blühte weder Hofstatt noch Garten und kein Mensch dachte daran, uns Ostereier zu sieden; sondern es wartete unser nur Arbeit, und zwar von der härtesten. --

Ein paar Handvoll Fünfliber in den Hosensack zu nehmen um z'Märet zu gehen, das war das erste, was nun zu thun war, als der Weg durch den Wald

wieder gangbar geworden. Unser Bauernwesen anzufangen, brauchten wir nämlich Pflug, Wagen und Geschirr, zwei Joch Zugochsen, noch eine Milchkuh und etliche Schweine, ferner noch für sechs Monate Mundproviand, denn es ließ sich nicht darauf rechnen, vorher etwas ab unserer eigenen Pflanzung unter die Zähne nehmen zu können. Wir zogen also eines Morgens alle drei aus, denn es mochte jeder von uns gern wieder einmal unter die Leute gehen, was seit acht oder neun Wochen nicht geschehen war. Zuerst kehrten wir in Neu-Wietlisbach beim Landschäftler ein, um uns weisen zu lassen, wo wir das benötigte kaufen könnten. Der fragte, ob wir gesund und wohl seien, und schielte dazu auf des Roni's bleiche, hohle Backen. Der hatte, seit das bessere Wetter gekommen, kein Fieber mehr gehabt; aber er war nur noch der halbe Kerl von früher und kaum mehr im Stande, einen hundertvierzigpfündigen Mütt Korn auf einen Speicher zu tragen.

Wir hatten es getroffen, daß es gerade wieder Audienztag war, und der alt-Weibel, der mit seinen Buben noch immer beim Landschäftler in der Uerte lag, hatte so viel mit dem Geschäftsmann Schnapper zu verhandeln, daß er einem kaum Bescheid geben konnte. Er rief uns nur über den Tisch weg zu, heute könne es ihm mit seinem Handel gar nicht fehlen. Wundershalb liefen wir mit, als die Sitzung anging. Der Präsident mit dem rothen Schnabel saß wieder auf seinem Faß und der Schnapper hielt wieder einen langen Vortrag, während indessen der Schelmuffski in seinem Winkel die Zeitung las und Rauchtaback chätschte. «Jetzt hab' ich dich!» rief der alt-Weibel überlaut, als der Schnapper fertig war. Aber der Schelmuffski wälschte nur wieder etwas in sein grünes Halstuch, das er bis zur Nase hinauf gezogen hatte. – «Er sagt, er habe seine Zeugen noch nicht herbringen können und verlangt dafür noch einmal Termin», erklärte Schnapper achselzuckend. Und so war es auch. Der Präsident verfügte drei Monate Aufschub und der alt-Weibel mußte zum zweiten Mal mit langer Nase abziehen. Zudem war die Kostensnote des Schnappers diesmal noch etwas länger als die vorige. Aber der alt-Weibel schwur bei seiner theuern Seele, er wolle es zwängen, und wenn es ihn seinen letzten Kreuzer kosten sollte. Seine Buben lugten sauer genug dazu, es half aber nichts.

Wir hatten den Bescheid erhalten, Pflug, Wagen und Geschirr in St. Louis zu kaufen, welches die nächste größere Stadt sei; dort könnten wir uns dann gleich auch wegen den Ochsen umsehen, um unsere Sachen mit denselben nach Hause zu führen. So machten wir uns denn am nächsten Morgen mit aller Frühe auf den Weg.

«Es wird, scheint es, just Märet sein, in St. Louis», sagte der Roni. – «Nun, dann können wir wieder einmal einen lustigen Tag haben», meinte der Schulmeister. Es war jetzt über ein Jahr, daß ich auf keinem Tanzboden mehr gewesen, und es dünkte mich, ich möchte wieder einmal probieren, ob meine Beine noch so gelenkig seien, als da ich zum letzten mal mit dem Babeli z’Kriegstetten an der Krebskilbe gewesen. «Das tanzen habe er aufgegeben, meinte der Roni, aber er glaube fast, wieder einmal ein Schoppen guter alter Wein würde ihm wohlthun.» «Er habe, wenn er zu Markt gegangen, immer getrachtet, etwas Nützliches und Lehrreiches zu sehen, bemerkte der Schulmeister, so wie z. B. Seiltänzer, oder Zwerge, oder wilde Thiere; da bleibe einem doch etwas davon und man werde gebildet.»

So machte ein jeder von uns unterwegs den Vorsatz, sich nach dem langen traurigen Winter wieder einmal recht zu belustigen, und es war uns schon, als sähen wir das Gewühl und Gedräng auf den Gassen, und wie überall alte Bekannte sich grüßend die Hände schüttelten, – es war uns, als sähen wir schon die Stände mit den schönen Tabackspfeifen und Halstüchern, und als hörten wir von allen Ecken her die laute Tanzmusik und das Klingeln der Flaschen und Gläser.

Als wir nun endlich nach der Stadt kamen, so sperrten wir Augen und Ohren auf, so stark wir konnten. Es war zwar genug Volk auf den Gassen, aber weder Geige noch Klarinet ließ sich hören, und als wir fragten, ob es denn nicht Markt sei, lachte man uns unter die Nase: «hier könne man kaufen, was man brauche ohne Markt.» Also gingen wir zu einem Wagner, der uns den Wagen und Pflug noch theuer genug anhängte, obgleich wir das halbe abgemärtet hatten. Die Ochsen hingegen waren ziemlich billig, da die junge Viehwaare hier zu Land fast umsonst kann aufgezogen werden; man läßt sie eben Jahr aus und ein im Wald oder auf der Weide laufen und gibt ihnen nur zu Zeiten ein paar Türkenkorn-Zäpfen zum knospeln, um sie zahm zu machen. Desto theurer ist Alles, was Handarbeit braucht, weil der arbeitenden Hände in diesem weiten öden Lande noch viel zu wenig; so hat einmal der Wälsch ein Paar neue Schuhe gegen eine schöne Kuh eingetauscht. Das ließen sich die Schuhmacher z’Solothurn auch gefallen!

Da wir nun endlich unsere Geschäfte abgethan, so hatten wir auch rechtschaffenen Hunger und Durst und gingen in die nächste Pinte. Aber da war nicht einmal ein Stuhl zum absitzen, sondern wer kam, nahm seine Sache z’gstänglige, und als wir eine Halbe verlangten, so hieß es, hier hätte man keinen Wein, sondern nur Schnapps, den könne man anmachen mit Mazis, Zimmet, Nägeli oder Musketnuß, Zucker und warmem Wasser nach Belieben; und da wir eine Suppe, Braten und Salat und etwa ein wenig kalte Pastete bestellten, lugten sie uns an,

als ob wir aus dem Monde kämen, und sagten, es wäre jetzt nicht Essenszeit. So haben wir uns bei einem Beck ein Brod und in einem Laden eine Wurst kaufen müssen, um nicht mit leerem Magen wieder heim zu gehen. Und haben dann ganz kaput unsre Ochsen vor den Wagen gespannt und den Pflug aufgeladen, und uns nach unserer Einöde auf den Weg gemacht, ohne einen einzigen Jauchzer auszulassen, wie es sonst bei Marktleuten Fug und Brauch ist.

Achtzehntes Kapitel.

Wie die drei Mannen in eine Gefahr kommen und glücklich gerettet werden.

Der Roni führte die Stiere und ich hielt den Pflug. So zogen wir Furchen zwischen den Stöcken und den abgestorbenen Bäumen durch, die wir geringelt hatten, allemal eine ungefähr drei Schuh von der andern, zuerst von Sonnenmittag gegen Mitternacht, dann übers Kreuz von Aufgang gegen Niedergang. Und hintendrein ging der Schulmeister mit einem Kratten voll Türkorn und legte überall wo die Furchen sich durchkreuzten, zwei oder drei Körner in den Boden und scharfte mit dem Schuh etwas Erde darüber.

Daheim hat es allemal geheißt: Mist geht über List; aber in Amerika weiß man nichts hievon, weil der Boden sonst mastig genug ist; überdieß wird er noch von der Asche der Sträucher und Baumäste gedüngt, die man verbrennt, weil sie einem im Wege sind. Auch wüßte ich nicht, wo man in Amerika den Mist hernehmen sollte, da das Vieh das ganze Jahr auf der Weide ist. – Wo ein Baum im Wege stand, da fuhr der Roni ein wenig hüst oder hott, und kam eine dicke Wurzel, die der schwere Pflug nicht zu zerreißen vermochte, lüpfte ich ihn drüber weg. Diese neue Manier zu bauern hatte ich des Rechendursen Kobi abgelugt. Denn hier war mit dem, was man daheim gelernt, wenig anzufangen.

Es war erst im April, aber die Sonne stach schon so heiß, als wie bei uns im Heuet. Deshalb hatten wir im Bach, der uns als Brunnen diente, einen Krug gefüllt, und ihn an den Schatten gestellt, und wir ermangelten nicht, demselben fleißig zuzusprechen.

Kam da Einer aus dem Wald heraus gegangen und trug einen Bündel an seinem Stecken. Das kam nicht alle Tage vor, daß sich ein Reisender zu uns verirrt. Unsere Ochsen blieben stehen, ich ließ den Pflug aus der Hand und der Schulmeister stellte seinen Kratten zur Erde. – «Ob wir nicht einen Tropfen

zu trinken hätten? frug der Reisende, er sei gar erschrecklich durstig.» Der Roni langte ihm den Krug. «Er sei auch ein Auswanderer, erzählte er uns dann, und suche ein Paar gute Bekannte auf, die noch etliche hundert Stunden weiter innen im Walde angesiedelt seien. Wir sollten uns übrigens nur nicht stören lassen, er wolle unterdessen ein wenig im Schatten ruhen.»

Wir gingen also wieder ans Acherieren, und der Fremde schaute uns eine Weile zu. Zuletzt stand er wieder auf, schüttelte zum Abschied jedem recht freundschaftlich die Hand und ging seines Weges von dannen. Kaum war er aber zwanzig Schritte gegangen, so kehrte er um und rief den Schulmeister auf ein paar Worte abseits. Er nahm ihn bei der Hand, und wir sahen, wie er etwas recht Bedauerliches zu erzählen begann; – plötzlich riß der Schulmeister seine Hand weg, sprang drei Schritte zurück, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte und begann den Reisenden auszuschimpfen, worauf dieser fast flennend in den Wald hineinging und verschwand. Der Schulmeister bengelte ihm noch einen Knebel nach, den er just in der Hand hielt. «Was ist dich angekommen, Schulmeister?» – «Daß Gott erbarm, war die Antwort, nun sitzen wir sauber im Pfeffer! Sagt mir da der Kerl, wie er mich bei der Hand hält, er sei rüdig, er habe es auf dem Schiff aufgelesen und ob ich keine Salbe dawider hätte?»

Ich ließ den Pflug und der Roni die Peitsche fahren vor Schreck. Der Rüdige hatte uns ebenfalls die Hand geschüttelt, auch hatte er aus unserem Wasserkrüge getrunken, den seither jeder von uns mehr als einmal zum Munde gebracht. Wir mußten also alle drei rüdig werden, das konnte gar nicht fehlen.

Für heute wurde die Arbeit aufgesteckt und vor allem berathen, was nun zu thun sei. Der Roni meinte, wir sollten dem Kerl nach, um ihm nach Verdienst das Fell durchzugerben. Was hätt's uns aber genützt? Wir beschlossen demnach einen zum Dr. Schlüsselbart abzusenden, um Zeug gegen die unsaubere Krankheit zu holen. –

Kam da just wieder ein Mann aus dem Walde gegangen. Zwei Fremde an einem Tage, das war uns bis dato noch nie passiert. Er trug einen Kasten auf seinem Rücken und schritt auf unsre Hütte zu, worauf er seinen Kasten abstellte und uns meldete, er sei ein reisender Apotheker. Ob wir kein Pulver gegen das Fieber kaufen wollten. – Ein Apotheker, das war für uns in diesem Augenblick fast so viel als ein Engel vom Himmel. «Pulver brauchten wir keines, riefen wir alle drei miteinander, aber ob er keine Salbe gegen die Krätze habe?» – «Es thue ihm leid, damit könne er nicht dienen; zwar habe er noch ein kleines Häfeli voll in seinem Kasten, aber es sei eben schon bestellt.» – Ich hätte für diese Salbe meinen letzten Kreuzer hergegeben. Es wurde daher dem

Apotheker flattirt und Thaler auf Thaler geboten, bis er uns endlich das Häfeli um drei Fünfliber abließ, seinen Kasten wieder auf den Buckel nahm und von unsren besten Wünschen begleitet fürbaß wanderte.

Nun ging das Schmieren an, und wir fanden die Salbe ganz vortrefflich, denn bis zur Stunde ist keiner von uns rüdig geworden.

Lange behielten wir diese Geschichte für uns; da hat der Schulmeister einmal, als wir im Städtchen etwas auszurichten hatten, einen Schnapps zu viel getrunken, und schwatzte die ganze Sache aus, als wie so wir fast alle zusammen rüdig geworden wären, und aber sodann durch eine höhere Fügung ein reisender Apotheker gekommen und uns gerettet habe. Der Wälsch, der eben auch im Städtchen war, schaute während der Erzählung des Schulmeisters den Landschäftler ganz besonders an. Plötzlich platzten beide heraus, daß es ihnen die Bäuche schüttelte. Das sei nichts Lächerliches, meinte der Schulmeister und wollte höhnen werden. Da erzählte dann der Vetter Wälsch, der Rüdig sei des Apothekers guter Freund gewesen und so sauber und gesund als ich oder du, und habe nur dergleichen gethan. Der Apotheker habe aber nichts als ein paar Häfen voll Schweineschmalz in seiner Apotheke. «Alle Jahre machten die beiden eine Reise in alle neuen Niederlassungen der Umgegend, berichtete der Wälsch. Da marschiere der eine zwei oder drei Stunden voraus und jage den Leuten die Angst in den Leib; dann komme der andere hintendrein und verkaufe sein Schmalz lothweise um schweres Geld. Und sind sie mit ihrer Geschäftsreise fertig, so theilen sie mit einander den Profit.»

Uns bedünkte, solche Schelmerei gehe doch fast über das Bohnenlied, und der Spruch des Herrn Schmid kam mir wieder zu Sinn: trau, schau wem!

Neunzehntes Kapitel.

Der Schulmeister gibt das Kochen auf und strebt nach Höherem.

Um unsere Ansiedelung war weit und breit keine Kirche zu sehen; die nächste fand sich in St. Louis, wohin wir gute acht bis zehn Stunden zu laufen hatten. Da reiten dann die geistlichen Herren, katholische und reformirte, in der Wildniß umher von einer Ansiedelung zur andern, und predigen und halten Gottesdienst, oft in einer Wirthsstube, oder in einer Pflanzerrhütte, oder auch im Freien unter den Bäumen. Da es aber in Amerika großen Mangel an Geistlichen hat, so geben sich dann oft auch andere Leute mit predigen ab. –

So hieß es einmal, es würde am nächsten Sonntag einer in Neu-Wietlisbach auf deutsch Gottes Wort verkündigen; das war ein seltener Fall, denn die meisten herumreisenden Prediger konnten nur englisch. Wir beschlossen deßhalb dem Gottesdienste beizuwohnen.

In ganz Neu-Wietlisbach war des Doktor Schlüsselbarts Apotheke, die zugleich bei vorkommender Gelegenheit als Gerichtssaal und dem Doktor als Schlaf- und Wohnstube diente, das größte geschlossene Lokal; standen jedoch fünfzehn Personen drinn, so war es so ziemlich angefüllt. Der Prediger hatte deßhalb draußen, wo mit der Zeit der Marktplatz der Stadt sein sollte, jetzt aber statt der Häuser nur noch Baumstumpen standen, seine Kanzel aufgeschlagen.

Von vielen Stunden im Umkreis war Alles was deutsch konnte hergekommen, besonders das Frauenvolk. Und hatte es der Prediger auch ganz besonders auf letzteres abgesehen, und nahmen es sich viele Weiber so sehr zu Herzen, daß sie in ein lautes Weinen und Schluchzen ausbrachen. Mir aber wollte das Ding nicht recht gefallen. Er redete mir viel zu viel von der Hölle und vom ewigen Feuer, in welches er alle diejenigen herunter donnerte, die nicht aufs Döpflein seinen Lehren glauben wollten. Und hatte ich viel größern Respekt vor unserm Pfarrer daheim, der allemal sagte, das Fürnehmste sei brav und ehrlich sein und auf Gott vertrauen; mit dem Uebrigen werde dann der himmlische Vater schon einsehen thun und mit dem guten Willen fürlieb nehmen.

Als es aus war, da wäre es mir fast Angst geworden an des Predigers Platz, denn die Weibsame riß sich um ihn, als wenn ihn jede allein hätte haben wollen, und keine mochte der andern die Ehre gönnen, den ehrwürdigen Herrn zu Gast zu halten, und von jeder wurde er aufgefordert, doch ja recht bald wieder in ihrer Gegend zu predigen. Mir aber kam der Mann doch gar ungeistlich vor, und dünkte mich, wer's ernst und redlich meine, brauche die Augen nicht so schröckelich zu verdrehen und auf die Brust zu schlagen, als ob er Erbsen dreschen wollte. Und vernahm später vom Landschäftler, das sei ursprünglich ein Schneider gewesen aus Schwaben, dem die Handtierung mit der Nadel verleidet, und sich deßhalb auf das Predigen verlegt habe. –

Wir gingen also wieder heim, um aufs neue Bäume zu ringeln, Wurzeln auszugraben und Hagstecken zu spalten. – Da hatt' es aber unterdessen eine saubere Geschichte gegeben: unsere Säue, die frei im Walde herumliefen, hatten im Laufe des Sommers schon zweimal Junge geworfen, so daß bereits eine ganz artige Heerde beisammen war. Die Thiere hatten sich nun unsere Abwesenheit zu Nutzen gemacht und waren, dieweil wir zur Predigt saßen, durch die Hagstecken, womit wir mit großer Mühe unsere Türkenkornpflanzung eingezäunt

hatten, eingebrochen. Dort hielten sie nun ihr Mahl. Fast die halben Stauden waren umgerissen und eine große Zahl halbreifer Zäpfen gefressen.

So war also ein guter Theil unseres Wintervorraths zerstört, mancher Schweißtropfen war umsonst geflossen, und während mancher sauren Stunde hatten wir für den St. Niklaus gearbeitet. Auch waren wir nun genöthigt, das, was uns an unsern selbstgepflanzten Lebensmitteln von den Schweinen geschändet worden, um baares Geld einzukaufen, wobei noch der letzte Rest meiner Fünfliber draufgehen mußte.

In vollem Chyb jagten wir unsere vierbeinigen ungebetenen Gäste zur Pflanzung hinaus, wobei manches Himmelsakerment und Kreuzdonnerwetter in den Wald hineintönte. Nur der Schulmeister blieb dabei ziemlich gleichgültig und staunte in Gedanken vor sich hin. Er, der sonst mehr schwatzte, als wir beiden andern zusammengerechnet, war schon auf dem ganzen Rückweg einsilbig nebenhergegangen.

Des andern Morgens, als wir den Kaffee einschenken wollten, lief es ganz hell wie Wasser aus der Kanne, und als wir den Schulmeister, der noch immer unser Koch war, verwundert anschauten, bemerkte er, er habe wahrscheinlich vergessen das Pulver hinein zu thun. «Was ist mit dir, Schulmeister? sagte ich, bist du nicht recht bei Trost, oder was fehlt dir sonst?»

«So will ich denn grad heraus mit euch reden, antwortete er. Ich habe mir die Sache heute Nacht überlegt. Hier im Wald ist kein Bleiben mehr für mich, die Axt paßt nicht in meine Hände, und für Kaffee zu mahlen und Türkenkornmehl zu knetten, bin ich weder z'Oberdorf im Lehrkurs gewesen, noch nach Amerika ausgewandert. Dagegen dünkt mich, so gut predigen, als der Mann von gestern, könnt' ich auch, und weil hier zu Land das Predigen jedem erlaubt ist, und man dabei, wie's scheint, sein gutes Auskommen hat, so hab' ich mir vorgenommen, ein Prediger zu werden. Ihr habt dann ein Maul weniger zu füttern, das euch bei der Arbeit wenig nütze war. Deßhalb nichts für ungut.»

Ob dieser Neuigkeit blieb uns der Löffel auf dem Wege von der Schüssel still stehen, und wir trauten kaum unsern Ohren. Aber der Schulmeister blieb dabei, er wolle sein Glück mit predigen probiren. – Er schnürte also seinen Bündel und ging mit dem Versprechen, auf seinen Wanderschaften recht fleißig bei uns einzusprechen, von dannen.

Unsere Einöde war noch einsamer geworden. Fortan tönten nur noch zwei menschliche Stimmen in dem Walde, den ich zu meinem Besitzthum und meiner Heimat gemacht hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Des alt-Weibels Prozeß und des Ronis Fieber gehen zu Ende.

Mehr als ein Jahr war nun schon vorüber, seit ich in meiner Wildniß den ersten Axthieb geführt hatte. Aber öde und traurig genug sah es da noch aus. Ein kleines gereutetes Fleckchen mitten im unendlichen Wald, – eine elende Blockhütte, – ein eingezäuntes Aeckerlein voll angebrannter Baumstumpen, besetzt mit geringelten halbverdorrten Bäumen, überwuchert mit kaum zu vertilgendem wilden Gestrüpp. Was hätte der Vater sel. gesagt, wäre er zu mir gestanden und ich hätte ihm sagen müssen: Dies ist nun mein Heimet, für welches ich den Steinacker hingegeben habe mit seinen zahmen Aeckern, seinen grünen Matten, seinen stolzen Obstbäumen und dem Haus, darinnen Vater und Großvater geboren und gestorben sind! Aber solchen schweren Gedanken durfte ich nicht nachhängen, wollte ich bei der harten Arbeit guten Muthes bleiben. Sondern schüttelte mich und dachte: es wird schon noch besser kommen.

Der Roni versah, seit der Schulmeister von uns gegangen, das Amt eines Kochs und Haushalters, und wäre im Walde oder auf dem Feld nicht mehr viel nütze gewesen, denn anstatt sich zu erholen, wurde er alle Tage schwächer. Der Landschäftler meinte, das komme daher, weil er keinen Schnapps trinken wolle; bei der harten Arbeit und der feuchten Luft in den Wäldern könne man nicht gesund bleiben, ohne dem Magen bisweilen etwas Warmes zu geben. Aber der Roni hatte seit dem Tode des Brönzkaspers dem Schnapps abgeschworen; – er wolle lieber sterben als ein rechter Kerl, als draufgehen im Rausch, wie ein unvernünftiges Vieh. Und war der Roni seither auch ein Bursche geworden, so brav als einer, und war mir so lieb, als wär' er mein leiblicher Bruder.

Ich war in den Wald gegangen und suchte mir junge grade Stämme aus, die sich leicht spalten ließen, um Hagstecken zu machen. Denn auf nächstes Frühjahr hofften wir unser Pflanzland um eine oder zwei Jucharten zu vergrößern, und wäre uns nicht lieb gewesen, die Erndte allemal mit unseren Säuen zu theilen; die konnten sich begnügen mit den Eicheln und Nüssen des Waldes.

Da kamen des alt-Weibels beide Buben daher gegangen, und jeder trug ein kleines Bündelein an einem Stecken in ein Schnupftuch gebunden. Und fragten, ob ich sie nicht annehmen wolle als Knechte. – «Ihr wollt doch nicht vom Vater gehen»? fragte ich verwundert. Der jüngere fing an zu flennen, der ältere aber sprach: «den Vater haben wir heute vergraben». – «Was hat

ihm denn gefehlt»? rief ich erstaunt. – «Der Schlag hat ihn gerührt, weil er den Prozeß verloren». – Ich mochte kaum meinen Ohren trauen. «Ist nicht möglich! hatte ja der alt-Weibel das heiligste Recht.» – «Ist doch geschehen, entgegnete der Bube. Der Schelmuffski brachte, als der letzte Tag angesetzt war, zwei Mannen mit, weiß nicht woher. Die haben auf das Buch einen Eid geschworen, das Land, welches der Vater gekauft, sei vom allerbesten weit und breit. Und hat darauf der Präsident gesprochen: Der Schelmuffski solle sein Geld behalten und der Vater die Kösten bezahlen. Da hat dann der Aerger dem Vater das Herz abgedrückt.» – «Brauchtet aber deßhalb doch keine Knechtli zu werden, meinte ich. Ihr könnt ja besseres Land kaufen, wie unser einer gethan. Der Vater hat ein schön Bündel Fünfliber über Meer gebracht, und war ihm noch ein artiger Rest geblieben, nachdem er dem Schelmuffski den Morast abgekauft.» – «Die hat der Geschäftsmann Schnapper eingesackt; mußten wir ja sogar noch unsere Uhren hergeben fürs halbe Geld, um seine letzte Rechnung zu bezahlen.»

Das sollte also das Ende sein von des alt-Weibels Prozeß: der Vater unter dem Boden und die Söhne auf der Gasse! –

Die Buben dauerten mich, aber zu mir nehmen konnt' ich sie nicht. Denn weil die Säue uns einen guten Theil unseres Türkenkorns geschändet hatten, so mußte meine letzte Baarschaft drauf verwendet werden, Proviant für den Winter zu kaufen; der konnte reichen für zwei Mäuler, aber nicht für vier. – Mußte also des alt-Weibels Buben weiter schicken, einen Meister zu suchen, so gern ich sie behalten hätte.

Unterdessen war es Mittag geworden, wo mir der Roni das Essen in den Wald hätte bringen sollen. Er kam aber nicht. Ich dachte, er habe sich in der Stunde geirrt und schwang die Axt fort und fort mit nüchternem Magen. Am Ende wurde es mir doch zu lang, und ich ging heim, zu sehen wo es fehle. Leider fand ich da den Roni auf dem Bette liegen, der hatte das Fieber wieder am Hals und schlotterte ärger als nie. Nun muß ich also selber den Koch und noch dazu den Krankenwärter machen. Ich würd's gern gethan haben, hätt' ich nur damit dem Roni helfen können. Es war aber heuer noch schlimmer als fern, und des Doktor Schlüsselbarts Pulver wollten auch nicht mehr anschlagen. Nach ein paar Tagen fing er gar an abwäg zu reden: er berichtete, als ob er auf dem Meere fahre, heim zu; dann war es, als ob er die Schneeberge wiedersehe und den Leberberg, und dann, als ob er die Dorfgasse daheim hinabgehe und mit diesem und jenem alten Bekannten spreche. – «Keinen Schnapps, keinen Schnapps mehr», sagte er über hundertmal. «Jetzt bin ich wieder ein rechter

Bursche», fügte er dann bei und schaute im Fieber recht vergnügt aus. Vierundzwanzig Stunden später war er gestorben.

Das hat mir selbst fast das Herz abgedrückt.

Hinter der Hütte hatten wir drei schöne, schattige Nußbäume stehen lassen. Dort hab ich ihm sein Grab gemacht.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Dursli vom Regen unter die Dachtraufe gehen will.

Nun war ich also ganz mutterseelenallein. Zuerst fiel mir ein, des alt-Weibels Buben Bericht zu machen; die konnten aber anderswo einen schönen Lohn verdienen, und ich hatte ihnen nichts zu geben, denn für mein Land, für die Viehwaar und Pflug, Wagen und anderes nothwendiges Geräthe, und für den Mundproviant hatte ich all' meine schönen Dublonen, die mir von der Reise übrig geblieben waren, ausseckeln müssen bis auf die letzte.

Da kam mir der Gedanke, meinem Babeli und der Mutter einen Brief zu schreiben, sie sollten jetzt herüber kommen über das Meer. Schlug mir's aber alsobald wieder aus dem Kopf. Wär' ja die Mutter, wenn sie auch die Reise überstanden hätte, gewiß in den ersten drei Wochen schon gestorben vor lauter Längziti. Meinem Babeli hatt' ich's aber besser versprochen, als nur so. Nichts minderes sollte aus ihm werden, als eine wackere Bäuerin auf einem schönen Hofe, die etwas zu regieren und zu rangschieren fände in vollen Kästen und Trögen, eine Bäuerin, die sich Sonntags sehen lassen dürfte, wenn sie in ihrem Staat den Kilchweg ginge. Nein! mein Babeli sollte nicht verserbeln in der elenden Hütte mitten im Walde.

Sollt' ich vielleicht mein Land wieder zu verkaufen suchen, um Reisegeld zu bekommen zur Rückkehr nach Hause? Wie würden da die Schwäger über die Achseln nach mir schielen, wenn ich heimkehrte mit leerem Seckel! Wie würden die Buben mit Fingern auf den verlumpten Landstreicher deuten, der so stolz auszog und nun als ein Hudel wiederkehrte in seine Heimat! Hiefür hielt sich der Steinackerdursli doch zu gut. Zudem wär's noch eine Frage gewesen, ob mir's einer abgekauft hätte; denn in Amerika geht's nicht so ums Land wie im Emmenthal, wo den reichen Bauern die Fünffränkler in den Trögen grau werden, bis wieder irgendwo ein Riemli feil wird; sondern es zog hier schon mancher fort von Haus und Hof, wenn es ihm anderswo besser gefiel, und überließ sein Feld wieder den Hirschen des Waldes und seine Hütte den Fledermäusen, Schlangen und Nachtchuzen.

Es blieb mir also nichts übrig, als allein zu bleiben in meiner Wildniß. Die Axt dünkte mich aber noch einmal so schwer, und das Holz an den Bäumen, die ich fällen und spalten sollte, noch einmal so hart; es ging mir eben Alles nur noch von halbem Herzen, und hatte weder Freud noch Lust mehr zu der Sache. Ging deßhalb, mehr als gut war, nach Neu-Wietlisbach hinüber zum Landschäftler in

den Wilhelm Tell. Da kam mir so von ungefähr eine Zeitung in die Finger, die einer auf dem Wirthstisch hatte liegen lassen, und wollte aus langer Weile probieren, ob ich in der Wildniß die Buchstaben nicht vergessen habe. Das Blatt war in St. Louis gedruckt worden, und stand darin zu lesen, als wie die Nordamerikaner einen Krieg gegen das Reich Mexiko angefangen hätten und dieses große Land erobern wollten. Und waren alle diejenigen, welche Lust und Liebe dazu hätten, aufgefordert, als Freiwillige sich unter die Soldaten dinge zu lassen. Mexiko war als das schönste Land der Welt beschrieben und den Freiwilligen Bauernhöfe und Geld und noch allerlei anderes versprochen, wenn der Krieg zu Ende sei.

Wie wär's, wenn du z'Chrieg dinge würdest? fuhr mir durch den Kopf.

Es war ein dunkler, trüber Abend, als ich meiner Hütte zuwanderte; der Winter war zunächst vor der Thür und ein rauher Wind kündigte den ersten Schnee an, welcher mich für viele Tage, vielleicht für Wochen und Monate einbannen konnte in meine Hütte, die keine lebende Seele mehr mit mir theilte. Und wie öd und einsam kam mir's vor, da ich in die Lücke heraustrat, die ich mit der Axt in den Wald gehauen! Meine Kühe und Ochsen hatten sich tiefer in den Wald hinein an die Hilme zurückgezogen; im Gärtchen vor dem Hause, dessen Pflege dem Schulmeister obgelegen war, wucherte schon wieder Unkraut und Gestrüpp, das ich ungehindert wachsen ließ; – ringsum war nichts zu hören, als das traurige Rauschen und Aechzen des Waldes.

Ich zündete auf dem Feuerherde ein Paar dürre Aeste an, und setzte mich auf mein Bett. – Wär ich nur unter den Nußbäumen, wo der Roni liegt, dünkte mich!

Hier sollt' ich also langsam verderben, verdorren, hier sollt' ich mich schinden, die Axt in der Hand, Jahr aus Jahr ein, und dennoch nicht einmal so viel verdienen, um mit Ehren wieder heim zu können? Und dann die schreckliche Einsamkeit! – Das Babeli sollt' ich nimmer wiedersehen und die Mutter, die mich so lieb hat! – Nein, hier konnt' ich's keinen Winter mehr aushalten, keine Woche, keinen Tag. Hundertmal lieber eine Kugel durch den Leib.

So ungefähr sah's in meinem Gemüthe aus; und ich faßte den steifen Vorsatz, am andern Morgen mit dem Frühsten Haus und Hof, Kuh und Kalb und die ganze Butik im Stich zu lassen, den Weg nach St. Louis unter die Füße zu nehmen und unter die freiwilligen Soldaten zu gehen.

Diese Gedanken beschäftigten mich so sehr, daß ich die Pferdetritte überhörte, die sich meiner Hütte näherten und erst aufmerksam wurde, als ein Mann tief in seinen Mantel gehüllt zur Thüre hereintrat und frug, ob er hier etwas Warmes zu essen und ein Nachtlager haben könne.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der unerwartete Besuch.

Hier zu Land versteht sich die Gastfreundschaft von selbst und ich machte mich also ohne weiters daran, für den späten Reiter und sein Roß zu sorgen. Jener setzte sich ans erlöschende Feuer, und während ich ihm des Roni's Strohsack zurechtschüttelte, probierte er, einen Diskurs mit mir anzufangen; schien aber kein Hexenmeister im Deutschen zu sein, sondern wälschte nur so halb englisch, daß man ihn mit Noth verstehen konnte.

«Schon lange hier im Walde? fing er an; oder vielleicht erst kürzlich über Meer gekommen? – He? Ein glorioses Leben bei uns in Amerika, fuhr er fort, als ich ihm Bescheid gegeben. Ganz was anderes, als dort drüben, wo man sich bei jedem Schritt auf den Agertschenaugen herumtrappet.» – «Könnt' nicht sagen, daß es mir hier besser gefiele», gab ich zur Antwort. – «So – so! meinte der andere. Habt doch eine brave Blockhütte.» – «Daheim war unser Säustall besser», erwiderte ich. – «Ein- oder zweihundert Acker Landes?» fuhr der Fremde fort. – «Steht aber nichts als Wald und Gestrüpp darauf», wendete ich ein. – «Gewiß schon eine schöne Zahl Ochsen, Kühe und Schweine?» – «Kann aber kein Geld daraus lösen.» – «Doch keine Schulden, sondern alles frei, ledig und eigen?» – «Was nützt es mir, wenn ich dabei in dieser Wildniß versauern und vergrauen muß! – Bin aber am längsten hier gewesen» –, wollte ich beisetzen, da fiel mir jedoch die Warnung wieder ein: trau', schau wem! und ich schluckte das Wort wieder hinunter. Zudem war mir der Fremde bereits verdächtig vorgekommen; – was wollte er mit seinen hundert Fragen über Dinge, die ihn nichts angingen? auch tönte mir seine Stimme halb und halb bekannt im Ohr, – und dann suchte er sein Gesicht immer schön im Schatten zu behalten. Deshalb nahm ich einen Arvel dürres Resp und warf es aufs Feuer. Bald schlug eine helle Flamme auf, und es wurde in der Hütte so hell, als ob zwanzig Lichter drinn brennen würden. Der Fremde, der meine Absicht gemerkt hatte, zog, als es plötzlich so heiter wurde, schnell den Kragen seines Mantels, in welchen er noch immer eingewickelt war, übers Gesicht. Aufgepaßt! dacht ich, that aber nicht dergleichen. –

«Kommt euch, scheint's, etwas langweilig vor, hier ganz allein im Walde, fing er den Diskurs wieder an. Hättet eine Frau mitbringen sollen aus der Heimat!» – «Bei uns sind's die Weiber besser gewohnt», erwiderte ich, indem ich zugleich mit einem Auge nach der Flinte schaute, die ich dem Landschäftler

abgekauft, ob sie doch richtig noch an ihrem Nagel hange. Dann machte ich mir etwas mit dem Wasserkessel zu schaffen, der ob dem Feuer hing, schob die Gluth davon weg und richtete es so ein, daß ein brennendes Scheit dem Fremden gerade auf den Zipfel des Mantels fiel. «Nichts für ungut», rief ich, und riß ihm denselben mit einem kräftigen Ruck von den Schultern. Neugierig blickte ich meinem Gaste in das nun unverhüllte Gesicht und sah – den Herrn Schmid, der mir meine Dublonen gestohlen, vor mir sitzen!

Ich trat betroffen ein Paar Schritte zurück, und überlegte in der Geschwindigkeit, ob ich nicht einen eben rechten Knittel zur Hand nehmen, und die Sache wegen den Dublonen als so warm ins Reine bringen solle. Der Herr Schmid schaute mir aber ganz gelassen ins Gesicht und sagte lachend auf gut Schweizerdeutsch und mit seiner natürlichen Stimme: «Guten Abend, Dursli, weil's doch jetzt mit der Komödie aus ist.» – «Ob er mir etwa den Zins bringe», fragte ich. – «Sobald ich ihm die Handschrift vorweise», gab er zur Antwort. «Siehst du, Dursli, das ist eben hier zu Land Brauch, daß Einer den Andern anführt, und wer's am besten kann, steht oben an. Davon wollen wir übrigens später reden. Sag' mir jetzt wie geht's dir und wie gefällt es dir? mich dünkt, nicht eben zum Besten!» – Das konnt' ich nicht wohl läugnen. – «Hast dir's aber nicht so vorgestellt, als du von Hause verreitest?» – «Gewiß nicht!» – «Und würdest jetzt dieß und jenes gern leiden und ertragen, da du gesehen hast, daß es einem selbst in Amerika nicht wöhler wird, sondern im Gegentheil?» – Dawider war nicht viel zu sagen. – «Sieh, Dursli, sprach da der Herr Schmid weiter, das hab' ich mir alles gleich gedacht, als ich dich auf dem Schiffe kennen lernte. Hätt' ich es dir aber damals vorgesagt, du würdest mir bei Leibe nicht geglaubt haben, sondern die Erfahrung mußte dein Lehrmeister sein. Hättest du aber dein Geld alles im Sack behalten, so würden dich einestheils deine Unerfahrenheit, andernteils die Pfiffe der Amerikaner bis zum letzten Batzen ausgesekelt haben, und mit Ehren wärest du nimmermehr in die Heimat zurückgekehrt. Den Schein für deine Dublonen habe ich dir deshalb nicht gegeben, damit es dir eine Lehre sei, nicht mehr dem ersten Besten zu trauen. Jetzt aber, da du deine Lehrzeit durchgemacht, bring ich dir das Geld mit sammt dem Zinse. Willst du hier bleiben, so kommt's dir kommod für deine Einrichtung, hast du aber Heimweh, so bleibt dir übers Reisgeld immer noch so viel übrig, um dem Babeli einen hübschen Kram zu bringen.»

Ich langte dem Herrn Schmid die Hand und sagte, es thue mir leid, daß ich ihn ein ganzes Jahr lang für einen Schelmen gehalten; den Zins von meinen Dublonen wolle ich nicht, sondern bedanke mich einewäg z'hunderttausendmalen,



da er es doch so gut mit mir gemeint habe. Uebrigens wolle ich keinen halben Tag länger als nöthig in dieser Wildniß bleiben, sondern morgen nach St. Louis und mit dem ersten Dampfschiff nach Neu-Orleans hinunter.

«Und dann deine Niederlassung?» fragte er. – «Die kann mir meinerwegen gestohlen werden», meinte ich. – «Weißt du was? ich kauf' dir sie ab um das Geld, welches du dafür bezahlt hast, und geb' dir noch etwas z'Best für die

Hütte und die Paar gereuteten Jucharten. Dabei kann ich noch immer ein gutes Geschäft machen. Zwei oder drei Tage, setzte er dann bei, hab' ich mich noch in St. Louis aufzuhalten. Unterdessen könntest du deine Viehwaare und Hausrath zu Geld machen und von deinen Gefährten Abschied nehmen; dann fahren wir miteinander den Mississippi hinunter.»

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Warum der Baschihans in Amerika bleibt und der Schulmeister zu seinem A b c zurückkehrt.

Die Viehrüfe sind in Amerika nicht Brauch; ich mußte also meine Kühe und Stiere sonst an Mann zu bringen suchen, wobei ich so wenig Zeit als möglich verlor. Bekam aber nicht viel mehr dafür, als ich einmal dem reisenden Apotheker für ein Häfeli Schweineschmalz bezahlt hatte. Da ich mit mir märten ließ wie ein Märet-Jud, so waren Wagen und Pflug auch bald verhandelt. Nun zählte ich meine Bekannten an den Fingern ab, bei denen ich Abschied nehmen wollte: von denen aus unsrem Dorf, die mit mir über Meer gefahren, war niemand übrig geblieben als des Baschihansen. Von denen hatte ich seither gar wenig gehört, weil sie ihr Land etwas abseits gekauft, und es nahm mich z'Düxels Wunder, wie es ihnen eigentlich gehe und ob sie nicht auch Lust hätten, wieder heimzukehren. Nahm also den Weg unter die Füße, den Baschihans und seine Leute aufzusuchen.

Von Neu-Wietlisbach aus hatte man Stücker zwei bis drei Stunden zu wandern, durch Wald und Morast, bis man zu einer schleiteren Halde kam, über die ein Bach hinabließ. Diesem Bache nachgehend kam ich endlich zu einer Blockhütte, nicht größer und nicht kleiner, als meine eigene gewesen. Neben der Hütte war ein eingezäuntes Stück Feld, von dem ein Paar Kinder die Ochsen wegjagten, die eine besondere Kunstfertigkeit darin bewiesen, die Hagstecken mit ihren Hörnern wegzureißen und nicht übel Lust zeigten, in der grünen Waizensaat zu weiden. Im Walde drüben hört ich Axtschläge, und fand, dem Ton nachgehend, bald den Baschihans selbst, der mit den älteren Buben Bäume ummachte, während die jüngeren das Resp zu Haufen trugen und verbrannten.

«Hauts es? hauts es? rief ich und langte ihm die Hand. Aber was ist dir eingefallen, Hans, dein Haus gerade da hinzusetzen, wo der Wald am dicksten und die Bäume am größten sind?» – «Da wird wohl der beste Boden sein, gab

er zur Antwort, wo die Bäume am schönsten wachsen.» – «Wirst aber deiner Lebtag mit reuten nicht fertig», meinte ich. – «Was ich nicht mache, laß ich den Buben über», war Baschihansens Bescheid.

Unterdessen war auch das Marei hergekommen, als es gemerkt, daß ein alter Bekannter um den Weg sei. Ich solle doch ein wenig in die Stube, nöthigte es.» – «Der Hans müsse dann aber für heute die Axt zur Seite stellen, sagte ich, ich hätte ihnen was besonderes zu berichten.»

So gingen wir also hinein in die Hütte, wo es dann freilich nicht aussah, wie in den Visitenstuben der Herrenleute in der Stadt, sondern lagen den Wänden nach ein Paar Strohsäcke; das waren die Betten von Baschihansens. Und in der Mitte waren ein Paar Pfähle in den Boden eingeschlagen und ein Paar Laden darauf genagelt; das sollte einen Tisch und zwei Bänke vorstellen.

«Ich gehe wieder heim übers Meer», meldete ich. – «Nicht möglich!» rief das Marei, und der Baschihans schaute mich steif an, ob's mein Ernst sei. – «Spaß apart, bekräftigte ich, und bin hergekommen, zu vernehmen, ob ihr dasmal auch meine Reisekameraden abgeben wollt.» – Baschihans schüttelte den Kopf: «für uns ist keine Umkehr mehr.» – Marei wischte sich mit dem Fürtuch eine Thräne ab der Backe. – «Aber könnt' ich auch, sprach Baschihans weiter, ich ginge doch nicht wieder ins Heimet.» – Erstaunt blickte ich ihn an, und dann in der engen wüsten Hütte umher. «Hast's doch albez noch besser gehabt, als jetzt!»

Der Baschihans rückte seine weiße Zipfelkappe etwas mehr nach hinten und holte seinen Athem z'unterst unten. «Freilich haben wir's jetzt nicht zum Besten; harte Arbeit den ganzen Tag und Nachts ein hartes G'lieger und jahraus jahrein nicht einmal einen Schoppen, ob dem man sich ein Stündchen vergessen könnte.» – «Und sogar nicht einmal Zikori-Päckli in den Kaffee, fiel das Marei ein; so ein Geschlämp ohne Chust und Kraft, hätte daheim keine Bettelfrau getrunken.» – «Aber um so schlechter wir's haben, fuhr der Hans in seiner Rede fort, um so besser bekommen's dann die Jungen. Daheim auf dem Taunergütli war's zu eng für ihrer siebenzehn, es ging rückwärts von Jahr zu Jahr. Hier aber ist Platz genug für je mehr je besser. Was uns Alten ungewohnt ist, daran werden die Kinder ihre Freude haben, und was uns fehlt, das haben sie nie gekannt oder vergessen. Aber mit jedem Jahr das kommt, und mit jedem Baum der fällt, wird das Erbe, das sie einst theilen können, größer werden. Wir bleiben in Amerika!»

«Wo habt ihr doch die Großmutter?» frug ich, als der Baschihans, der seiner Lebtag noch nie so viel hintereinander geredet hatte, endlich schwieg. – «Ach, die hat's nicht lange gemacht hier im Walde, gab das Marei Bescheid. Weiß

nicht, ob sie vom Heimweh gestorben ist, oder von der Wassersucht; aber im Sterben habe ich ihr noch versprechen müssen, einen der beiden Harnischplätze zu ihr ins Grab zu legen; es dünke sie dann, es liege doch noch ein Stücklein Heimet auf ihrem Todtenbaum, denn jener habe gewiß wahr geredet: in Amerika gebe es keine Harnischplätze.» – Das hat dem Marei das Herz gerührt, daß es hellauf zu flennen anfang. Wie wir aber so im besten Diskurs begriffen sind, geht die Thüre auf und siehe da – der Schulmeister tritt herein.

«Gottwilche, Schulmeister, wie ist's dir mit dem Predigen gegangen?» – Seit er meine Hütte verlassen, hatte ich ihn nicht wieder gesehen. – «Nicht zum Besten, war die Antwort, ich hab' es ihnen nicht recht breichen können, habe die Augen nicht genug verdreht und ihnen zu wenig von der Hölle berichtet.» – Darauf hielt er beim Baschihans an, ihn den Winter über fürs Essen im Haus zu behalten, er wolle ihm dann die Kinder lehren. Im Sommer aber probiere er's, eine ordentliche Schule zusammenzubringen, oder gehe um die Kinder in den zerstreuten Niederlassungen zu schulen, auf der Stör herum.

Wärest auch ringer daheim Schulmeister geblieben, dacht ich, mocht's aber nicht sagen, es hätt' ihm nur das Herz schwer gemacht.

Endlich nahm ich Abschied, langte noch jedem die Hand und wünschte des Baschihansen recht viel Glück, Segen und Wohlergehen. Sie aber wünschten mir eine glückliche Reise, und war keines von den Alten, das nicht einen Finger von der Hand gegeben, hätte es mit mir gehen können. Den Kindern aber gefiels ganz wohl und strichen im Walde herum, den Ochsen, Kühen und Säuen nach, als ob sie wie Halbwilde darin zur Welt gekommen. Und ich glaube der Baschihans hatte Recht mit seinem Trost: er leide sich, um der Kinder willen.

Als ich des andern Tages nach St. Louis kam, war der Herr Schmid auch schon parat und bald führte uns ein stattliches Dampfschiff den Fluß hinab. Ich aber konnte mich nicht halten, sondern that einen Jauchzer, daß es über den breiten Fluß hinübertönte und wiederhallte am waldigen Ufer. Und ging dieser Jauchzer noch einmal so sehr von Herzen, als damals beim Sternen z'Solothurn, da wir das letzte Glas getrunken. Denn jetzt ging es ja der alten, schönen, lieben, unersetzlichen Heimat zu.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die alte Heimat.

Was hätte ich nicht drum gegeben, hätte ich vom Schiff aus, das mich wieder übers Meer zurück trug, nach dem Steinacker hinüber schauen können und nach der Sandgrube! –

Es war wieder Altjahrabend – der zweite, seit ich über den Bach gegangen. Auf dem Ofensitz in des Schwagers Mühle saß die Mutter. Die Lippen andächtig zum Gebet bewegend, ließ sie den Rosenkranz durch die Finger gleiten; zuweilen aber hielten Lippen und Finger still und ihre Blicke bohrten sich durchs Fenster in die finstere Nacht, als ob sie dort etwas sehen könnten. Dazu liefen ihr große Thränen über die Backen. Aber bald fingen die Lippen wieder an sich zu bewegen und wieder rollte der braune Rosenkranz durch ihre magern Finger. Die Müllerin war im Stüblein mit den Kindern beschäftigt, die sie ins Bett musterte. Der Müller saß drüben im Wirthshaus. Da hoschte* es leise an der Thür – es war das Babeli, das noch so spät zur Mutter herüber kam.

«Noch immer kein Brief?»

Die Mutter schüttelte traurig mit dem Kopf.

«Heute hatte ich doch bestimmt darauf gezählt, da ich den Boten das Dorf hinabgehen sah.» – «Es kommt keiner mehr, seufzte die Mutter; hat's mir ja schon mehr als sieben Nächte von Krebsen geträumt. S'ist ein Zeichen, daß der Dursli im Meer ertrunken.» – «O nein, Mutter, das kann nicht sein – meinte das Babeli und versteckte sein Gesicht im Fürtuch. Aber er wird in Amerika drinnen eine Andere genommen haben und nicht mehr an uns denken.»

Draußen vor der Mühle wurde der Hund unruhig. «Still, Ringgi», rief eine bekannte Stimme. Der Ringgi schwieg. Aber des Babeli's bleiche Backen waren plötzlich röther geworden als eine Klapperrose.

«Er ist's – er ist's!»

«Der Dursli, mein liebes Bübeli» – jubelte die Mutter.

Und war's wirklich und stand vor ihnen braun und mager aber frisch und gesund.

Hatte nicht gedacht, daß sie mich so bald wieder erkennen würden. Die Halbleinb'chleidig, die ich nach Amerika mitgenommen, war dort an den Dornen hängen geblieben und hatte mich zu Neu-Orleans auf amerikanisch

* «hoschen» anklopfen.



ausstaffiren müssen von Kopf zu Fuß; denn als wie ein Hudel mocht' ich doch nicht die Dorfgasse hinunter. Aber das Babeli und die Mutter die sahen nicht bloß auf den Halblein — — —

Was dann weiters geschah?

Habe zwar keinen großen Hof und keine sechs Rosse im Stall, bin nicht einmal Steinackerbauer mehr, sondern bloß ein Lehenmannli. Hoffe aber mit

Fleiß, Ordnung und gutem Muth dennoch aufrecht durch's Leben zu kommen und es weiter zu bringen, als drüben in Amerika. Und wem's daheim nicht mehr gefallen will, der soll's nur ein Jährchen überm Meer probieren und mit den dicken Eichen und Ahornen im Urwald Bekanntschaft machen.

Das Babeli ist jetzt meine Frau. Es muß mir zu Zeiten einmal Türkenkornbrod auf amerikanische Manier im Döpfli backen. Bekommen wir den ersten Buben, so soll ich's dem Herrn Schmid schreiben. Er hat sichs ausbedungen, Götti zu sein. –

Der Heimathlose.

Wenn der Föhn über die Schneehalden bläst, dann fahren die Lawinen zu Thal; wenn die Märzsonne den blauen Leberberg golden bescheint, dann schütteln die Tannen den Winterreif aus ihren Locken; wenn der Buchfinke zum erstenmal schlägt, so ist's ein Zeichen, daß der Winter geht und der Frühling kommt. Da wird's lebendig auf Feld und Flur; wer einen Winkel Erde sein eigen nennt, der schaufelt und grabt, der pflügt und hackt und freut sich der künftigen Ernte. – Aber dort, wo weder Pflug noch Hacke hinkommt, in den Schluchten des Jura, auf dem wilden Steingeröll am Fuße der Alpen, an den waldigen Ufern der Aar und der Emme, der Reuß und der Limmat, und auf dem öden Moor zwischen den Seen von Neuenburg, Biel und Murten wohnt ein unstätes Völklein. Es säet nicht und erntet nicht, denn keine Handbreit Erde kann es sein eigen nennen. Bald ist's hier, bald dort, denn in keinem der hundert Städte und Dörfer, der tausend Häuser und Hütten raucht sein heimischer Herd. In einem verborgenen Winkel der Berge feiert es heute wilde Feste, morgen bettelt es vor den Häusern der Bauern. Der Graben an der Landstraße ist seine Wiege, sein Brautbett das grüne Moos unter dunklem Tannenschatten. Das Jahrmartsgewühl ist das Feld, auf welchem es Ernte hält. Es redet eine Sprache, fremd und unverständlich jedem, der nicht zu ihm gehört. Das bürgerliche Gesetz ist sein Feind und vor dessen Vollstreckern flieht es scheu, wie ein gehetztes Wild. Es ist das Volk der Heimathlosen.

Es war im März des theuren Jahres siebzehn, an einem der Tage, da sich der Byswind mit Händen und Füßen gegen den Frühling sperrt, der einrücken möchte mit seinem Maienkranz. In einem Schachen, dicht mit allerlei Holz, Gesträuch und Röhricht bewachsen, lag versteckt unter einer alten Weide am Wasser ein armes Bettelmensch, das hatte kindbettet auf einem Haufen dürren Laubes, und wollte, verlassen von Gott und Welt, das Kind im Fluß ertränken. Da kam gerade über den Kies des Flusses daher ein alter Kesselflicker, und vor ihm her ein Pudelhund mit lustigen Sprüngen. Da machten das Bettelmensch und der Keßler einen Handel miteinander; der Keßler nahm den schreienden Wurm, das Bettelmensch den Pudelhund, damit er ihm mit Künsten, die er könne, an Jahrmärkten und Kirchweihen Geld verdienen helfe. Hätt' es aber das Büblein behalten, so wären sie verhungert alle beide, hätt' es deßhalb lieber im Fluß ertränkt. Aber der Kesselflicker nahm die Kiste vom Rücken, worin sein Werkzeug verwahrt lag, machte aus etlichen alten



Lumpen für das Büblein ein lindes Bettlein, band es mit Schnüren fest, deckte ein Tuch darüber und wanderte wieder über den Kies des Flusses fürbaß.

Als er etliche hundert Schritte gegangen, bog er in den Wald. Die alten Eichen waren noch dürr und kahl, zwischen den knorrigen Stämmen wucherten fast undurchdringlich Brombeerstauden und anderes Dorngesträuch, aus dem da und dort ein grüner Busch junger Tannen hervorguckte. Kreuz und quer waren breite Gräben gezogen, halb angefüllt mit Schlamm und Moor, in denen

ein dichter Wald von hohem Schilf wuchs. Wer die Schliche und Fußsteige, die sich durch diese Wildniß wanden, nicht genau gekannt hätte, dem wäre es niemals gelungen, durch den Wald eine Bahn zu finden; keine zehn Schritte wäre einer gegangen, ohne in den Dornen oder im Sumpfe stecken zu bleiben. Aber der alte Keßler mußte hier wohl bewandert sein, denn er ging sichern Schrittes mit seiner Last, bald durch die Büsche schlüpfend, bald auf einem Baumstamm, den der Wind gefällt, einen Graben überschreitend, und achtete kaum darauf, wenn neben ihm eine Waldschnepfe aufflog, oder ein Hase, aus seinem Lager unter den dichten Tannbüschen aufgeschreckt, hervorbrach, oder eine Amsel mit gellendem Pfiff quer über den engen Pfad schoß.

Der Kesselflicker hieß der alte Lienhard und gehörte zur Bande des Naglerhans, allbekannt Land auf und ab auf den Jahrmärkten und abgelegenen Bauernhöfen, in denen sie bei schlechtem Wetter Nachtlager und Unterschlupf suchte, und wohlvertraut mit allen Schlichen, Wegen und geheimen Verstecken in Berg und Wald. Am Tage, da Lienhard mit dem Bettelmensch den Tausch machte, hatte die Bande ihr Lager bei der Köhlerhütte im Eichholzschachen aufgeschlagen, und dahin zielten nun seine Schritte.



Was man des Naglerhansen Bande, oder vielmehr kurzweg «des Naglerhansen» nannte, hatte bis da aus sechs bis sieben Gliedern bestanden, je nachdem man Fideli, den Pudelhund, mitzählte oder nicht. Das Haupt, der Naglerhans selbst, war ein Bursche mit einem Rücken, breit wie eine Stallthüre, und einem Kopf, dick wie ein Kornmaaß, von welchem letzterem ein Wald struppiger Borsten nach allen Richtungen emporstarrte. Auf der Landstraße sah man ihn gewöhnlich in kurzen schwarzen Lederhosen und blauen Strümpfen, auf dem Kopf den schwarzen Wollhut und auf dem Rücken sein Scheerenschleiferrad tragend. Mocht' es warm oder kalt sein, schneien oder die Sonne scheinen, er hatte seinen Kittel von flaschengrünem Sammet ausgezogen und über sein Rad gehängt. Aus dem Munde hing ihm zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, eine kurze Pfeife mit halbverbranntem Ulmerkopf. Die zweite Person im Range war das Marey, welches behauptete, einmal von einem wälschen Pfaffen mit ihrem Hans copulirt worden zu sein. Marey's schon von Natur ansehnliche Postur dehnte sich noch um ein Namhaftes über die natürliche Dicke wegen der vielen Jüppen und Unterröcke, die sie einen über den andern angethan hatte, und in welchen eine überaus große Anzahl von Taschen aller Art angebracht waren. All diese Röcke hielt ein um den Leib geschnürter lederner Riemen fest, an dem auf der Wanderung ein Schmalztopf und ein Milchtopf hingen. Am Arm trug das Weib einen großen Handkorb und meist diente noch das aufgeschürzte Fürtuch als Keller und Speisekammer für eine Menge Vorräthe aller Art.

Der Mutter Ebenbild waren zwei halbgewachsene Mädchen, Crescens und Emerenz mit Namen, geboren und aufgezogen im freien Wald, in frischer Luft, drall und prall, mit Backen röther als der rötheste Apfel, und schon wohlerfahren in den Künsten, womit man vom allerzähesten Bauernweib ein Halbdutzend Eier, ein Pfündchen Butter, eine Handvoll Mehl oder einen Topf voll Milch erpreßt. Dann kam der Sepp, ein zehnjähriger Bube, der dem Vater nur darin unähnlich war, daß die Farbe der Borsten seines Hauptes vom rußigen Schwarz in ein zündendes Roth umgeschlagen hatte. Dieser hoffnungsvolle Sprosse machte seinen Eltern nur in einem Punkte Verdruß: seitdem er einmal im Freiamt in die Trülle gesteckt worden war, hatte er das «Schnurren»* ein für allemal verschworen.

Der alte Lienhard gehörte eigentlich nicht zur Familie. Der Naglerhans hatte ihn einmal gebracht, man wußte nicht woher. Seither zog er mit der Bande, war aber schweigsam und ging oft für sich. Seine lange magere Figur stak in

* «Schnurren» (jenisch) betteln.

einem Soldatenrock aus dem siebenjährigen Krieg, sein spitzer Kopf in einem dreieckigen Hute, und der Rest seines Kinns, das ihm einst zu zwei Drittheilen mußte abgeschossen worden sein, in einer hohen weißen Cravatte. Der Naglerhans erwies ihm zu allen Zeiten eine gewisse rücksichtsvolle Ehrfurcht, und selbst das Marey legte ihm gegenüber seiner Zunge einen ungewohnten Zügel an. Man erzählte sich, französische Soldaten, denen gestohlenes Silberzeug abhanden gekommen, hätten einmal den Naglerhans bereits auf der Leiter gehabt, um ihn an einen Baumast aufzuhängen; aber Einer habe seine Partei ergriffen und ihn laufen lassen. Viele Jahre später habe Naglerhans denselben Soldaten halb verhungert und von schlimmem Weh befallen auf der Landstraße gefunden und zu seiner Bande mitgenommen.

Schon war die Sonne in ihr gluthrothes Bett hinabgegangen, und der Byswind hatte sich gelegt, und da und dort sah man ein Sternlein aufflackern, wenn man hinaufschaute durch die Zweige der Eichen, und die Amseln und die Häher in den Sträuchern waren still geworden, und das Marey rührte brummend im Kessel, der vor der Köhlerhütte auf dem Feuer hing, und der Naglerhans schaute steif in den Wald hinein, denn der Lienhard war noch nicht im Nachtquartier. «Haben ihn vielleicht die Behringer* verkappt?*** oder ist ihm sonst ein Unglück zugestoßen? Der Sepp soll gehen, nach ihm auszuschauen.» – «Wäre der Alte in der Nähe, der Fideli hätte längst schon ein Zeichen gegeben», meinte Sepp. Da ließen sich Schritte hören, die im dürren Laube raschelten, und zugleich das klagende Geschrei einer Steineule. «Kannst den Kessel vom Feuer nehmen, Marey», rief der Naglerhans und zog wieder mit dem gewohnten Gleichmuth an der engathmenden Ulmer-Pfeife. Bald darauf trat der Vermißte mit seiner Bürde auf dem Rücken aus dem Gebüsch. Sepp fragte, wo der Pudel sei, aber ohne ihn einer Antwort zu würdigen, trat Lienhard in die Hütte.

Von den Augen, die das Marey machte, als der Lienhard seine Keßlerkiste abstellte und das Kindlein zu schreien anfang, davon wußte man bei der Bande noch nach Jahren zu erzählen. «Hinter welchem Zaun er den Schreihals auf gelesen? ob er glaube, sie wolle jetzt wieder von vorn anfangen Windeln waschen und Kindsbrei kochen? So schnell ihn seine Beine trügen, solle er den Balg wieder hinbringen, wo er ihn gefunden, oder sie wolle ihm ein ander G'sätzlein singen» u. s. w. Da begannen des Alten Augen zu rollen, daß man nur noch

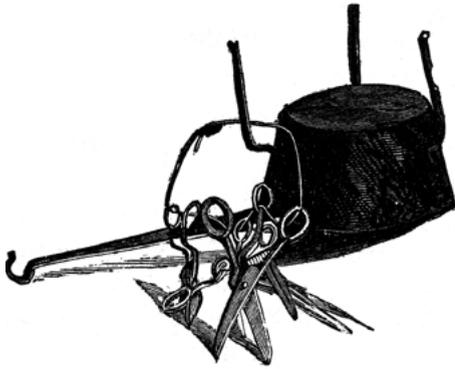
* «Behringer» (jenisch) Landjäger.

** «Verkappen», verhaften.

das Weiße sah; Marey aber wurde plötzlich mäuschenstill und drückte sich bei Seite. Drauf machte Lienhard, ohne weiter ein Wort zu verlieren, dem Kindlein aus trockenem Moos und alten Lumpen in einem Winkel der Hütte ein Lager und zog dann aus der Kestlerkiste eine Flasche mit schöner frischer Milch und tränkte das Büblein. Andern Tags wickelte der Kestler den Wurm in ein altes ausgewaschenes rothes Schnupftuch, band ihn wieder auf seine Kiste, machte ihm ein Dach aus zwei Weidenruthen, über die er einen Zeuglappen spannte, und zog dann den andern nach hinaus in Wind und Wetter.

Wo vor vielen tausend Jahren ein wilder Waldstrom sich sein breites Bett in den Fuß des Berges gefressen, da prangen jetzt grüne fette Matten, rechts und links von hohen Flügen geschirmt und von einem schmalen Bächlein, dem heruntergekommenen Abkömmling des stolzen Bergstroms durchrieselt. Am Bache steht ein hundertjährig Bauernhaus, mit einem Strohdach, das auf drei Seiten nahezu bis auf die Erde hinunter reicht. Unter dem Strohdach sind die dünnen Reiswellen hoch aufgespeichert und auf der Bühne liegt der duftende Heustock und hoch oben im Giebel die goldenen Garben. Und wäre Einer dem Bauern im Wettergraben schlimm gesinnt, so dürft' er nur ein Schwefelholz in's tief herunterhängende Strohdach stecken; bevor er in drei Sprüngen wieder im Wald wäre, würde schon hoch über dem Haus der rothe Hahn mit den Flügeln schlagen. Deßhalb war der Bauer im Wettergraben mit dem Kestlervolk lieber Freund als Feind.

«Gelobt sei Jesus Christ!» ist des Naglerhansen Gruß, denn er hält drauf gut «wahnisch» (katholisch) zu sein. «Ob man ihn und sein Volk über Nacht haben wolle, um Gottes Willen?» Er solle einmal abstellen und in die Stube kommen, ist des Bauern Bescheid, dem Naglerhans, ohne sich weiter nöthigen zu lassen, entspricht, die Schwelle aber nicht anders überschreitet, als mit dem Wunsche: «Gott geb' euch Glück in's Haus!» – «Ob der lange Peter oder der Hoppiklaus sich kürzlich in der Gegend gezeigt und ihm in's Handwerk gepfuscht hätten?» – Nicht, daß er wisse, meint der Bauer. So macht sich denn der Naglerhans gleich ans Werk, schwärzt sich Gesicht und Hände, wie's einem Kestler ziemt, bittet sich vom Bauern eine alte Pfanne aus, die er auf die Schulter nimmt, und beginnt seine Runde in den Höfen und Dörfern der Umgegend, mit heiserer Stimme nach zerlöcherter Kochgeschirr, gespaltenen Schüsseln und stumpfen Messern und Scheeren rufend. Unterdessen ist Marey ebenfalls angelangt und macht vor Allem aus des Bauern Strohwellen, die ihr im Ueberfluß preisgegeben sind, den Ihren auf der Tenne das Nachtlager zu-



recht. Zuletzt kommt der alte Lienhard gegangen, der sein Bübchen, welches von der Bande nach dem Pudel «Fideli» genannt wurde, an der Hand führt. Schweigsam stellt er seine Kiste bei Seite, nimmt das müde Kind auf die Knie und läßt es, ihm die Fliegen wehrend, auf dem Schooße schlafen.

Des andern Morgens wird nun die Werkstatt aufgeschlagen, bei gutem Wetter vor dem Haus, sonst ganz ungenirt in der Stube. Da wird gelöthet, geheftet, gekittet und geschliffen, daß es eine Art hat, und der Bauer und seine Leute können dann sehen, wo sie neben den Schleifsteinen, den Glutpfannen und den übrigen Einrichtungen noch ein Plätzchen finden. Abseits in einem Winkel sitzt Lienhard an einer einfachen Drehbank und verfertigt Schuhzwecke aus dem harten Holze des Pfaffenkäppchenstrauchs, das er am Berge gesammelt hat; Fideli dreht ihm das Rad. Das Weibsvolk ist den Tag über gewöhnlich auswärts, denn es ist an ihm, die gefertigte Flickarbeit den Eigenthümern wieder zurückzubringen, daneben aber Pferdehaarsohlen und Schuhzwecke zu verkaufen, den Bauern dirnen wahrzusagen und bei den Bäuerinnen die neuesten Dorfgeschichten herumzutragen, wofür die Hinterhäßigste gern mit offenen Händen spendet. – So wirds oft wochenlang beim Bauern im Wettergraben getrieben.

Da geschah es eines Abends, daß der Naglerhans über Feld war. «Er komme erst spät zurück, man solle essen ohne ihn.» – Der Bauer und seine Leute hatten abgespeist, und nun setzte sich das Keßlervolk zu Tische. Hatte der Bauer eine Erdäpfelsuppe vor den Magen geschlagen, so dick daß eine Katze darauf hätte übernachten können, so trug dagegen Marey Kaffee auf und Milch dazu, fast wie purer Rahm, und nicht etwa Schwarzbrod, sondern Weißbrod vom feinsten, und Erdäpfel, die im Schmalze schwammen. Kein Wunder, daß den Werkleuten im Wettergraben trotz der Erdäpfelsuppe das Wasser in den Mund lief. Als alle satt waren, da mußte der alte Lienhard ein Soldatenlied anstimmen, und da er fertig war, riefen des Wettergrabenbauern Buben nach Geschichten. Es ist schwer zu sagen, ob Crescens oder Emerenz die schönern wußte. Dem einen gefiel die vom Jäger am besten, der sieben Frauen gehabt und eine nach der andern an eine hohe Tanne hing, dem andern jene vom übermüthigen

Bauernsohn, der spät in der Nacht nach Hause fahrend mit Wagen und Rossen den Dürst verspottete, drauf aber von diesem und seinen gespenstigen Hunden wie ein Wild gejagt wurde, bis der Morgen graute. Der Bäurin lief es kalt über den Rücken und sie meinte, man sollte lieber noch einen Rosenkranz beten vor dem Schlafengehen. Damit war dem Marey geholfen. «Sie seien auch dabei, und die Leute sollten es erfahren, daß sie weder Heiden noch Zigeuner, sondern so gute Christen seien wie diese und jene.» Und gleich stimmte sie an und die «Gompis»* fielen ein, und was sie etwa in den Worten fehlten, das bemühten sie sich durch die Kraft der Stimme wieder gut zu machen. Das tönte in der niedern Stube, daß die Katze aus Angst zum Fenster hinaus schoß und der Ringgi draußen ein schwermüthig Wehgeheil anstimmte. Sobald die Rede auf den Rosenkranz gekommen war, hatte sich Lienhard hinausgemacht auf sein Lager von Streu. Noch niemals hatte man ihn in der Kirche oder gar am Tisch des Herrn gesehen. Einmal habe er bei einer Kapelle vorbeigemußt, wo eben Messe gelesen wurde, da soll ein schlimmes Weh über ihn gekommen sein.

Der Rosenkranz war gerade im besten Gang, da stürzte der Naglerhans ganz verstört und außer Athem in die Stube und berichtete in unverständlicher Zigeunersprache ein Langes und ein Breites. Darauf packte die Bande noch in derselben Nacht ihre Sachen zusammen und zog hinaus in den finstern Wald. Es soll damals ein Gesetz gemacht worden sein wider die Heimathlosen und Vaganten, wonach denselben verboten wurde, künftig in Gebirg und Wald zu hausen und unstät zu sein. Sie sollten in die Dörfer eingetheilt werden und dort wie andere Leute hacken, pflügen und graben und im Schweiß ihres Angesichts ihre Erdäpfel bauen. Aber keine andere Heimath begehrte der Naglerhans, als Berg und Wald; sein Rücken war gewohnt das schwere Schleifrad zu tragen, nicht aber sich über der Sense und Hacke zu krümmen. Im Dorfe wäre es ihm eng gewesen, wie dem Waldvogel im Käfig; deßhalb floh er vor dem Gesetz und ging in derselben Nacht durch den finstern Wald dahin, wo er glaubte, daß das Gesetz ihn nicht erreichen würde.

Im Herbst, wenn die Jagd aufgeht, wenn die ersten Schüsse knallen, wenn zum erstenmal das Geheil der Meute am Berg wiederhallt, da verläßt der Hase die grünen Kleefelder und die Furchen des Kartoffelackers, wo er geruhig den Sommer zugebracht, und zieht erschrocken in den dichten Wald oder zu Berg, oder auf's öde Moor, und die scheuen Rehe eilen hinaus in die unzugänglichsten Schluchten und spitzen die Ohren und strecken lauschend die Hälse. Die zwei-

* «Gompis» (jensch) Mädchen.

undzwanzig Schweizerkantone hatten sich gleichzeitig die Aufgabe gestellt, sich die heimathlose Bevölkerung ihrer Berge, Wälder und Landstraßen vom Halse zu schaffen, und jeder derselben war bestrebt, sich der Ueberlästigen auf Kosten der Nachbarn zu entledigen. Hatte irgendwo eine Bande im Graben, oder unter dem Schutz der überhängenden Felswand, oder in verlassener Köhlerhütte ihr Lagerfeuer angezündet und ihren Kessel darüber gehängt, so kamen unversehens die Landjäger über sie und bei Nacht und Nebel, auf einsamen unbegangenen Pfaden wurde sie über die Kantonsgrenze geführt. Oft mochte es geschehen, daß Abends in trüber Dämmerung ein hungriger Trupp durch Sturm und Regen auf heimlichen Schleichwegen in den Nachbarkanton hinübergeschmuggelt wurde, um von der wachsamen Polizei des solchermaßen besenkten Standes am grauen Morgen naß und nüchtern wieder auf gleichem Pfade auf seinen frühern Lagerplatz zurückgebracht zu werden.

Zur Zeit, da die Menschenjagd eben im schönsten Zuge war, ging früh bei Tagesanbruch ein Büblein baarhaupt und baarfuß auf dem Wege, der aus dem Niederamt von Erlinsbach bergaufwärts Kienberg zu und von dort nach dem Frickthal hinüber führt. Ein bleigrauer Nebel hatte sich über das Thal gelagert. Obererlinsbach aufwärts am Wege, abseits von den Häusern, steht eine Kapelle. Auf der grauen Kapellenmauer waren etliche Figuren und Striche mit Rothstein gezeichnet; man hätte sie für das Werk müßiger Schuljugend halten können. Sobald das Büblein die rothen Zeichen an der Mauer entdeckt hatte, wendete es sich um und rief in den Nebel hinein dreimal den Guckucksschrei. Der kleine Geselle war der Fideli. Schlank und gerade wuchs das Bürschchen auf in Wald und Wetter; es war flink wie ein Eichhorn und seine Wange braun wie die reife Haselnuß.

Bald nachdem Fideli den Guckucksruf hatte ertönen lassen, streckte der Naglerhans den struppigen Kopf aus der nahen Hecke heraus, spähte zuerst vorsichtig den Weg aufwärts und abwärts, trat endlich mit ganzem Leib hervor und ging auf die Kapelle zu. Als er einen Blick auf die rothen Zeichen an der Wand geworfen, steckte er zwei Finger in den Mund und ließ einen gellenden Pfiff erschallen, welchen der geübteste Jäger für den Schrei eines Hühnerweihis gehalten hätte, worauf da und dort, aus Gesträuch und Busch und Straßengraben Gestalten hervortauchten und bald die ganze Bande sich um ihr Haupt gesammelt hatte. Naglerhans deutete mit dem Stecken auf einen Kreis von Rothstein mit einem Punkt in der Mitte, den man für das rohe Abbild eines Schleifsteins halten konnte. Der Schleifertoni sei erst gestern hier vorbei gekommen und seine Bande sei neun Köpfe stark. Beim Maßholderbaum auf der



Schafmatt, dächte er, könnte man ein mehreres über ihn erfahren. Sie wollten trachten ihn einzuholen; das gebe dann wieder einmal einen lustigen Tag. – Wohlgemuth und raschen Schrittes zog die Bande durch Wald und Weide den schmalen Pfad, der über den Barmel nach der Schafmatt führt, bergan.

Nie ist es schöner auf den Bergen als zur Herbstzeit, wenn im Thale unten Tage lang bleigrauer Nebel in den Gipfeln der Tannen hängen bleibt, aber oben über die Kuppen und Gipfel die genzianenblaue Pracht des Himmels sich wölbt. – Beim Maßholderbaum prangten Fels und Wald und Weide im goldenen Sonnenstrahl, während unten das Nebelmeer wogte, aus dem weit drüben die glitzernden Schneeberge ihre stolzen Häupter streckten. – Aufmerksam

untersuchte, dort angelangt, Naglerhans Stein, Baum und Busch. Endlich entdeckte er im Gebüsch einige künstlich verflochtene Zweige. Es sei, wie er gesagt; auf dem Keßlerwitteli würden Schleifertonis zu finden sein. Da es eben auf die Zurzacher Messe zugehe, möchten vielleicht noch andere gute Bekannte vorbei kommen; er wolle deßhalb sein Zeichen auch hinmachen. Er suchte sich am vielfach vernarbten Stamme des Maßholders ein glatt Stück Rinde, nahm das Messer zur Hand und schnitt erst die Gestalt eines Nagels, dann einen Pfeil, die Spitze nach Osten gerichtet, in dieselbe ein; das Gefieder des Pfeils wurde genau aus sieben Einschnitten gebildet, vier aufwärts und drei abwärts; endlich machte er noch senkrecht auf den Pfeilschaft neun Einschnitte, unter den Schaft aber deren dreizehn. Der Nagel war des Naglerhansen Wappen und Wahrzeichen; wohin der Pfeil wies, das deutete die Weltgegend, nach welcher er gezogen; die sieben Striche des Gefieders sagten, daß seine Bande sieben Köpfe stark sei; aus den Einschnitten über und unter dem Schaft war zu erkennen, daß des Naglerhansen nicht früher und nicht später als am dreizehnten Tage des Herbstmonats hier gewesen. Dieß konnte jeder vorüberziehende Keßler, Scheerschleifer oder Geschirrhefter mit einem Blick entziffern. – Neben dem Maßholderbaum biegt eine fast unbemerkbare Spur rechts ab und scheint sich bald zwischen Felsen und wirrem Gesträuch zu verlieren. Diese Spur führt nach dem Keßlerwitteli; ihr folgte die ganze Bande mit beflügelten Schritten.

Das Keßlerwitteli, hinter schroffen Felsen versteckt, ist nur auf schwer zu findenden Fußwegen zugänglich. Nur wenigen ist der Ort bekannt und von den meisten dieser wenigen wird er sorgfältig gemieden, denn es gehen dort böse Geister um und in der Johannisnacht tanzen daselbst die Hexen, wie die Alten sagen, welche noch am Glauben festhalten. Es ist eine kleine, sanft gegen Süden geneigte Fläche, hinten an eine jähe Fluh gelehnt, links und rechts von dichtem Wald und Strauch geschirmt, nach vorn vom wild zerklüfteten, fast senkrechten Abhang des Berges begrenzt. Einige uralte Schirmtannen stehen darauf, hie und dort wuchert duftender Hollunder und nirgends blüht schöner die dunkelblaue Gentiane und die goldgelbe Aurikel.

Der laute Jubel wollte kein Ende nehmen, als des Naglerhansen unversehens aus dem Walde traten. Es war aber auch eine schöne Gesellschaft, die sich hier zusammengefunden hatte; da waren der Schleifertoni und der Chrättenruodi, beide Naglerhansens Schwäger, dann der Ringlichasper und der krumm' Heiri, jeder mit seinen Leuten.

Unter einer der Schirmtannen brannte das wohlgenährte Lagerfeuer und über demselben hing ein Kessel, in welchem Schinken, Speck und Würste



brodelten. Daneben waren einige «Gojen»* emsig beschäftigt, allerlei Küchlein in der zischenden Butter zu backen, die sie dann auf dem grünen Rasen hoch aufthürmten. Am Feuer standen Kaffekannen und Milchtöpfe und im Schatten unter dem Gesträuch eine schöne Anzahl Schnapsflaschen. Während die Alten, um das Feuer gelagert, aßen, tranken, schwatzten und ihre halbverkohnten Ulmerpfeifen schmauchten, saßen unter einer andern Tanne der blinde Geigerlipp und die Hackbrettliese und spielten ihre besten Tänze auf, nach denen ein halbdutzend Paare junger Stromer** und schlanker Schicksen*** sich drehten. Kein fremdes Auge mochte das wilde Völklein hier belauschen, kein fremdes Ohr es behorchen. Deßhalb ließ es seiner Lust die Zügel schießen. – Flasche nach Flasche leerte sich; immer lauter lachten die Alten, die am Feuer sich streckten, immer rascher drehten sich die Jungen im Tanz, und wilder und wilder erklangen Geige und Hackbrett unter dem dunkeln Dach der alten Schirmtanne hervor. In ihrem üppigen Uebermuth küchelten die Buben und Mädchen Hollunderzweige in der geschmolzenen Butter, um sie dann wieder an den Stauden in die Höhe schnellen zu lassen, laut aufjubelnd, wenn des Geigerlipps Führer, der widerborstige Semir, lüstern nach den fetten Bissen emporsprang. – An der allgemeinen Freude nahm allein der alte Lienhard nicht Theil. Als er seinen Hunger gestillt hatte, ging er in den einsamen Wald. Später konnte man ihn auf einem hohen Felskopf erblicken, steif und gerade dastehend, einer schildernden Schildwache gleich, und unverwandt hinunterschauend in die grauen Nebel des Thales.

Wenn die Sonne hinabsinkt in ihr gluthrothes Bett, da verstummen sonst Schlucht und Wald. Die Amsel hält inne mit ihrem schmetternden Lied und sucht ihr Lager im dunkeln Tannendickicht, der Guckuk ruft nicht mehr und zuletzt schweigen sogar die wilden Tauben auf den höchsten Gipfeln. Aber auf dem Keßlerwitteli schien der Lust des Tages eine noch wildere Nacht folgen zu sollen. Schon versagte diesem und jenem der Zecher am Feuer die Zunge den Dienst, und mit wildleuchtenden Augen umschlangen die tanzenden Bursche ihre Dirnen. Da ließ sich unversehens vom Fels herab das durchdringende, unheimliche Geschrei der Eule hören. Das ist der Lienhard! rief Naglerhans und sprang vom Feuer auf; es müsse etwas nicht richtig sein. Plötzlich stand der Genannte, der sich den jähen Fels herab hatte gleiten lassen, mitten unter den

* «Gojen», Weiber.

** «Stromer», Landstreicher.

*** «Schickse», Dirne.

Zechenden. «Die Behringer!» rief er. «Die Behringer!» und Männer und Weiber rafften in wilder Hast ihre Pfannen und Kessel, ihre Geräthe und Habseligkeiten zusammen. «Die Behringer!» und Geige und Hackbrett verstummten, und die erschrockenen Schicksen wanden sich aus den Armen ihrer Geliebten. «Die Behringer!» und schattenähnlich verschwand das aufgescheuchte Völklein, die einen im dornigen Dickicht des Waldes, die andern in den zerrissenen Klüften der Felsen. Als die Landjäger kamen, fanden sie von allem nichts mehr, als die verglimmenden Kohlen des Lagerfeuers, etliche abgenagte Schinkenknochen, ein paar leere Schnapsflaschen und an den Hollunderstauden die geküchelten Zweige.

Am Fuße des Kreuzes suchen Zuflucht die Bedrängten. Bei den reichen Klöstern haben die Bettler, die Heimathlosen, die Wallfahrer ihr Stelldichein. Denn gnädig ist die Kirche denen, so sich unterwerfen, und offen ihre Hand für die, welche nicht sehen und doch glauben. Noch stehen die Klöster dort, wo die besten Matten und sonnigsten Weinberge sind; aber nicht mehr schallt in den langen Kreuzgängen der feierlich schleppende Schritt der Mönche. Weltlich behaarte Gesichter, von grauen Schlapphüten überschattet, haben sich in den Zellen eingenistet. Um die stolzen Mauern, die Jahrhunderte lang unentweiht gestanden, ist jetzt ein unruhiges, wühlendes, umgestaltendes Getriebe, als ob der Zahn der Zeit sichtbar daran nagte.

Keine zwanzig Jahre sind es her, da war es anders. Da herrschte, so weit die Klostersglocke hörbar war, behagliche Feierlichkeit. Mit feierlichem Behagen gingen die Mönche aus und ein, mit feierlichem Behagen führte der Klosterpächter den Pflug, mit feierlichem Behagen wartete selbst der Bettler und Krüppel vor der Klosterpforte, denn er war des Bissens, der seine Eßlust befriedigen würde, gewiß. Nur selten verirrte sich ein Landjäger in den friedfertigen Bezirk, wo nicht die weltliche, sondern die geistliche Polizei regierte, und konnte man sich derselben mit dem Beichtzettel ausweisen, so wurde wenig nach Paß und Heimathschein gefragt.

Seit die Heimathlosenjagd angegangen, war Naglerhans nirgends lieber als dort, von wo aus man die Wettinger Klosterthürme sehen konnte. Kein Plätzchen war ihm für seine Werkstatt anständiger, als jenes hinter der Wettinger Klosterkirche. Nirgends wurde wohlgemuther gelöthet, geschliffen und geheftet. Bei den Frauen der Klosterpächter hielten Marey und ihre Töchter reiche Ernten an Eiern, Mehl und Butter. Es war fast wie zur guten alten Zeit. Aber wenn die Klostersglocke zur Messe, Vesper oder Mette rief, so folgten ihr

Vater, Mutter und Kinder, und war ihnen dann keine Arbeit zu eilig. Und sie wurden deßhalb vom gnädigen Herrn Abt sehr wohl gelitten und erfreuten sich seines besondern Schutzes. Daß der alte Lienhard nie zur Kirche ging, das suchten sie geheim zu halten, und es ging darüber nur unter den Laienbrüdern und Klosterknechten ein dumpfes Gerücht, das aber noch nicht bis zum Convent gedrungen war. Da geschah es einmal eines schönen Morgens, daß der Lienhard gerade vor der Klosterkirche vorbeiging, als die Mönche mit der Prozession herausgezogen kamen. Und der, so vorausging, spritzte rechts und links segnend mit dem geweihten Wasser, und es kam, daß einige Tropfen auf den Alten fielen. Da fing dieser an gar seltsam und schauerlich zu stöhnen, Schaum trat ihm aus dem Mund, er fiel zu Boden und schlug mit Händen und Füßen wild um sich. «Der Besessene!» raunte einer erschrocken



dem andern zu. Wohl sprangen ihm etliche Mönche zu Hülfe und thaten das Mögliche, den bösen Feind zu bewältigen. Aber kein Besegen und kein Teufelaustreiben wollte nützen. Der Lienhard schlug schwächer und schwächer um sich und wurde zuletzt ganz steif und war todt. Ein Laienbruder will ein scheußlich haarigtes Thier ihm aus dem Mund haben kriechen sehen.

Erschrocken und in Aengsten war Fideli dabei gewesen. Als er es begriffen hatte, daß der Lienhard jetzt todt sei, da war es ihm, als ob Jemand sein Herz mit einer Zange abkneipte, denn der Alte war ihm Vater und Mutter zugleich gewesen, und die andern, dünkte ihm, hielten ihn doch nur für ihren Pudelhund. Und er warf sich auf den todten steifen Mann und begann zu schreien, daß es einen Stein erbarmt hätte. Es war aber gerade ein vornehmer Herr im Kloster zu Gast, der ließ sich beim Nachtsch die Geschichte erzählen. Er wurde ordentlich davon gerührt und sprach, indem er ein Biscuit in seinen Burgunder tunkte, das Büblein dürfe kein Strolch und Landstreicher werden, sondern ein guter und nützlicher Staatsbürger; er wolle sehen, daß für dasselbe gesorgt werde. – Naglerhansen packten ob dem Rumor ihre Sachen zusammen, so schnell sie konnten, und machten sich, um zwei Glieder ärmer geworden, fort. Sie sollen sich seither nie mehr im Gebiete des Wetingen Kloster gezeigt haben. – Fideli aber wurde von dem vornehmen Herrn bei einem Bauern als Knechtlein verdingt.

Dazumal hatte Fideli den Glauben, es gebe zweierlei Sorten Leute in der Welt: die mindere Sorte müsse fort und fort herum ziehen, Kessel flicken, Scheeren

schleifen, Schuhzwecke aus Pfaffenhütleinholz fabriziren und betteln gehen; die vornehmere Sorte habe schöne warme Häuser, ihr Theil seien die Dörfer und Städte, die Aecker und Wiesen, und brauchten sich vor den Landjägern nicht zu fürchten, müßten aber arbeiten und allerlei Wissenschaften besitzen. Und er freute sich, nun zu den vornehmern gehören zu sollen, da der Lienhard ja doch todt sei, und er nahm sich vor, recht viel zu lernen und zu arbeiten, um auch Aecker und Wiesen zu bekommen und ein schönes warmes Haus, darin zu wohnen.

Aber sein erster Meister hieß der Chlais auf der Chliberen, der theilte die Leute ebenfalls in zwei Sorten ein, jedoch auf eine andere Manier. Zu den einen seien jene zu zählen, welche übervortheilen, zu der andern die, so übervortheilt werden. Und um ja nicht in die zweite Klasse zu fallen, that er sein Möglichstes, sich in der ersten zu behaupten auf Kosten eines jeden, der ihm unter die Finger kam. Fideli werkte ein Jahr lang wie ein Roß. Wie freute er sich auf sein armselig Löhnlein von sechzehn Kronen! Aber als Weihnachten gekommen war, machte ihm der Chlais auf der Chliberen eine lange, lange Rechnung vor: für ein paar Hosen, die ihm der Schneider geflickt hatte, und für einen Fleck, den ihm der Schuster auf einen Holzboden gesetzt, ferner für eine Menge zerschlagener Dreschflgel, abgewetzter Sensen und abgenützter Stallbesen, so daß zuletzt herauskam, daß Fideli dem Chlais noch ein paar Batzen schuldig blieb, die ihm aber dieser großmüthig als Trinkgeld schenkte. Fideli verstand sich blutwenig auf Rechnungen und Gegenrechnungen; das war ein Pfiff, von dem er bei Naglerhansens niemals gehört hatte. Und der vornehme Herr, der's über sich genommen, aus Fideli einen guten Staatsbürger zu machen, hatte seither nichts mehr von sich hören lassen. Das Knechtlein suchte sich deßhalb auf eigene Faust einen neuen Meister.

Das war der Blitzbauer im Donnerloch. Der war berühmt weit und breit für sein Fluchen. Er ging selten in's Wirthshaus, ohne ein paar Köpfe oder doch mindestens ein paar Flaschen zusammen zu schlagen, und hatte die Gewohnheit, allemal seine Knechte zu prügeln, wenn er im Rausch oder Zorn etwas Ungeschicktes gemacht hatte. Einmal mußte er ein paar Dublonen Schmerzengeld bezahlen, weil er einem Kameraden, mit dem er eine Flasche getrunken, im Verlaufe eines freundschaftlichen Diskurses das Weinglas ins Auge geschmissen, und schlug nun, seinen Zorn zu kühlen, dem Knechtlein die Mistgabel um die Beine. Da packte Fideli sein leichtes Bündelchen auf und sagte dem Donnerloch Lebewohl.

Der dritte Meister, bei dem Fideli als Knechtlein einstand, war der Baptistli auf der Rütshelen. Das war ein Mannli, wie der liebe Tag so freundlich und wohlmeinend gegen Jedermann, und hätte keinem Hund ein schlimmes Wort geben können. Bei ihm durfte keiner mehr schaffen, als er gerade gern wollte, und blieb eine Arbeit am Samstag Abend halb fertig liegen, so sagte der Baptistli, sie wollten es eben etwa die andere Woche fertig machen. Alle vierzehn Tage wurde wenigstens einmal geküchelt, und Einzug war ins Haus Tag und Nacht, bei Tag zu der «Gigertschiwassergutteren» die stets parat stand für jeden, der wollte; Nachts zu Baptistli's Töchtern, die denen, welche zu ihnen kamen, fast noch seltener etwas abschlugen, als Baptistli selber. Es dünkte Fideli, jetzt sei er einmal am rechten Ort, aber bevor das Jahr zu Ende, kam der Weibel ins Haus und dann der Amtschreiber und schrieb auf. Der Baptistli wurde vergeldstagt und fürderhin als «Hudel» von der Gemeinde gefüttert, es kam ein anderer Bauer auf die Rütshelen und Fideli war um sein Löhnlein verfroren.

Als Fideli zum vierten Meister kam, da war er groß und schlank gewachsen wie eine junge Tanne, und ging der Bursche durch's Dorf, so guckten ihm die Mädchen nach, wenn gleich seine Kleider dünn und fadenscheinig waren und sein Gesicht gebräunt vom Wetter und der harten Arbeit.

Zur schönen Sommerszeit, wenn die Pfingstrosen blühen und später die feuerrothen Nelken, da zieht an den Feiertagen die Jugend aus, und wo eine Geige erklingt und etwa noch ein Clarinet, da sammeln sich die Knaben und Dirnen, um sich lustig zu machen und zu freuen der schönen Sommerszeit. Wer es hat und vermag, macht Staat. Der reiche Bauernsohn schlägt auf den Tisch, daß die großen Massflaschen klirrend zerspringen und der Wein in breiten Strömen auf die Knie der Gäste fließt, und wenn ihn sein Mädchen abmahnend am Aermel zupft, so langt er aus der Hosentasche eine Handvoll Thaler und wirft sie vor sich auf den Tisch und sagt, wo die her seien, da fänden sich noch mehrere, und er vermöge es wohl, ein wenig Wein zu verschütten. Und die hoffährtige Müllerstochter, die im Welschland gewesen, um die Sprache zu lernen, rauscht einher in steifer Seide und prangt blau, grün und roth, wie ein stolzer Pfau, und trägt Handschuhe an den langen, magern Händen. Draußen vor dem Hause, aus welchem die Töne der Geige und Clarinete erschallen, stehen zu fünf oder sechs beisammen die Dirnen in groben halbleinenen Jüppen, mit Schürzen und Tschöppen keineswegs von Seide, sondern von dünnem, wohlfeilen Zeug. Wie etwa die Seelen des Fegefeuers durch die offene

Himmelsthür in die Herrlichkeit des Paradieses blicken, so werfen diese armen Seelen in Halbleinjüppen verlangende Blicke zu den Fenstern des Tanzsaals hinein. Ein Mehreres wird ihnen nicht zu Theil, denn wer möchte so ein armselig Ding, das kaum mehr hat, als das Hemdlein auf dem Leibe und etwa noch ein zweites zum wechseln, so ein Ding, das weder Gülten, noch Aecker, noch Wässermatten besitzt, nicht einmal einen alten, reichen, ledigen Vetter, wer möchte ein solches zu Tanz und Weine führen?

Fideli stand damals auch vor dem Bären auf der Schnabelweid bei der Kegelbahn, doch nicht etwa um mit den reichen Bauernsöhnen zu kegeln; dazu waren seine Taschen zu leicht. Auch ihm war das Loos des Zusehens beschieden, aber er schaute nicht sowohl nach den rollenden Kugeln und den fallenden Kegeln, sondern ganz anderswo hin. Es war ganz abseits, wo man kaum noch die Töne der Tanzmusik hören konnte, ein schattig Plätzchen unter einem dunkelgrünen Nußbaum, wo etliche Mädchen stunden, unter ihnen eines, schlank, mit dunkelm Haar und großen Augen, ein paar arme dünne Kleidlein am Leib, doch waren sie sauber und jeder Riß geflickt so gut als möglich. Nach der schlanken, braunen, blassen Dirne schaute Fideli unverwandt. Nur zuweilen schielte er nach dem Tanzsaal hinüber und senkte dann die Hand prüfend in die Tasche. Es waren nämlich nicht mehr als drei Batzen darin, knapp genug, die Musikanten zu bezahlen für drei Tänze. Aber wo das mehrere hernehmen, um nach dem Tanz das Mädchen zum Wein zu führen, wie Brauch und Sitte ist, und wär's auch nur zu einer Flasche vom Sauersten? – Lange schwankte der Kampf: sollt' er oder sollt' er nicht?

Endlich, als ihn bedünkte, das schlanke Vroni beim Hühnerhubelbauer wolle mit seinen Kamerädinnen aufbrechen, faßte er seinen Entschluß. «Willst du drei haben mit mir, Vroni?» – «Das werde wohl sein Ernst nicht sein; sie sei gar ein arm's Meitschi und habe nur so schlechte Kleidlein an.» Dazu wurden ihre Wangen roth und fragend blickte sie dem Fideli in die Augen. «Magst oder magst nicht?» fragte der wieder. – «Wenn es dein Ernst ist, so mag ich wohl.» Und sie gingen mit einander, der schlanke braune Fideli und das schlanke braune Vroneli, und die Geige und die Clarinete schien ihnen Engelsmusik und der Backofendunst des Tanzsaals Paradiesesluft, als sie sich durch das Gewühl und Gedräng der schweißtriefenden Dirnen und Bursche im Kreise drehten.

Aber die Bauernsöhne, in deren Taschen Händevoll Thaler klimpten, und die Müllerstöchter, die im Welschland gewesen, rümpften die Nase, daß so ein armüthig Pärchen sich unter sie gewagt. Und sie stichelten und spöttelten, da seien auch wieder 'mal der Limp und der Lämp zusammengekommen. Dem

Vroni wurde angst und bang. Als die drei Tänze zu Ende waren, zog sie ihren Tänzer der Thüre zu. «Du wirst doch dein Meitschi nicht trocken wollen laufen lassen!» spöttelte ein Gali, der beide Hände in der Hosentasche und die Pfeife im Maul breit neben der Thüre stand. «Oder ist euch der, den wir trinken, zu sauer?» Fideli wurde roth wie Gluth. «Was meinst?» lachte ein anderer; «der Bärenwirth auf der Schnabelweid hat keinen, der gut genug wäre für den Keßler-Fideli und die Jungfrau auf dem Hühnerhubel». – «So vornehme Leute wollen mit Butschierem abgesäugt sein,» rief ein dritter. Und all die Jungfern mit den seidenen Fürtüchern fing an zu kichern, und all die langen und breiten Löhle, die mit ihren Thalern klimpern, fing an zu lachen. Fideli war daran, den Nächsten mit der Faust zu Boden zu schlagen, und der wäre in der ersten Viertelstunde nicht mehr aufgestanden, aber Vroni zog ihn hinaus. Draußen besann sich Fideli noch einmal, ob er nicht vom nahen Holzstoß einen Knittel nehmen und wieder hinein gehen solle. Aber Vroni war, die Schürze vor den Augen, eiligst auf und davon gegangen. Fideli schluckte seinen Zorn und ging dem Mädchen nach.

Der Gang des Knaben zu seinem Mädchen ist ein heimlicher, besonders wenn das Mädchen in einem fremden Dorfe wohnt, denn da steht hinter jedem Baum, es lauscht hinter jedem Fensterladen ein eifersüchtiger Wächter und Hüter, der seiner eigenen Ehre Abbruch gethan glaubt, wenn zu einem der Mädchen des Dorfes ein Bursche aus dem Nachbardorfe kommt. Und wehe einem solchen, wenn er sich erwischen läßt! Eine und die andere eingeschlagene Rippe und ein unfreiwilliges Bad im Dorfbrunnen ist eher als nicht das Loos, das seiner harrt. Da gilt es dem dunkeln Schatten der Hecken nachschleichen, wenn der Mond scheint, und leise auftreten bei den Häusern vorbei, damit die Hunde nicht wach werden, und den Athem anhalten, wenn man Samstag Nachts, da die Nachtbuben jauchzend die Runde machen, hinter dem alten Weidenstock am Bache steht. Dieß war jedoch Fidelis kleinste Sorge, und wenn auch der Hühnerhubel, wo Vroneli als «Jungfrau» diente, zwei Stunden weit entfernt war, und wenn auch die Nachtbuben all dort weit und breit als die allerschlimmsten berühmt waren, welche keinen fremden Jäger ungestraft in ihr Gehege kommen ließen; so oft Fideli zu Vroneli ging, in finstern und in hellen Nächten, so wurde er doch niemals ertappt. Aber nach solchen Gängen folgt zuletzt ein anderer Gang, und obgleich einem auf demselben keine Nachtbuben auflauern, so ist er nichtsdestoweniger manchmal der schwerste von allen. Das ist der Gang zum Pfarrer.

Auf die Pfingstrosen folgen die feuerfarbenen Nelken, und wenn die Nelken abgeblüht haben, fallen dann bald die Birnen und Aepfel vom Baum, und dann

gehts auch nimmer lang, so führt der Wind das falbe Laub davon, aber der Rosmarin bleibt Sommer und Winter grün. Fideli und Vroneli gingen neben einander her und hielten sich bei der Hand, denn es war tiefe Dämmerung und ein dichter Nebel, den kein Auge zu durchdringen vermochte. Vronelis Herz klopfte bang; Fideli gedachte der Hütte im Schachen, wo die vielen Weiden standen. Die gehörte seinem letzten Meister, der wollte ihm wohl und hatte ihm versprochen, ihm die Hütte und ein Stück Schachenland in Pacht zu geben um billigen Zins. Dahin wollte er ziehen mit Vroni. Und wegen des Brods, das er dann schaffen sollte für Weib und Kind, war ihm keineswegs bang. Denn bei all seinen Meistern hatte er sich gut beflissen und war deßhalb wohl erfahren in allem Bauernwerk, und jeder hatte ihn gern als Mäher oder zum Garbenbinden oder als Drescher. So konnte er zur Sommerszeit seinen schönen Lohn verdienen. Zur Winterszeit aber wollte er Körbe flechten; diese Kunst verstand er aus dem Fundament, der alte Lienhard hatte sie ihn gelehrt, und dicht standen ja die Weiden um seine Hütte.

In der Stube hinter der Lampe saß der Pfarrer und las eine Zeitung von der vorigen Woche und schüttelte dazu bedenklich das Haupt; denn in der Zeitung war zu lesen, wie der Unglaube um sich greife im lieben Schweizerland, und wie die Kirche gedrückt werde und ihre Diener zu leiden hätten, fast wie vor alten Zeiten in Rom, da man sie von wilden Thieren zerreißen ließ. Gutes Muths trat Fideli vor ihn, scheu und verlegen ihm folgend das schlanke Vroni. «Er sei gesinnt Hochzeit zu haben nächste Woche, wenn es dem Herrn Pfarrer nicht ungelegen sei.» Bedächtig legte sich der Pfarrer in seinen Stuhl zurück und wischte seine Brille. «Ob er mit den Schriften versehen sei?» – «Das Vroni hätte nichts dawider, der Herr Pfarrer könne es selber fragen, und Schriftliches sei weiter nichts von Nöthen.» Zu dieser Antwort schüttelte der Pfarrer wie billig den Kopf. «Ob er bedacht habe, daß er kein Bürger sei, sondern ein Eingetheilter von des Naglerhansen Bande?» – «Das wisse Vroni wohl, sie sei auch nur von Keßlerleuten her und auf dem Hühnerhubel geblieben, weil ihre Mutter als Uebernächterin im Tenn auf einer Strohwellen gekindbettet und dann gestorben sei.» – Das müsse er ihm, mit Schein, des Deutlichern auseinandersetzen, meinte der Pfarrer. Es sei ein Gesetz, das verbiete einem Eingetheilten das Sakrament zu erteilen, wenn er sich nicht zuerst in seiner Gemeinde als Bürger eingekauft, oder eine ausdrückliche Erlaubniß der Gemeinde erhalten habe. Für letzteres sei es jedoch unnütz sich zu bemühen, denn die Bauern sagen, das Heirathen sei eine Kummlichkeit, die sich nicht jeder hergelaufene Lump zu erlauben brauche.



«Er wolle das Vroni zu seinem ehrlichen Weibe machen,» drängte Fideli, «und verlange von Niemanden etwas dazu.» – «Wenn es blos von der Kirche abhinge, so wäre es vielleicht anders, aber die sei jetzt gar erschrecklich unter dem Daumen, und wenn sich ein Pfarrer begeben ließe, so ein Paar ohne Schriften und Erlaubniß zusammenzugeben, man wäre im Stand ihn von der Pfründe zu jagen oder ihm noch Schlimmeres anzuthun.» Da half denn weder Bitten noch Flennen noch Aufbegehren. «Sie sollten ihm nun ab der Haube, denn aus der Hochzeit würde doch nichts, nun und nimmermehr!» So lautete der letzte Bescheid. Unverrichteter Dinge mußte das Paar wieder hinaus in die finstere Nacht.

Aber der Fideli hatte einmal gehört, daß beim Papst in Rom über jedes Paar des Priesters Segen gesprochen werde, ohne daß man ein weiteres nach Schriften frage. Als die Tage wieder länger wurden und der Schnee in den Bergen schmolz, zog Fideli mit Vroni über den Gotthard. In der Kirche St. Peter

zu Rom wurde über sie der Segen gesprochen. Darauf kehrten sie wieder mit durchlaufenen Sohlen in die Heimath zurück.

Im schönen Monat Mai, wenn die lauen Lüfte durch die Kirschbäume ziehen, schneit es weiße Blüten. Hoch und höher treibt der Roggen seine schlanken, schwanken Aehren und in goldener Pracht prangt der blühende Lewat. Da kommt über Nacht der Frost und legt sich über Feld und Wiese und setzt sich auf die blüthenbekränzten Bäume. Oder ein eisiger Wind stürzt sich unversehens vom Berge und es wirbeln mit den fallenden Blüten die eisigen Schneeflocken. Aus ist's dann mit den süßen Kirschen, nimmer wird sich die schlanke, schwanke Aehre mit schweren Körnern füllen, und der Lewat, der erst noch in goldenem Schmucke prangte, hat jetzt ein schwarzbraunes Bußkleid angelegt und senkt trauernd den Kopf. Das kommt von den drei strengen Rittern her, dem Servaz, Pankraz und Bonifaz, die mit Gewalt des rauhen Jenners Regiment wieder einführen möchten. Deßhalb zieht im schönen Monat Mai der fromme Christ in feierlicher Prozession, mit Kreuz und Fahne hinaus auf Feld und Flur und bittet zu Gott unter lautem Sang und Klang, daß er behüten möge den Baum im Blüthenschmuck, des Roggens schlanke Aehre, des Lewats goldene Pracht und das junge zarte Gras der Matten.

In der Strohütte im Schachen, wo die vielen Weiden stehen, wohnte ein glücklich Paar. Wenn Abends nach Feierabendläuten Fideli von der Arbeit nach Hause kam, so konnte er schon von weitem seines Vroni glockenhelle Stimme vernehmen, die nicht minder fröhlich klang, als der Goldamsel Schmetter im Tannendickicht. Auf dieses gab dann Fideli Antwort mit einem lauten Jauchzer, der weithin über die Matten und das Wasser scholl und drüben wiederhallte am grünen Wald. Und wenn dann Fideli zur frischen Geismilch die Erdäpfelröste gegessen, die ihm Vroni gekocht, so mußte er hinaus und schauen, was sie alles geschafft und ausgerichtet. Da schauten schon dunkelgrün wie Schnittlauch die Erdäpfel zum Boden heraus, die Vroni gepflanzt, und bereits strebten die Bohnen sich um die Stangen zu winden, welche sie selbst mit saurer Mühe im Walde gehauen. Vor der Hütte hatte sich Vroni ein Gärtchen angelegt, wo sie allerlei Samen von Blumengewächs gesäet, den sie vom Hühnerhubel mitgebracht, bunt prangenden Mohn, Levkoyen und duftende Resede. Sollte ein schlimmer Frost oder ein Hagelwetter all der Herrlichkeit ein traurig Ende machen? Das hätte ja Vroni schier das Herz abgedrückt. Darum wollte sie auch mitziehen, wenn der Bittgang mit Kreuz und Fahnen zog durch Flur und Feld. Sie wollte zum Himmel flehen um Schutz für all die Sachen, die sie

im Schweiß ihres Angesichts gepflanzt und gepflegt. Der Fideli sollte auch mitgehen, ihr zu lieb.

Laut und feierlich ruft der Glocken Stimme über's Land weg. Von nah und fern strömt Alt und Jung herbei zur Prozession. Beim Kirchlein ordnet sich der Zug, zuerst die Buben, die kleinsten voran, dann die ledigen Knaben, stolz und keck, hinter diesen die verheiratheten Männer in bedächtigem Schritt. Dann folgt der Pfarrherr im Schmucke des Kirchenornats; hinter ihm daher trippelnd die ganz kleinen Mädchen, darauf die erwachsenen Jungfrauen in ihrem schönsten Staat, zuletzt die ehrbaren Frauen, die jungen voran, und zum Schlusse die steinalten Mütterlein mit den Glockentschöppen und den langen braunen Rosenkränzen.

Was soll unter ihnen das Gezisch und Gewisper und bei den Männern das lauter und lauter werdende Murren? – Abseits gingen die Frauen, als Vroni sich unter sie einstellen wollte, und wo sie hinging, da wichen sie von ihr und zischelten und wisperten. Und da Fideli zu den Mannen stand, fuhr ihn einer an: «Was er wolle unter ihnen? Er solle zu den ledigen Knaben gehen; aber die würden freilich auch keinen bei sich dulden wollen, der ein Menschlein halte in der Schachenhütte.» – «Das sei kein Menschlein, sondern sein ehrlich Weib.» «Wann der Pfarrer von der Kanzel herab sie verkündet habe?» höhnte Einer. – An Vroni hatte sich unterdessen eine alte dürre Hexe gemacht; es war die Bäuerin auf der Chliberen. «Ob sie glaube, eine ehrbare Frau würde neben ihr laufen im Bittgang, neben so einem Ringlimensch, das Hochzeit gehabt hinter dem ersten besten Haag?» Da war's Vroni als ob sie in den Boden versinken müsse vor Schaam und Schande. Der Pfarrherr schaute sich verwundert nach der Ursache der Unordnung um, die in seinen Reihen eingerissen. Nach ihm wandte Vroni hülfeflehend die Blicke. Aber dem Fideli war das Blut in den Kopf gestiegen: «Ob wohl der Segen zu St. Peter in Rom nicht so gut oder noch besser sei als des Dorfpfaffen seiner?» Dieses unbedachte Wort drang zu des Pfarrherrn Ohr; der durfte eine solche Mißachtung seiner Würde nicht ungeahndet lassen, sondern er verstieß im heiligen Eifer und mit strafenden Worten die beiden rühdigen Schaafte aus seiner Heerde, die dann unter lautem Sang und Glockenklang den Bittgang antrat über Feld und Flur. – Bitter grolend ging Fideli, bitterlich weinend Vroni auf Umwegen ihrer Heimath zu.

Es war schon längst diesem und jenem Bauern, der wer weiß wie viele köstliche Matten, aber deßhalb um so mehr Galle und Verdruß, dazu noch Wald und Aecker, aber ein böses Weib hatte, das Paar im Schachen ein Dorn im Auge

gewesen. Unter ihnen waren der Chlais in der Chliberen und der Blitzbauer im Donnerloch nicht die letzten. Die saßen nach dem Bittgang zusammen in's Wirthshaus; da hätten dem Fideli und dem Vroni die Ohren läuten können bis in die späte Nacht, aber nicht etwa Rühmens halb. «Das habe man noch niemals erlebt, daß so ein Eingetheilter einer ganzen Gemeinde ungestraft eine Nase drehen dürfe. Was einer noch davon hätte, Bürger zu sein, wenn es jedem hinter dem Zaun gefundenen Schlingel erlaubt wäre, mir nichts dir nichts Hochzeit zu machen und ein Dutzend Bälge in die Welt zu setzen? Die müßten, wenn der Vater zum Lump gerathen, dann doch von der Gemeinde gefüttert werden, und die Bürgernützung würde ja schon ohnedieß immer magerer. Aber da werde noch zu helfen sein, und sie wollten es einmal mit dem Keßlerpack probiren, wer zuletzt noch Meister bleibe.»

Einmal hatte Fideli einen strengen Tag gehabt. Von früh, da der Morgen kaum zu dämmern begonnen, war er an der Sense gestanden, bis spät, da der Abend graute; aber einen schönen Taglohn hatte er sich dabei verdient, nebst Speis und Trank noch einen ganzen halben Gulden. Warum ließ sich heute Abend Vronis Stimme nicht hören? warum tönte ihr Lied nicht wie sonst vom Schachen her? Noch lauter als sonst ließ Fideli seinen Jauchzer erschallen, aber keine Antwort. «Vroni, wo bist du?» Alles still, die Schachenhütte leer, das Feuer auf dem Herd erloschen. In der Nähe, am Ufergesträuch weidete noch ein Bube seine Geißen; von ihm konnte der Fideli endlich in Erfahrung bringen, ungefähr um die Mittagszeit sei der Polizeier gekommen und habe Vroni zur Gemeinde hinausgeboden, und als sie sich gesträubt, habe er Gewalt angewendet. Dem Fideli stieg es innerlich heiß in den Kopf, äußerlich lief es ihm kalt wie Schneewasser den Rücken hinunter.

Es war dunkle Nacht. Außerhalb der Gemarkung des Dorfes am Straßen-graben saß Vroni und weinte bitterlich. Wie ein angeschossener Hirsch kam Fideli des Weges daher und seine Augen durchforschten wie zwei glühende Katzenaugen spähend die Finsterniß. «Bist du's, Vroni?» – Sie solle sich auf-machen, sie wollten heim. – «Sie dürfe nicht,» schluchzte Vroni, «man habe ihr hinausgeboden wie einer schlechten Dirne.» – «Ob sie nicht sein ehrlich Weib sei? ob sie nicht in St. Peter zu Rom den Segen empfangen? Der solle ihm kommen, der etwas dawider habe!» Vroni kehrte mit Fideli zurück in die Schachenhütte. Von diesem Tag an ging Fideli nie mehr zu den Bauern auf Arbeit, sondern blieb im Schachen, flocht Körbe und hütete.

Nicht lange, so kamen eines Morgens zwei Landjäger gegangen. «Wo er das Menschlein habe, mit dem er Hause?» – «Es sei kein Menschlein da, und mit

seiner Frau hätten sie nichts zu schaffen.» Und er nahm einen Knittel zur Hand und stellte sich unter die Küchenthüre, wo Vroni hanthierte. «Sie hätten die Ordre, das Weibsbild in ihre Gemeinde zu transportiren; dagegen helfe weder sperren noch aufbegehren.» – Fideli suchte sein Hausrecht mit dem Knittel zu vertheidigen, aber die Landjäger zogen vom Leder, schlugen ihn nieder und legten ihm Handschellen an. Während Vroni, die nun bald in's Kindbett kommen sollte, von dem einen nach dem Hühnerhubel gebracht wurde, führte der andere den Fideli vor den Präsidenten. Dieser war mit seinem Spruche bald im Reinen. Aus diesem Paragraphen und jenem Artikel war es ihm ein Leichtes heraus zu deduciren, daß Fidelis Ehe eine ungültige, daß Vroni nicht seine Frau sei, daß ihre Kinder uneheliche würden, und daß also der Gemeinde, in welche Fideli eingetheilt worden, das unwiderstreitbare Recht zustehe, die Leute auseinander zu treiben. «Ob vielleicht auch im Gesetze stehe, daß nur die Bürger ein Herz im Leibe haben dürften, die Eingetheilten aber keines?» meinte Fideli, half ihm aber nichts. Zur Strafe seiner Widersetzlichkeit gegen die Behörden wurde er dann noch vom Präsidenten in die Gemarkung seiner Gemeinde eingebannt und ihm eröffnet, wenn er den Bann zu brechen wagen sollte, so würden noch schärfere Strafen seiner warten.

Was sollte Vroni schutz- und hülflos beginnen, wenn sie nun bald in's Kindbett kam? Des andern Tages schon hatte er seinen Bann gebrochen. Er ward angezeigt und dießmal lautete die Strafe: Drei Wochen in's Loch. – In einem finstern Gaden auf einem Strohsack hielt Vroni Kindbett. Kein freundlicher Blick ermunterte sie, kein wohlmeinend Wort stärkte sie; sie ward getränkt mit Spott und genährt mit Schande, indeß Fideli in ohnmächtiger Wuth an den eisernen Fenstergittern seines Gefängnisses rüttelte.

Wenn in finstern Nächten die Winde und die Wolken unheimlich kämpfen, wenn es hoch oben in den Klüften der Berge schauerlich tost, aber unten heiß und brütig kein Blättchen sich regt, da rufen bang die Nachtvögel im Walde und ängstlich heulen die Hunde. Aber über die Augen der Menschen lagert sich ein bleierner Schlaf. «Mach auf, Vroni, mach mir auf!» Vroni saß auf dem harten Strohsack und tränkte ihr Kind und wusch es mit Thränen. «Mach auf, Vroni! Leg deine Kleider an, du mußt mit mir!» – «Was soll ich mit dir? Morgen treiben sie uns wieder auseinander; sie sagen ja ich sei kein ehrlich Weib und unser Kind ein unehelicher Balg.» – «Mach dich fertig, sag ich dir! Wo ich dich hinführe, dort gelten ihre Gesetze nicht, dort bist und bleibst mein ehrlich Weib, und unsere Kinder sind rechte Kinder, und der Segen, der über

uns gesprochen wurde zu St. Peter in Rom, gilt dort als ein besserer, als irgend eines Pfarrherrn seiner.»

Fideli hatte einen Korb mitgebracht, den band er dem Vroni auf den Rücken und bettete darin seinem Kinde, so wie ihm selbst einst gebettet gewesen auf des Lienhards Keßlerkiste. Was sonst seine und Vronis Habseligkeiten waren, das lud er sich selber auf, und nun gings durch die dichte Finsterniß leise zum Dorf hinaus. Aber nicht nach der Strohhütte im Schachen, wo die vielen Weiden stehen, wandte dießmal Fideli seine Schritte. Gleich vor dem Dorf ging er in den Wald, hinter ihm Vroni mit dem Kind; dann aufwärts durch Gestrüpp und Holz über Fels und Steg, immer dem Berge zu. Der Tag graute



eben, als sie den Gebirgsweg hinanstiegen, der vom Niederamt in's Frikthal hinüberführt. Obererlinsbach aufwärts, wo die Kapelle steht, hemmte er seine Schritte. Die Kapellenmauer war frisch getüncht; ein paar Zeichen mit Rothstein waren darauf zu sehen, ein Nagel, ein Pfeil mit magerem Gefieder, der aufwärts wies. Als Fideli diese Zeichen gesehen, schritt er mit frischem Eifer bergan, ihm auf dem Fuße folgend Vroni mit dem Kind. Oben auf dem Berg steht der Maßholderbaum und abseits davon kommt man auf unwegsamem Pfade zum Keßlerwitteli, wo die bösen Geister gehen und die Hexen tanzen in der Johannisnacht. Unter einer uralten Schirmtanne flackert ein Feuer, über dem ein Kessel hängt. Ein alt runzlicht Keßlerweib wirthschaftet daran. An die Schirmtanne gelehnt sitzt ein Alter mit schneeweißem Haar, das ihm borstig vom Kopfe steht. Ein jüngerer mit zündrothen Borsten, im übrigen des Alten treues Ebenbild, zündet eben die halbverkohlte Ulmerpfeife am Feuer an. Ueber dem Scheerenschleiferrad, das bei Seite steht, hängt ein Kittel von flaschengrünem Sammt.

«Gelobt sei Jesus Christ, alter Naglerhans!» grüßt Fideli. «In Ewigkeit,» erwidert der Alte und hält die Hand über die Augen, um schärfer nach dem Ankömmling zu schauen, während der Rothborstige mit mißtrauischem Blick nach dem Knittel greift, der am Baume lehnt. – «Kennst du den Fideli nicht mehr, alter Naglerhans, den der Lienhard einst um den Pudelhund eingetauscht? Ist's dir recht und dem Marey und dem Sepp, so nehmt mich wieder in euere Bande auf, und mein Vroni dazu.»

Kiltabend-Geschichten

von
Alfred Hartmann.

Zweites Bändchen.

Mit 41 Illustrationen
von
F. Walthard.

Bern. 1855.
Verlag von Jent & Reinert.
(Platzfirma: Jent u. Gaßmann.)

Vorwort zum zweiten Bändchen

Beim Erscheinen des ersten Bändchens dieser Kiltabendgeschichten wurde der Titel derselben vielfach einer falschen Auslegung unterworfen. Kilt-ten, ein uraltes mit dem angelsächsischen «*cvyld*» und dem isländischen «*cvöld*» – Abend – verwandtes Wort, hat die Bedeutung des Ausbleibens bei Lichte, besonders zur Zeit der langen Winterabende. Der «Kiltbraten» ist der Festbraten, welchen der Handwerksmeister den Gesellen spendirt, wenn im Herbst das Arbeiten bei Lichte beginnt; «Kiltblume» (Herbstzeitlose) ist die Blume, welche sich zur Zeit der kürzerwerdenden Tage entfaltet; der Mond «kiltet», wenn er spät niedergeht. Der Ausdruck «*chwiltiwersch*» (Abendarbeit) kommt schon in einer Urkunde aus dem neunten Jahrhundert vor. – «Kiltabende» sind ländliche Soireen, da zur Herbst- und Winterszeit Bekannte und Nachbarn sich um die düster brennende Ampel versammeln, – und haben also mit dem von Pfarrer Kuhn sel. in seinem «Hoscho, Eisi» besungenen «Kiltgang» nichts weiters gemein, als die Etymologie. Ebenso haben die «Kiltabendgeschichten» nichts mit dem Kiltgang zu schaffen.

In einigen kritischen Beurtheilungen wurde der zu häufige Gebrauch des Dialektes getadelt. Es sei nur dann erlaubt bei der Volksmundart Worte und Wendungen zu borgen, wenn der Schriftsprache der scharfbezeichnende Ausdruck mangle. – Der Verfasser möchte dem Dorfgeschichtenschreiber überdieß noch da die beliebige Anwendung des Dialektes vindiciren, wo er seine Personen selbstredend auftreten läßt. Kein Hansjoggi, so weit die Aare läuft, hat je zu seinem Besuche gesagt: «seien Sie willkommen», sondern «Gottwilche by-n-is!» Die geschliffene Schriftsprache paßt weder zu Hansjoggis Holzschuhen und Zipfelkappe, noch zu seiner schlau-derben Ungeschlachtheit.

Solothurn im Oktober 1854.

Der Verfasser.

Inhalt

Aenneli von Siebenthal. (Mit 8 Holzschnitten von F. Walthard.)

Peterli, der verlorne Sohn. (Mit 17 Holzschnitten von E. Rittmeyer.)

Der verlassene Bau. (Mit 7 Holzschnitten von E. Rittmeyer.)

Der Lumpenkübler und sein Haus. (Mit 9 Holzschnitten von F. Walthard.)

Aenneli von Siebenthal.



er Kurort Weißenburg im Simmenthal ist das schweizerische Nizza. Nicht als ob es am mittelländischen Meere läge; auch nicht als ob dort ein ewiger Frühling herrschte und milde italienische Lüfte wehten; im Gegentheile, es vergeht daselbst kaum ein Monat im Jahr, wo es nicht schneit, und der Wind, der da bläst, ist meistens sehr kühl; eben so wenig, als ob zu Weißenburg Orangenbäume und Palmen wüchsen; es gibt da nur Tannen, aber deren desto mehr. Was

Weißenburg zum schweizerischen Nizza stempelt, das ist die milchlaue Quelle, zu der jene Adamssöhne pilgern, welche lange Hälse, eine vornübergebeugte Haltung und eine eingedrückte Brust haben, jene Evastöchter mit den verdächtigen rothen Röslein auf den Wangenknochen und dem unheimlichen feuchten Feuer in den tiefsitzenden Augen, kurz alle jene hustenden und hütelnden Menschenkinder, für welche in den Apotheken kein Kräutlein mehr wächst. Einerseits von Thun her, erst dem See, dann der Kander und endlich der Simme entlang, am Strettlinger Thurm und am Schloß und Dorfe Wimmis vorbei, durch das pferde- und rindviehberühmte Erlenbach, andererseits vom Genfersee her über Boll und Saanen führen schöne Straßen bis in's Dorf Weißenburg. Von da aber bis nach dem Bad zu gelangen, muß man sich entweder des bekannten Verkehrsmittels der Apostel, oder eines abgeriebenen ledernen Lehnstuhls, der an zwei Stangen befestigt und von zwei sehnigten Simmenthalern getragen wird, oder eines alten, äußerst stätigen und tückischen Maultiers bedienen.

Ich fühlte mich rüstig genug, dem Beispiel der Apostel folgend, die eigenen Beine zu gebrauchen. Den Koffer mit meinen Siebensachen nahm ein Bursche mit krausem Haar, offener Stirn und lachendem Mund auf seine Schultern und schritt, als wäre der ganze Plunder nicht schwerer als ein leeres Cigarrenkistchen, munter vor mir den gähen Fußpfad hinan. Nach einer starken Viertelstunde mühseligen Steigens im Zickzack befanden wir uns auf einem Punkt, von welchem man fast senkrecht auf das Dorf Weißenburg hinab-



schauen konnte. Der beschwerlichere Theil des Weges sei nun gemacht, sagte der Führer. Für Leute, deren Athemwerkzeuge der Reparatur bedürftig sind, ist die hier angebrachte hölzerne Bank nichts weniger als Luxus. Ich setzte mich, um die Rückkehr meines Athems abzuwarten, der schon seit längerer Zeit ausgegangen war. Indessen stellte sich mein Führer auf einen überhangenden Felskopf, der neugierig den Weißenburgern durch die Schornsteine in die Töpfe guckt, und ließ einen Jauchzer aus, der über das ganze Dorf wegfuhr und jenseits der Simme an den Bergwänden wiederhallte.

«Lustig, lustig!» sagte ich, ein Gespräch einzuleiten. – «Wer möchte nicht fröhlich sein und jauchzen in dieser schönen Sommerszeit?» gab der muntere

Träger zur Antwort. «Ziehen ja jetzt die Sennen «mit de loba Chüene», wie's im Liede heißt, auf die hohen Alpen und kommen dafür die fremden Herrschaften in unsere Thäler. Da kommt der Engländer mit den langen Zähnen und den langen Beinen; der zahlt am besten, will aber grob sein dürfen für sein Geld. Da kommt der Franzos, der Papagai, und meint die hübschen Mädchen in den braunen Häusern seien alle nur für ihn gewachsen, klopft aber zuweilen am unrechten Orte an und kriegt Prügel statt etwas anderem. Schade, was daneben geht! Hätte Geld's genug, der Franzos, ist aber hinterhändig wie ein Jude. Da kommt dann auch der deutsche Professor, die Brieftasche in der Hand, welcher alles besser gemacht hätte, wäre er nur dabei gewesen, als der Herrgott unsere Thäler modelte, ist unverschämt genug für einen, dem's nicht lauter in der Tasche klingelt. Nun, man nimmt einen in den andern und ist nur froh, wenn unser Herrgott recht viele kommen läßt. Denn seht, Herr, das ist unser Brod.»

Ich erwiderte neckend, es würden also hier zu Land die Engländer, Franzosen und deutschen Professoren gemolken, wenn die Kühe nach den Bergen getrieben worden. – «Freilich», fuhr mein Träger fort. «Es milkt wer melken kann. Und warum sollte man nicht? Hat ja der liebe Gott den Israeliten, da sie in der Wüste irrten, auch Manna geschickt, und dann fette Wachteln, auf daß sie sich davon nähren sollten. Die Wirthe nehmen freilich den Rahm oben ab; die Führer, welche wälsch können, die Fuhrleute und Schiffer käsen auch noch fett genug. Da bleibt dann dem Burschen, der nur noch gut genug ist, einem langbeinigen Engländer seine Reiseapotheke auf den Niesen oder das Stockhorn nachzutragen, nicht viel mehr als der Zieger*, und das kleine Mädchen, das mit Alpenrosensträußern am Wege steht, und der Bube, der johlt, wo ein lautes Echo ist, die müssen gar mit der Schotte** vorlieb nehmen. Item, es bekommt am Ende doch jedes seinen Tropfen vom Segen, den uns der Herrgott in den Fremden schenkt zur schönen Sommerszeit.»

Ich dachte, bemerkte ich, den besten Theil der Ernte nähmen die Grindelwaldner und Meiringer, die von Lauterbrunnen und Interlaken vorweg. – «Leider wohl», sagte mein Führer etwas neidisch. «Es fehlen unserem Thal die hohen Gießbäche mit den Schulmeistern, so daran das Alphorn blasen,

* Zieger – die festen Theile, welche aus der Milch gewonnen werden, nachdem der Käse schon ausgeschieden ist.

** Schotte – Molken.

und die Gletscher mit den Bettelbuben, welches wahrscheinlich die Gletscherläuse sind, welche die Gelehrten entdeckt haben wollen.»

Nach diesen Worten wandte sich der Träger wieder um, einen leuchtenden Blick auf das Dorf, die Weiden, Wälder und Berge zu werfen, und rief dann: «Bin doch am liebsten ein Siebenthaler*, wenn schon die Engländer hier nicht so gut gerathen als im Bödeli oder im Haslithal. Sind doch im Siebenthal die schönsten Alpen. Wo wächst süßeres Gras? wo stehen mächtigere Tannen? wo kauft man feinere Rosse und schönere Rinder als zu Erlenbach auf dem Markt? wo finden sich der braunen Häuser so zierliche wie in Latterbach und Oberwyl, in Därstetten und Boltigen? wo sieht einer hübschere Mädchen und flinkere Knaben, als grad im Siebenthal? – Mag denen von Lauterbrunnen und Grindelwald ihre Engländer wohl gönnen; am liebsten bleibt mir doch das grüne Siebenthal.»

Dieß alles brachte der gesprächige Führer in der weichen singenden Mundart der Thäler des Oberlandes vor, welche beinahe lautet wie die Sprache der Minnesänger des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Ich hätte ihm noch lange mit Vergnügen zugehört, hätte er nicht selber zum Aufbruch gemahnt.

Von nun an führte der Weg nur allmählig ansteigend den steilen Abhang der Schlucht entlang, aus deren Tiefe das wilde Tosen des Buntschibaches drang, dessen weißer Schaum durch die Gipfel der Tannen, die tief unter uns standen, zuweilen zu sehen war. Zu unserer Rechten erhob sich mehr als hundert Fuß über unsere Köpfe die Wand der Schlucht, meistens dicht bewaldet, zuweilen aber so senkrecht, daß kein Baum mehr Wurzel fassen konnte. An einer solchen Stelle saß dicht am Rande des Abgrunds hoch über uns ein Mädchen in der Simmenthaler Landestracht und weidete etliche Geißen. Der Anblick des Mädchens fuhr meinem Führer in die Glieder. Er blieb stehen, stieß einen lauten Jauchzer aus und rief hinauf: «Gottwilchen, Aenneli! Wirf mir einen Maien herab an meinen Hut, wenn du mich lieb hast.» – Ob dieß sein Schatz sei? fragte ich. – «Was will ich läugnen», war seine Antwort, «daß es mir die Hexe mit ihren blitzblauen Augen angethan!»

Den verlangten Strauß warf aber das Mädchen nicht herab, sondern versteckte sich scheu hinter die Sträucher und Felsen. «Habe von meinen Kameraden schon manches hören müssen wegen dem Aenneli», fuhr der Träger fort. «Sie lachen mich aus, daß ich dem Ding nachlaufe, das kaum drei Geißen

* Im Munde des Volks heißt es ganz richtig «Siebenthal» und nicht «Simmenthal», das Thal der «Siebne» (nicht Simme), welche den Namen erhielt, weil sie aus sieben Quellen entspringt.



im Vermögen hat; auch spotten sie, Aenneli habe rothes Haar; ist aber nicht wahr, s'ist braun wie Nußbaumholz und hat nur so einen röthlichen Abglanz, wenn die Sonne darauf scheint. Ich könnte unter reicheren und hübscheren auslesen, meinen sie. Aber seit ich in die heiterblauen Augen geguckt, welche glänzen wie zwei Leuchtwürmer unter einer Holderstaude, da mag ich gar keine andere. Und ist auch das Aenneli in einer der mindesten der braunen Hütten daheim, die wie Schwalbennester an diesen Bergen kleben, und trägt gleich nur einen dünnen braunen Kittel und hütet die Geißen, so ist doch was besonderes an ihm. Sähet Ihr das Aenneli einmal oben auf den Flühen sitzen und so in Gedanken über das Thal wegschauen, Ihr müßtet selber finden, es stecke ein so vornehmes Wesen in ihm, daß man meinen möchte, die reichsten Bauerntöchter des Siebenthals, denen an jedem Finger eine fette Alp hängt, wären fast zu schlecht, dem Aenneli als Mägde zu dienen.»

Ich fragte, warum Aenneli den Meien nicht herabgeworfen habe. Der Bursche erwiederte etwas verlegen, er habe es bei dem Mädchen noch nicht

weiter gebracht, als daß es ihn kommen und gehen lasse, wohl verstanden, so lange die Sonne am Himmel stehe. Samstag Nachts an das Gadenfenster zu klopfen, das gehe noch nicht an. Das Aenneli sei eben nicht wie andere Mädchen. Am liebsten gehe es mit seinen Geißen ganz allein, entweder an einsame verborgene Oerter, oder hoch hinauf auf die Flühe, wo man weit über das Thal wegschauen könne. Dort sinne es dann den alten Geschichten des Siebenthals nach von den zerfallenen Burgen und den alten Klöstern; die wisse es alle auswendig, oder wenn es meine ganz allein zu sein, singe es auch zuweilen Lieder nach alten wunderlichen Weisen.

So war ich also der Vertraute der Herzensangelegenheiten meines Führers geworden. Indessen gingen wir wieder etwas abwärts, der Wald wurde lichter und es öffnete sich die Aussicht in einen kleinen Kessel, eine Erweiterung der Schlucht, welche sich der Buntschibach ausgefressen. Auf einem künstlich geebneten Platz stand dort ein hohes und langes Haus, hell getüncht und mit einer Unzahl von Fenstern versehen. Das sei das neue Bad, sagte der Träger.

Das «neue Bad» oder «vordere Haus» wird hier zu Land der Ort genannt, wo diejenigen Brunnengäste untergebracht werden, die von der Quellennympe von Weißenburg, oder vielmehr von Herrn Müller, dem Badwirth, besonders begünstigt sind. Den Gegensatz dazu bildet das «alte Bad» oder «hintere Haus», welches etwa eine Viertelstunde weiter hinten in der stets mehr sich verengenden Schlucht liegt. Das vordere Haus kann im hohen Sommer zwischen neun und drei Uhr von der Sonne beschienen werden. Ueber die fast überhängende Bergwand nach dem «hintern Bad» zu gucken, prästirt das Tagesgestirn selbst um die Mittagsstunde nicht. – Wenn die Bewohner des vorderen Bades ihre Köpfe in einem Winkel von fünfundvierzig Graden nach hinten senken, so sind sie im Stande zwischen bewaldeten Berghalden und senkrechten Felsen ein Stück wirklichen Himmels zu sehen; um nach dem Firmament schauen zu können, muß man sich im hintern Bad auf den Rücken legen. – Ins vordere Bad geht nur, wer's vermag; es gibt dort nur Eine Tafel und werden nur appetitliche Gäste zugelassen; im alten Bade gibt es vier verschiedene Tische und wird für die Hablichen, die Halbarmen, die Dreiviertelsarmen und die Ganzarmen viermal besonders gekocht, und zu den letztern gehören die armen Schwindsüchtigen, welche vom Berner Inselspital eine Freikarte für Weißenburg erhalten, was ungefähr so viel ist als ein visirtes Wanderbuch nach der Ewigkeit.

Die Empfehlung des Arztes hatte mir Quartier im vordern Haus zugesichert. Herr Müller empfing mich aber mit der angenehmen Nachricht, daß

mein Zimmer schon vergeben sei. Die Gäste, entschuldigte er sich, wären so zahlreich eingetroffen, daß er genöthigt sei, sie wie die Häringe übereinander zu schichten; seine eigene Familie habe ihre Betten auf dem Dachboden aufschlagen müssen. Es bleibe mir also nichts übrig, als nach dem hintern Bad zu wandern, wo noch etwelcher vorräthige Platz sei. Es bedurfte der energichsten Protestation und eines großen Aufwandes von Ueberredungskunst, um mir endlich einige Kubikfuß Raum in der Zelle eines äußerst langen und dünnen **pasteur demissionnaire** aus dem Waadtland zu verschaffen. Diese Behandlung ärgerte mich um so gründlicher, als ich einige Augenblicke später in Erfahrung brachte, daß noch zwei der schönsten Zimmer des Hauses leer standen. Als ich Herrn Müller darüber zur Rede stellte, zuckte er lächelnd die Achseln und sagte, es thue ihm gräßlich leid, mich nicht besser unterbringen zu können; die quästionirlichen Zimmer seien aufs festeste bestellt; er erwarte die Herrschaften von einem Tag zum andern. – Was war da zu thun, als sich in sein Schicksal und den langen, dünnen, frommen, übrigens äußerst reinlichen und höflichen waadtländischen Zimmerkameraden zu ergeben?

Wer zu Weißenburg im vordern Bad anlangt, der muß sich's schon gefallen lassen, etwas wenigens Spießruthen zu laufen, wenn er nicht etwa um Essenszeit eintrifft. Da steht am Wege ein runder Pavillon, wo sehr emsig gestickt, gestrickt, gehäkelt und gehechelt wird, aber nicht Hanf. Da sind an der Front des Kurhauses lange grüne Bänke aufgestellt, auf denen während eines guten Theils des Tages dem Badearzt zum Trotz Cigarren geraucht und der christlichen Nächstenliebe zum Schaden die Schwachheiten der Mitmenschen zergliedert werden. – Hatte ich diese Scylla und Charybdis passiren müssen, so saß ich, um mich schadlos zu halten, nicht später als des andern Tages selber auf einer der grünen Bänke und steckte auf Beute lauernd eine Cigarre an.

Und siehe, es trat ein Zug neuer Ankömmlinge aus dem Wald und bewegte sich langsam den gewundenen Fußpfad herunter, den einzigen Weg, welcher aus der Welt zur Lauwassernymphe von Weißenburg führt. Voran ritt auf Herrn Müllers bekanntem alten tückischen Maulesel ein junger blasser Mann in gewählter Reisekleidung und von vornehmem Aussehen. Hinterher kam der braunleiderne Tragsessel, von zwei keuchenden und schwitzenden Trägern geschleppt, und im Tragsessel eine Dame von starkem Embonpoint. Neben dem Tragsessel ging ein reich gallonirter Livree-Bedienter, mit allerlei rothen und blauen und grünen Tüchern, Mänteln, Regen- und Sonnenschirmen belastet. «Ah!» hieß es da auf den grünen Bänken und im Pavillon, «da kommt die Herrschaft für Nr. 1 und 2. Das müssen vornehme Leute sein!»

Ob dem Aufsehen, welches die Ankunft dieser frischen, so pompös aufziehenden Badegäste machte, achtete kein Mensch der Leute, welche ein Paar Dutzend Schritte hinter der fremden Herrschaft her ebenfalls auf das Bad zugesteuert kamen. Es war ein altes kleines Männchen in mausgraum Ueberrock, das vorsichtig auf seinen Stock gestützt den gähen Rain herunterschrift. Neben ihm ging ein halberwachsenes Mädchen in äußerst sauberer Landestracht und mit zwei goldfarbigen langen Zöpfen, die ihm unter dem Brienzer Hut hervor über den Rücken hingen.

Die dicke Dame und ihr Livreebedienter, der blasse junge Mann, der mausgraue Alte und die kleine Siebenthalerin langten ungefähr zugleich vor der Thüre des Kurhauses an. Wie war da die ganze löbliche Gesellschaft im Pavillon und auf den grünen Bänken erstaunt, als Herr Müller das mausgraue Männchen und seine junge Begleiterin mit achtungsvollster Zuvorkommenheit ohne weitere Bemerkung in die Zimmer Nr. 1 und 2 führte, die vornehme Herrschaft aber zuerst stehen ließ und endlich derselben mit vielem Achselzucken, Lächeln und unendlichem Leidwesen erklärte, es sei kein Platz für sie da. Entweder müßten die Herrschaften ins Dorf zurück, oder ins hintere Bad, oder aber, bis und so lange das eine oder andere Zimmer leer geworden, sich gefallen lassen, was möglich sei. Im letzteren Falle wolle er der Madame ein Bett im Gesellschaftszimmer zurecht machen lassen; der junge Herr werde vorläufig sein Lager auf dem Billard aufschlagen müssen, wo er eine ganz artige Gesellschaft von zwei oder drei andern Herren finden werde; der Kammerdiener könne sich im Dorfe einquartieren. Die dicke Dame fragte höflich erzürnt, wie es denn komme, daß er für die Bauern noch freies Logis gehabt habe? Herr Müller zuckte wieder die Achseln und gab lächelnd den Bescheid, Herr I. . . . habe seine Zimmer schon längst vorausbestellt.

Auf den grünen Bänken saß ein Kurgast, welcher zwischen Wimmis und Zweisimmen etwas bessern Bescheid wußte, als wir andern. Derselbe ließ sich dann auch nicht lange bitten, uns den Schlüssel zu Herrn Müllers Betragen zu geben und uns begreiflich zu machen, warum Vater I. . . . in Weißenburg vor jedem andern Gast, und wäre er ein Prinz gewesen, den Vortritt bekam. Gehe man das Simmenthal hinauf und hinab, kein schöneres Haus finde sich, als das des Vaters I. . . . Frage man, wem die schönsten Alpen gehören, so heiße es: dem Vater I. . . . Und könnte einer in Vater I. . . . 's Gültenrodel blättern, er würde die meisten gäng und gäben Namen des Simmenthals darin finden. Man lese in den Chroniken, es hätte vor Zeiten das mächtige Geschlecht der Freiherren von Weißenburg im Simmenthal geherrscht, von der Burgfluh

bis über Boltigen hinaus. Die alten Herren von Weißenburg hätten kaum je im Simmenthal mehr zu bedeuten gehabt, als jetzt der Vater I., obgleich er kein Burggraf sei, sondern ein Notar, was schon sein Vater gewesen. In seiner Jugend, hörten wir weiter, habe Vater I. wohl auch ein wenig über den Gantrisch hinweg in die Welt hinaus geschaut. Und weil nun die große Welt nicht zu ihm kommen wolle, und er nicht mehr in die große Welt hinaus möge, und doch gern mit der Welt auf dem Laufenden bleibe, so gehe er allsommerlich nach Weißenburg, um sich dort am kleinen Münsterchen zu betrachten, was jetzt in der Welt jenseits des Gantrisch und Stockhorns neueste Mode sei. – Das zweite bestellte Zimmer war für Vater I.'s Enkelin Elsbeth, die er sich zur Kurzweil mitgenommen hatte.



Die Badegesellschaft im vordern Haus bildete einen ziemlich eigenthümlichen Mischmasch. Die von Herrn Druey verfolgten, eidweigernden Pastoren aus dem Waadtland, zu denen auch mein langer Zimmergenosse gehörte, waren sehr zahlreich vertreten. Zu ihnen gesellten sich einige schwindsüchtige Söhne reicher Wirthe und Müller aus dem «Bernbiet», welche bei gutem

Wetter kegelten, bei schlechtem Wetter aber dem edeln «Binockel» oblagen. Das Berner Stadtpatriziat hatte einige Repräsentantinnen der exklusivsten Sorte gesandt, mit denen man einen Scheffel Salz gegessen oder doch mindestens etliche Eimer Thee geleert haben mußte, bevor man es wagen durfte, mit ihnen ein Gespräch über die herrschende Witterung anzuknüpfen. Basel war durch einige behäbige Millionäre mit Frauen und Töchtern vertreten, die einige Aehnlichkeit mit gewissen Gemälden hatten, an denen man hauptsächlich die schönen Goldrahmen bewundert. Ferner war ein ziemlicher Ueberfluß an lang aufgeschossenen Pfarrerstöchern vorhanden, schmal zwischen den Schultern, mit lang gestreckten Hälsen und tief herabhängenden Schmachlocken. Auch die Ostschweiz hatte ihr Contingent von Hustern geschickt. Selbst von den gesegneten Gestaden des Mittelmeeres, von Marseille, Triest, Smyrna, hatte der Ruf der Quellennymphe von Weißenburg gläubige Pilger hergeloct. – Obgleich die Mehrzahl der Gäste der deutschen Zunge angehörte, so wurde doch vorzugsweise französisch gesprochen. Wie hätte man den anwesenden Franzosen zumuthen dürfen, deutsch zu verstehen?

Die Herrschaft, welche mit Vater I.... angekommen war, führte den Grafentitel und irgend einen unaussprechbaren böhmischen Namen. Man nannte den jungen Herrn deßhalb und weil unter allen blassen und erdfarbenen Gesichtern der Badegesellschaft das seinige unter dem schwarzen Lockenhaar hervor am blassesten aussah, nur den «bleichen Grafen.» Da in Weißenburg fette, wohlgenährte, rubicunde Gestalten zu den größten Seltenheiten gehören, so hieß die Mutter des bleichen Grafen *per se* die «dicke Gräfin.»

Wie in andern Bädern, so ist es auch in Weißenburg Hausregel, daß der frische Ankömmling, sei er noch so vornehm oder reich, sich bei Tische untenan setzen muß. So kam es, daß unten neben mir Vater I.... und das goldhaarige Elseli zu sitzen kamen. Ihnen gegenüber, auf der andern Seite des Tisches, erhielten die dicke Gräfin und der bleiche Graf ihre Plätze. Anfangs schnitt die Gräfin dem «Bauer», welcher ihr die schönsten Zimmer des Hauses weggeschnappt hatte, entsetzlich saure Gesichter. Fette Leute sind jedoch in der Regel gutmüthig und leicht versöhnt; Vater I.... aber wußte zu leben und hatte schon mit gar vielerlei Leuten Umgang gepflogen. Er sprach sehr geläufig französisch und befließ sich sogar jener rücksichtsvollen Galanterie der Herren von der alten Schule. Die Entrüstung legte sich und man wurde bald gut Freund mit einander. Die dicke Gräfin hörte mit wachsendem Inter-

esse den klugen alten Mann in der schwarzseidenen Zipfelkappe von Land und Leuten, von Sitten und Gebräuchen des Simmenthals erzählen. Insbesondere aber wurde das kleine Elseli ihr Liebling. Elseli konnte zwar noch nicht wälsch wie der Großvater, auch nicht hochdeutsch, sondern nur siebenthalisch. Aber die Gräfin behauptete, dieß sei die schönste Sprache, welche sie je gehört; so hätten vor sieben- oder achthundert Jahren die Schloßfräulein auf den Ritterburgen gesprochen; auch hätten dieselben eben solche goldfarbene Zöpfe über den Rücken hängen gehabt, wie das Elseli.

Weniger mittheilsam war der bleiche Graf. Man sah es an den tiefen dunkeln Augenhöhlen, daß, obgleich noch jung, er doch schon viel gelebt und geliebt. Er schien sehr blasirt; um seinen Mund spielte ein bitterer, spöttischer Zug, und wenn er sprach, war es meist ein beißender Sarkasmus. Am gewöhnlichen Zeitvertreib des Weißenburger Kurlebens fand er wenig Gefallen. Weder mochte er mit den schwindsüchtigen Wirths- und Müllerssöhnen kegeln oder binockeln, noch mit den Basler Bankiers oder den salbungsvollen waadtländischen Pastoren auf und ab wandelnd, an einem langen schläfrigen Gespräche haspeln; noch mochte er mit den magern Pfarrerstöchtern zwischen Steinen und Dornen am Berg herum klettern und Alpenblumen suchen. Am liebsten hätte er's jenem pffiffigen Bauersmann aus dem Emmenthal nachgemacht, der im hintern Bad von früh vier Uhr bis spät in die Nacht abwechselnd Käse und Schinken aß und Wasser trank, wobei er es beiläufig auf vierzig bis fünfzig Schoppen täglich brachte, und in weniger denn acht Tagen mit seiner Kur fertig wurde. Zu einem solchen Experiment muß man freilich einen Emmenthaler Magen haben.

Ein alter Praktikus aus der Gesellschaft gab dem bleichen Grafen den Rath, sich nach einem Badschatz umzuschauen. Bessere Zeit und Gelegenheit, Liebe zu spinnen, finde sich kaum, als auf dem Bänklein am tosenden Wasserfall zu unterst im Garten, oder unter dem helldunkeln Tannenschatten der «Seufzerallee.» Manchem Geständniß habe das Rauschen des Baches über die Lippen geholfen, und auf den hölzernen Bänken (an denen in den Umgebungen des vordern Hauses durchaus kein Mangel) sei spielend und tändelnd schon manches Band geknüpft worden, das sich unversehens zu einem unlösbaren Eheknoten geschürzt. – Es hätte deßhalb schon manche fünfundzwanzigjährige Pfarrerstochter das Weißenburger Wasser getrunken – ohne Husten, werde von schlimmen Zungen behauptet.

Aber der bleiche Graf schien durchaus keinen Geschmack an fünfundzwanzigjährigen Pfarrerstöchtern zu finden, und die renommirtesten Schön-

heiten des vordern Hauses nannte er wegwerfend «Buttergesichter.» Am liebsten zog er mutterseelenallein, das Skizzenheft unter dem Arm, aus, um sich, wie er sagte, irgendwo unter einer Tanne ins trockne Moos oder auf einer hohen Bergweide auf den feinen Grastepich zu legen, den Wolken und den fliegenden Vögeln zuzuschauen und die reine linde Luft und den harzigen Duft der Tannen einzuathmen, was ihm besser behage, als das Geschnatter der Gänse und Gänschen, welche um die Weißenburger Quelle herum ihr Wesen trieben.

Täglich lieber ließ die dicke Gräfin ihren Sohn seinen einsamen Spaziergängen nachgehen, denn sie fand, er kehre täglich munterer nach Hause zurück. Sie sei mit ihm schon durch die halbe Welt gereist, sagte sie, an alle Heilquellen und überall hin, wo eine gesunde Luft wehen soll, nach Montpellier, Nizza, Palermo, sogar bis nach Madeira; aber seine Wangen seien stets blasser, seine Augen hohler und sein Husten trockener geworden. Erst hier in der Berg- und Waldluft von Weißenburg lebe er wieder frisch auf. Sie dürfe sich nun wieder der freudigen Hoffnung hingeben, den einzigen, fast schon aufgegebenen Sohn aufs frische gesunden und aufblühen zu sehen. – Der bleiche Graf selber schien sich in Weißenburg allmählich besser und besser zu gefallen.

Hans Pöhlen, mein alter Freund, der mir meinen Koffer getragen und sein Herz entleert hatte, ging täglich bei uns ab und zu. Es war eben seine Hantierung, die Siebensachen der anlangenden und abgehenden Kurgäste auf seinen starken Schultern vom Dorf ins Bad und vom Bad ins Dorf zu tragen, oder auch irgend einen der Gäste, welcher sich weder auf seine Füße verlassen, noch den Ritt auf dem tückischen Maulthier wagen mochte, im ledernen Tragsessel schleppen zu helfen. In den letzten Tagen aber schien es mir, als sei Hans Pöhlen nicht mehr derselbe muntere Bursche, welcher mit zwei Centnern auf dem Rücken über alle Berge hätte springen mögen und zu johlen verstand, wie selten einer im lustigen Siebenthal.

Als er eines schönen Morgens die Effekten eines abreisenden Kurgastes vom Bad nach dem Dorf hinunter tragen mußte, ging ich ihm nach und fragte ihn, wo es fehle. «Ach, Herr», gab er zur Antwort, «mit dem Aenneli ist es nun gar aus.» – Das werde so gefährlich nicht sein, meinte ich; Liebe müsse gezankt haben, um so zärtlicher sei dann hintennach die Versöhnung. – «’S ist schlimm genug», erwiderte Hans Pöhlen; «wir beide gehören nicht mehr zu einander.» – Ob man wissen dürfe, was vorgefallen sei, fragte ich. – «O ja, wenn Ihr Geduld habt zuzuhören.»

«Die Berge stehen fest,» begann Hans Pöhlen mit einem schweren Seufzer. «Wie vor tausend und aber tausend Jahren schaut der Niesen in's Siebenthal hinein und über den Thuner-See hinaus in die weite Welt. Aber Menschenwerk und Menschensinn sind veränderlich. Seht, Herr, dort wo der Buntschibach sich in die Simme ergießt, auf dem steilen Gütsch, gerade ob dem Weißenburger Dorf, stand vor Zeiten das Schloß der Freiherrn von Weißenburg. Vor etlichen hundert Jahren mag die Burg mit ihren weißen Thürmen und Mauern stolz über das Thal weggeschaut haben, und die Freiherrn von Weißenburg sollen gar mächtige Herren gewesen sein. Jetzt ist die Burg zerfallen bis auf wenig graues mürbes Gemäuer, das von Brombeeren, Haselgesträuch und wilden Holderstauden überwachsen ist. Im Siebenthal gibt es längst keine Freiherrn von Weißenburg mehr. – Jetzt hört, Herr,» fuhr Hans fort, nachdem er sich die hellen Schweißtropfen von der Stirne gewischt. «Mit dem Aenneli hat es eine besondere Bewandtniß. Habt Ihr schon den langen grauen Altvater gesehen mit dem knochigen, eckigen Gesicht, das aussieht als wär's ein Stück verwitterter Fluh, das einer ab dem Gantrisch oder Stockhorn heruntergeschlagen? Er hat ein mühseliges Geschäft. In seinem hohen Tragkorb schleppt er zur Sommerszeit in Flaschen gefülltes Weißenburger Wasser vom Brunnen beim hintern Bad in's Dorf hinunter, wo es auf Wagen verladen wird, im Winter trägt er Kohlen. Schweigsam und aufrecht geht der Alte Jahr aus Jahr ein schwer beladen an seinem langen Stecken den steilen Weg. Das ist Aenneli's Vater und er heißt Peter von Siebenthal.»

«Und dieser Schwiegervater hat dir zu wenig Batzen?» unterbrach ich den Träger, der aber verneinend den Kopf schüttelte. – «Seht, Herr, so schlecht des alten Peters Hütte ist und so sauer er sich sein Brod verdienen muß, so geht doch die Sage unter den Leuten, Peter von Siebenthal sei vom Stamm und Blut der alten Freiherrn, die einst von der Weißenburg herab über das Thal regierten. Und es geht ferner die Sage, die Weißenburg werde einst wieder aufgebaut werden, und die Sprößlinge der alten Freiherrn, die jetzt in Schmach und Dürftigkeit leben, werden dann wieder auf dem Schlosse wohnen, reich, angesehen und voller Freuden. Aber Aenneli von Siebenthal ist die letzte ihres Geschlechts.»

«Da ist wohl Hans Pöhlen dem Freifräulein zu gering,» warf ich ein. – «Aenneli ist stolz, trotz seiner Armüthigkeit, und den ersten besten läßt's freilich nicht ein, der an sein Gadenfenster klopft. Von jeher gings am liebsten allein und trieb seine Geißen nach dem Gemäuer der alten Burg, wo es stundenlang sitzt zwischen Brombeeren und Haselstauden und wegschaut

über das Siebenthal. Zuweilen singt es dann auch ein oder anderes Lied, das von den Freiherrn handelt und welches es vom Vater gelernt hat. Wie oft bin ich hinter den Stauden gelegen, mäuschenstill, und habe den Athem an mich gehalten und gehorcht! Aber sobald es mich merkte, wars aus mit dem Sang; es schwieg still oder trieb gar seine Geißen fort an einen versteckteren Platz. Es wäre aber schon noch anders gekommen, und zuletzt hätte mich Aenneli doch noch lieb haben müssen.»

Hans Pöhlen schwieg einige Augenblicke und schlug mit seinem eisenbeschlagenen Stecken auf den steinigten Weg, daß die Funken flogen; dann fuhr er fort: «Jetzt aber sitzt Aenneli nicht mehr allein, wenn es auf der Burg Geißen hütet, jetzt läßt es sich nicht mehr stören, wenn schon einer auf seine Lieder horcht. Aber zwischen ihm und mir ist's aus!»

«Also ausgestochen, armer Hans! Nun, sprich, wie bist du dahinter gekommen?» – «Hat man Lieb' im Leib, so weiß man nicht, was müde Beine sind. Machte gerade zum drittenmal schwer bepackt den Weg vom Bad in's Dorf, da hörte ich von der Weißenburg her durch das Rauschen des Windes in den Bäumen und das Tosen des Buntschibaches Aennelis Stimme. Schnell verstecke ich meine Bürde in den Stauden und laufe, so geschwind mich meine Füße tragen, wohin das Herz mich zieht. Um Aenneli nicht zu erschrecken, schleiche ich mich so leis als möglich nach dem Gemäuer, verberge mich hinter einen Busch und höre auf ihr Lied, das bald tief, bald hell tönt, wie wenn man große und kleine Glocken zusammenläutet. Nicht lange bin ich hinter den Stauden gelegen, so klettert ein Zweiter zur Burg herauf und setzt sich unter einen alten Holderbaum. Aenneli merkt nichts und singt im Fenster des Schloßthurms, von welchem aus man fast bis Boltigen hinaufsieht, ihr Lied zu Ende. Jetzt klatscht der unter dem Holderbaum, als säße er in der Komödie. Aenneli schreckt auf, in einem Satz springt es vom Thurmfenster herab und sucht die Geißen fortzutreiben. Man sagt, es gebe giftige Schlangen, welche mit ihren Blicken die Vögel von den Bäumen locken können, daß sie ihnen gern oder ungern in den offenen Rachen fliegen müssen. Wie es kam, wußt' ich nicht zu sagen, aber Aenneli ging nicht. Nicht lange, so stand es unter dem Holderbaum und horchte auf das Geplauder des bleichen Grafen, der mit Blicken, die wie Funken aus seinen hohlen Augen fuhren, es gebannt hielt, und achtete nicht des bösen Spottes, der auf seinen weißen Lippen saß.»

Wir waren indessen bis an jene Stelle gekommen, wo der Weg sich jäh nach dem Dorfe hinab senkt und Hans Pöhlen vor noch nicht vielen Tagen die Lust und Freudigkeit seines Gemüths in einem lauten Gejohle über das Dorf weg



hatte tönen lassen. Jetzt blickte er finster vor sich hin. – «Ich habe mich fortgeschlichen wie ein Schelm,» schloß er seinen Bericht. «Seither geht der bleiche Graf jeglichen Tag nach der Burg, und Aenneli treibt nicht minder seine Geißen hin. Seit ich sehen mußte, wie Aenneli unter dem alten Holderbaum des bleichen Grafen Kopf auf dem Schooße hielt und ihm die schwarzen Locken aus der Stirne strich, bin ich nicht mehr auf die Lauer gegangen. Ich glaube, es hätte ein Unglück geben können.»

Hans Pöhlen ging mit seinem schwerbepackten Räf* und der kaum viel leichteren Bürde seines Liebeskummers traurig nach dem Dorf hinunter. Ich wandte mich rückwärts dem Bade zu.

Scheute ich einen Umweg nicht, so konnte ich einem Fußpfad folgen, der zuerst aufwärts nach dem Bergdörfchen Oberweißburg und dann über

* «Räf» wird ein hölzernes Gestell genannt, welches an Lederriemen um die Schultern gehängt wird und in Gebirgsgegenden dazu dient, schwere Lasten auf dem Rücken zu tragen.

schöne Matten wieder abwärts nach der Schlucht des Buntschibaches und den Kurgebäuden führt. An diesem Weg, im Schatten eines Nußhaages und etlicher breiter Aepfelbäume steht eine einfache hölzerne Bank. Die Kurgäste nennen sie die Engländerbank. Von der Engländerbank aus sieht man ein gut Stück des Simmenthales über Oberwyl hinaus bis gegen Boltigen. Man könnte an den grünen Thalwänden Hunderte und Tausende von kleinen braunen Hütten und Heugaden zählen. Im fernen Hintergrund sieht man die hohen Gräte und Hörner, auf deren unwegsamen Höhen die Grenzen der drei Kantone Bern, Waadt und Freiburg zusammen stoßen. Unter diesen wild zerklüfteten Bergspitzen macht sich besonders bemerklich der «Münch;» man sollte meinen, es sitze dort ein Riese in einer Mönchskutte, die Kaputze über den Kopf gezogen und die Hände auf die Knie gelegt. Dieser anmuthigen Aussicht zu lieb wird die Engländerbank von den Weißenburger Gästen fleißig besucht, insbesondere von denen aus den Flachländern, welchen der Anblick einer großartigen Gebirgswelt ein ungewohntes Schauspiel ist.

Um nicht in meinen eigenen Fußstapfen zurückzukehren, schlug ich diesen Umweg ein. Auf der Engländerbank traf ich die dicke Gräfin, welche sich von ihrem blaugelben Bedienten hatte hinaufschleppen lassen. Ihr Liebling, das goldhaarige Elseli im königsblauen Jüpplein und Mieder und dem breiten Brienzer Hut hatte sie begleitet, und dem Elseli war der mausgraue Großvater mit der schwarzseidenen Zipfelkappe gefolgt. Die dicke Gräfin war in rosigster Laune; ein zufriedenes Lächeln schwebte auf ihren breiten, fettglänzenden Zügen. «Wie sind mir eure schönen Berge, eure grünen Thäler, eure duftigen Wälder lieb geworden!» rief sie mir schon von weitem zu. «Die laue Quelle und die würzige Bergluft wirken Wunder bei meinem Sohn.»

Ein plötzlicher Gedanke schien ihr durch den Kopf zu fahren. «Wer sind die Grundherren dieses schönen Simmenthals?» fragte sie den Vater I.... – Er erwiderte, die Aecker und Matten im Thal, zum Theil auch die Alpen gehörten den Bauern in den Dörfern; freilich habe mancher an seinem verschuldeten Gütlein schwer genug zu tragen. Andere Alpen und Sennberge seien Eigenthum reicher Berner Herren oder machten einen Theil des Vermögens des großen Berner Inselspitals aus. – «Gibt es denn hier zu Lande keine adeligen Grundbesitzer, welche auf ihren Schlössern wohnen, dem edeln Weidwerk obliegen und die sichtbare Vorsehung ihrer Bauern sind?» – Solcher Leute, antwortete der Alte, habe sich das Simmenthal früher auch zu erfreuen gehabt, es sei aber schon etwas lange her. Da seien z. B. ganz in der Nähe die Freiherrn von Weißenburg auf ihrem Schlosse gesessen, der

letzte sei aber schon um das Jahr 1380 gestorben. Den bessern Theil seiner Besitzungen habe Bern geerbt, den Rest seine Schwestersöhne, die Herrn von Brandis, welchen das obere Land von Boltigen bis nach Saanen unterthan war. – «Mit der tyroler Linie der Brandis,» bemerkte die Gräfin erfreut, «steht unser Haus in entfernter Verwandtschaft. Hat die Familie vielleicht noch Besitzungen in der Nähe?» – Der Bär habe, als er noch jung war, gar einen guten Magen gehabt. Seit vierthalhundert Jahren wisse man auch von den Grafen von Brandis nicht mehr viel im Siebenthal. Nach ihnen hätten die gnädigen Herrn von Bern hier regiert; jetzt aber regiere sich das Siebenthal als gleichberechtigter Theil der Republik Bern und der schweizerischen Eidgenossenschaft selbst und die Schlösser der alten Grafen und Freiherren würden gegenwärtig ausschließlich von Dohlen und Eulen bewohnt.

Die dicke Gräfin schien von diesem Bescheide einigermaßen betroffen. Da kam leuchtenden Blickes und leichten Schrittes ihr Sohn aus der Richtung der alten Burg her gegangen. Mit sichtbarer Genugthuung ließ die Mutter ihre Blicke auf ihm ruhen und streichelte seine Wangen, die fast einen Anflug von Röthe hatten.

«Ich hatte einen Gedanken,» sagte die Mutter. «Da dir, mein lieber Sohn, die Luft dieser Gegend so wohl behagt, so wäre ich geneigt gewesen, mir in diesem Thale einen Landsitz oder ein Rittergut zu erwerben. Dieser gute Mann sagt mir aber, die alten adeligen Geschlechter seien hier zu Lande alle ausgestorben. Da können wir doch nicht unter die Bauern in eine Aelplerhütte sitzen.» – Der junge Graf setzte sich zu den Füßen der Mutter in's Gras und schlang einen Arm um ihre dicke Gestalt: «Weißt du was, liebe Mutter, ich habe hier zunächst eine schöne Ruine entdeckt, die kaufst du und läßt sie im alten Style wieder aufbauen. S'ist ja bestes Genre, alte Burgen und Schlösser herzustellen. Da sitzen wir dann zwischen den grünen Bergen, athmen den würzigen Duft des Tannenhharzes, trinken laues Weißenburger Wasser, so viel uns behagt, und führen ein biederes Ritterleben, gleich den alten Freiherren von Weißenburg.» – «Doch nur während der Hundstage,» meinte schalkhaft Vater I.....

Voll Verwunderung hörte die dicke Gräfin die unvermuthete landjunkeraliche Anwandlerung des geliebten Sohnes. Mit Freuden ging sie auf den Gedanken ein. War sie ja zudem mit den Grafen von Brandis verwandt, welche Schwestersöhne und Erben des letzten Freiherrn von Weißenburg gewesen, und also die Erwerbung des alten Schlosses so zu sagen der Rückkauf eines alten Familienguts. Der Vater I..... bestärkte sie nachträglich noch durch die

Bemerkung, der alte Adel im Siebenthal sei doch noch nicht völlig ausgestorben; es gebe wohl noch jetzt Sprößlinge der Rittergeschlechter, die einst in den Hallen der Weißenburg mit denen von Brandis die Humpen geleert. Derer von Gunten, von Allmen, von Ringoldingen seien ihm noch genug bekannt. Wenn die Frau Gräfin ihn einmal mit einem Besuch in seinem Hause beehren wolle, so werde er sich ein Vergnügen daraus machen, die Namensträger des alten siebenthaler Adels der neuen Freifrau von Weißenburg vorzustellen. Nur müsse er bemerken, daß sie etwas wenig herunter gekommen seien.

Sichtlich erfreut über diese Nachricht, sagte die dicke Gräfin ihren Besuch dem Männlein mit der Zipfelkappe zu, welches bei ihr um ein merkliches im Ansehen stieg, da der alte Adel des Landes es nicht zu verschmähen schien, in seinem Hause einzusprechen. Freilich, meinte sie, es müßten fürchterlich verbauerte Landjunker sein, diese Herren von Gunten und von Allmen, aber um so ehrwürdiger sei ihr uralter Adel. –

Kein ärgerer Jammer unter den Kurgästen von Weißenburg, als wenn Regen einfällt. Da ziehen die Berge ihre grauen Nebelkappen tief über die Ohren; von allen Abhängen rieseln Bächlein herunter und machen die schmalen Pfade unwegsam; nicht lange, so setzen der Niesen und der Gantrisch ihre Schneeperrücken auf und blasen mit ihrem kühlen Hauch in's Thal hinab, daß einem mitten in den Hundstagen die Glieder schlottern. Im hintern Bad wird's dann gar nie Tag und im vordern kaum halb. Man fängt dann gewöhnlich damit an, das Gesicht an die Scheiben zu drücken und die strategischen Evolutionen der Nebel zu beobachten, welche dieselben in einer Entfernung von zwanzig Schritten an den Bergwänden ausführen. Aber bald wird man dieser Studien und seines stillen Kämmerleins überdrüssig. Man versammelt sich im Gesellschaftszimmer und Speisesaal, klagt sich gegenseitig sein Leid und macht bessere Bekanntschaft. Schließlich schlägt einer eine Kurzweil vor, etwa «blinde Maus» oder «schwarzer Peter.» Was soll man sonst? Mütter und Töchter machen das Kinderspiel mit; alte ernsthafte Perrücken, welche sonst kaum je aus ihren Schreibstuben heraus kommen, als etwa um in den Rathssaal oder das Gerichtszimmer zu gelangen, machen «Büsseli mach miau;» salbungsvollen Kanzelrednern werden von schalkhaften kleinen Händen vermittelt angebrannter Pfröpfe Schnurrbärte gemalt. In Ermangelung des Tageslichts zündet man Kerzen an. Da nimmt dann dem Regen zum Trotz die Fröhlichkeit nach und nach überhand, das Husten und Hüsteln wird von lautem Gelächter übertönt, die mattesten Augen fangen an zu leuchten und es röthen sich die fahlsten Wangen.

Wer so an einem kühlen Regenabend durch die offene Thür des Gesellschaftszimmers einen Blick wüfste und sähe im Kerzenglanz so viele Augenpaare leuchten, die in tiefer Höhle sitzen, und sähe die dunkelrothen Röslein blühen auf den blassen Wangen, und hörte das Gelächter und das trockene Hüsteln – bald das eine, bald das andere lauter – und beobachtete die muthwillige Lust unter den Leuten, unter denen so mancher sitzt, dessen Lebensdocht kaum noch wenige Jahre oder Monate zu glimmen hat, dem führe unwillkürlich ein Frost den Rücken hinunter, und es möchte ihn fast bedünken, in einem Winkel sitze in's Leintuch gehüllt der Tod und spiele munter auf zu der Lustbarkeit und wackle behaglich mit dem alten grinsenden Todtenschädel.

Die Gesellschaft im vordern Haus hatte sich während der letzten Tage wesentlich verändert. Von den eidweigernden waadtländischen Pfarrern war ein guter Theil abgereist und es trafen zu ihrem Ersatz etliche muntere Jungfräulein und junge Herren ein, die trotz ihrer blassen Gesichtsfarbe und ihres hektischen Körperbaues doch ein frisches Leben unter die Gesellschaft von Lauwassertrinkern brachten. Man wurde äußerst erfindungsreich in Ersinnung von allerlei Kurzweil, die trüben Tage abzukürzen und die langen Abende auszufüllen. Zuletzt kam man gar auf den Einfall, sogenannte lebende Bilder darzustellen. Ein an den Gesellschaftssaal stoßendes Zimmer wurde mittelst einiger Bretter zum Theater eingerichtet. Dann stöberte man das ganze Haus nach den unumgänglichen Requisiten aus. Die Damen der Gesellschaft mußten an Tüchern, Mänteln und Bändern hergeben, was irgendwie brauchbar war, nicht minder ihre Armspangen, Ohringe und Stecknadeln. Was sonst noch nöthig war, wurde durch mehr oder minder kunstfertige Hände in Papier und Pappdeckel ausgeführt. War dann Alles bereit, so stellte man sämmtliche verfügbaren Lichtstöcke des Hauses vor dem Theater auf, und jener Theil der Gesellschaft, der nicht selber mitmachte, wurde als nachsichtiges und dankbares Publikum zugelassen.

So stellte das junge Volk mit Hülfe einiger Bettdecken, Unterröcke, farbiger Tücher und Halspelzchen zur Darstellung der vorkommenden grauen Bärte die Geschichte der Hagar, Rebekka am Brunnen, Joseph in Egypten und andere erbauliche Historien vor, zur Unterhaltung der Zuschauer sowohl, als ganz vorzüglich zur besondern Kurzweil und Belustigung der Spielenden selbst.

Der bleiche Graf hatte anfangs wenig Theil an der Sache genommen und gehörte zu denen, welche sich am meisten über das Regenwetter ärgerten.

Später jedoch, als ein guter Theil des in malerischen Gruppen darstellbaren alten Testaments über die improvisirte Bühne gegangen war und man um ferneren Stoff verlegen wurde, erbot sich der Graf, selber ein lebendes Bild zu arrangiren. Der Gegenstand sei eine Landessage, die noch im Munde des Volkes lebe; er bitte sich nur wenige Tage aus, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Dieselben wurden sehr heimlich betrieben. Nur wenige Auserwählte wurden in das Vertrauen gezogen, unter diesen Elseli I. Das sogenannte Theater wurde allen Uneingeweihten unzugänglich und Boten mit geheimen Aufträgen vom jungen Grafen nach Thun, man sagte sogar nach Bern, abgesendet. Jedermann war durch diese geheimnißvolle Geschäftigkeit äußerst gespannt, insbesondere da es hieß, es sei sogar den Mitwirkenden nicht bekannt, wer die Hauptfigur des Bildes, eine Freifrau von Weißenburg, darstellen würde. Der bleiche Graf habe sich vorbehalten, die betreffende junge Dame erst am Abend der Vorstellung einzuführen, und sich alle indiskreten Fragen verboten.

Endlich kam der ersehnte Abend heran. Die Thüren gegen den Gesellschaftssaal wurden aufgemacht und die Zuschauer eingelassen. Ein mit Tapeten überhangenes Gerüst stellte den Söller einer alten Ritterburg vor. Im Hintergrund, mittelst weniger kecker Pinselstriche auf eine Papierwand hingeworfen, öffnete sich das Simmenthal mit seinen Bergen, Weiden und Tannenwäldern. Unter dem Söller im Vordergrund lag ein alter grauer Ritter erstochen auf dem Boden, ein junger Ritter in reichen Gewändern, todtensblaß, mit zu Berg gestäubtem Haar, mit verstörtem Blick nach der Leiche starrend, schien im Begriff die Flucht zu ergreifen. Auf dem Altan stand in meergrünem Seidenkleid und alterthümlichem Spitzenkragen eine schlanke Frauengestalt; ihre Züge, obschon keineswegs von untadelhafter Schönheit, hatten dennoch etwas räthselhaft Fesselndes, in den hellblauen Augen glühte ein fast unheimliches Feuer, das braune Haar, über welches ein röthlicher Glanz schimmerte, war mit einer goldenen Kette umwunden. Die Hand, an der ein Ring mit rothem Edelstein blinkte, hatte die Frau heranwinkend nach dem jungen Ritter ausgestreckt. Es war eine Gestalt, wie von Holbein gemalt.

Während die Figuren der Gruppe bewegungslos in ihren Stellungen verharrten, wurde zum Verständnis des Bildes, folgende, wie es hieß vom bleichen Grafen selber nach der Volkssage gedichtete Ballade vorgetragen:

Der greise Herr Peter von Weißenburg
War gar ein männlicher Held.
Nicht fehlte ihm blutiger Schlachten Ruhm,
Nicht fehlte ihm Gut noch Geld;

Nicht fehlt' es an Land und Leuten ihm
Und an einem jungschönen Weib,
Das hatte der greise Herr Peter gefreit,
Zu letzen den alten Leib.

«Und bin ich verhandelt und bin verkauft,
Mein Ehherr ein eiskalter Greis,
Und ist der Lenz dem Winter vermählt,
Die Rose dem dürrn Reis;

So komm, du jungfeiner Buhle mein
Und hilf mir von meinem Leid.
Und wagst du die kecke, die blut'ge That
Bas freu'n wir uns dess' allbeid'.»

Das Brieflein schickt sie dem Buhlen zu,
Der kam geritten zu Roß.
«Willkommen, du feiner Rittersmann,
Willkommen auf meinem Schloß.

Und kommst du geritten zur Weißenburg,
So will ich dein Wirth nun sein.
Erlab' dich an meinem Wildpret und Fisch,
An meinem rothperlenden Wein.

Und hast du 'nen kühnen Jägermuth,
So reiten wir morgen zur Birsch
Im dunklen Tann, in der wilden Schlucht
Da bergen sich Bär und Hirsch.»

Kaum graute der Morgen, da weckt den Gemahl
Schön Irmgard aus seiner Rast.
Bald ritt vom Schlosse herab zur Jagd
Herr Peter mit seinem Gast.

Da stand Herrn Peter jungschönes Weib
Auf dem Söller im Morgenschein;
An ihrem Finger wie Gluth und Blut
Blinkt ein rother Karfunkelstein.

«Und blinkst du herüber wie Gluth und Blut
Du Ringlein an ihrer Hand,
So rinne um unserer Liebe Gluth
Sein Blut auf den gelben Sand.»

Und stieß dem Herren von Weißenburg
Den Jagdspieß stracks in den Leib.
«Glück auf, mein Buhle, du hast erbirscht
Ein Schloß und ein jungschönes Weib.»

Schön Irmgard rief's vom Söller herab.
Nicht hört es der junge Fant.
Sein Leib erzittert wie Espenlaub
Und das Haar zu Berg ihm stand.

Er jagte davon in wilder Flucht,
Auf der Stirn des Mörders Mahl –
Des alten Herren drei Rüden treu
Hinterher durch das Siebenthal.

Während des Vortrags der Dichtung konnten sich die Zuschauer das Bild mit Muße betrachten; nun aber wurde das Publikum ersucht, auf einige Augenblicke abzutreten. «Schön Irmgard» – so hieß die schöne Burgfrau – hatte Niemand erkannt. Man erschöpfte sich in Vermuthungen. Einige meinten, es möchte eine Kuristin des hintern Bades sein, welche vom bleichen Grafen bewogen worden, incognito die schlimme Freifrau darzustellen; andere behaupteten, es sei eine der russischen Fürstinnen, welche sich seit einigen Monaten in Interlaken

aufhielten und so viel von sich reden machten. Man hoffte, das Räthsel werde sich nun lösen, man werde die geheimnißvolle Frau von Weißenburg in der Nähe sehen, mit ihr sprechen, ihre Bekanntschaft machen können. Als aber die Thüre zum Theater wieder aufging, war schön Irmgard verschwunden. Selbst von den Mitspielenden wußte Niemand etwas Näheres, als daß die Freifrau in vollständigem Anzug vom Grafen aus Elselis Zimmer geholt worden und gleich nach Beendigung der Vorstellung spurlos verschwunden sei. – Mir selber ging erst ein Licht auf, als mir Hans Pöhlen des andern Morgens zuraunte: «Habt Ihr Aenneli gesehen, Herr, gestern Abend im Narrenkleide? – Warte der bleiche Satan, der sie hiezu verführte, bis ich ihm einmal an den Kragen kann!» setzte Hans, seinem besondern Gedankengange folgend, leise bei.

Nach Regen kommt Sonnenschein. Auch in Weißenburg konnte man endlich wieder blauen Himmel sehen. An einem der ersten Tage, nachdem sich das Wetter wieder aufgehellt hatte, war eines Morgens ein Blatt Papier im Trinksaal angeschlagen, worauf zu lesen stand, daß Abraham Feuz auf der Leiterweid heute Nachmittag Punkt drei Uhr auf dem Seile reiten würde, wozu eine hochachtbare Badegesellschaft auf's höflichste eingeladen sei.

Nach Tische fand sich eine ziemlich zahlreiche Partie zusammen, welche dem Seilritt des Abraham Feuz auf der Leiterweide beiwohnen wollte. Hans Pöhlen schritt als Führer voran. Zuerst gings dem tosenden Buntschibach entlang bis zum Köhlerplatz hinter dem alten Bad, dann fast eine halbe Stunde lang am Abhang der Schlucht gäh bergan und endlich über die Höhe weg durch einen Forst der schönsten Edeltannen. Wir seien an Ort und Stelle, sagte endlich Hans Pöhlen. Wenige Schritte vor uns senkte sich eine lothrechte Felswand in die Tiefe, wo vierhundert Fuß unter uns ein Wildbach zwischen Felsblöcken schäumte. Ebenfalls lothrecht erhob sich jenseits des Baches eine zweite Felswand. Auf dem jenseitigen Rand dieser schwindlichten, ungefähr achtzig Klafter breiten Erdspalte und etwas höher als die Stelle, wo wir uns gelagert hatten, stand ein kleines braunes Häuschen auf grüner Alp. Es war die Leiterweid, wo Abraham Feuz und seine zahlreiche Familie zu Hause waren. Wollten die Bewohner der Leiterweid unter die Leute gehen, zur Kirche, zur Schule oder zu Markt, so mußten sie zum Theil über Leitern den gähen, gefährlichen Weg in die Schlucht hinab und jenseits wieder hinauf. Einen andern Pfad von der Leiterweid in die bewohnte Welt gab es nicht. Da fiel es dem Abraham Feuz ein, ein langes, starkes Tau über den Abgrund zu spannen. Auf das Tau setzte er rittlings den Gabelast einer Hainbuche und befestigte an die beiden abwärts gekehrten, etwa fußlangen Zinken der Gabel

lose einen kurzen Strick. Das schräg über die gähnende Erdspalte gespannte Tau wurde zur luftigen Hanfbahn, der Gabelast zur improvisirten Lokomotive, welche pfeilschnell darüber weggleiten mußte, und der lose am Gabelast befestigte Strick zum schwindlichten Sitz. So schickte Abraham seine Frau zur Kirche, seine Kinder zur Schule und brachte selbst sein Wildheu über die Schlucht, um es dann ins Thal hinab zu Markt zu tragen.

Die Bahn von gedrehtem Hanf, welche er sich zuerst bloß zur Erleichterung seines Verkehrs mit der Welt errichtet, wurde später für ihn zu einer bedeutenden Einnahmsquelle. Während der Zeit, da sich die meisten Kurgäste in Weißenburg befinden, läßt er je zuweilen Tag und Stunde verkünden, da er und seine Familie den gefährlichen Ritt über das Seil unternehmen werden. Bad Weißenburg hat der pikanten Zerstreungsmittel wenige seinen Gästen zu bieten. Da benutzt man denn in Ermangelung von Roulette und Schauspiel mit Freuden die Gelegenheit, möglicherweise ein oder mehrere Menschenkinder den Hals brechen zu sehen, und schenkt gern dem kecken Seilreiter, der unser Gemüth mit aufregendem Schauer zu erfüllen wußte, ein paar Batzen.

Auch der bleiche Graf war von der Partie und betrachtete die Vorbereitungen mit lebhaftem Interesse. Das lange starke Tau war hüben und drüben an Tannen festgebunden, und zwar auf unserer Seite etwas tiefer als auf der Leiterweid. Nicht lange hatten wir dießseits des Abgrunds geharrt, so erschien jenseits der Aelpler mit seiner Familie. Der Gabelast, welcher über die schiefe Hanfbahn gleiten sollte, wurde rittlings auf das Tau gesetzt und dann vom Vater selbst mit großer Sorgfalt der Strick, der als Sitz dienen mußte, an die Gabel befestigt. Ein krausköpfiger, nußbrauner Bube mit trotzigem Blick setzte sich in die Schlinge, faßte mit der Linken die Gabel, mit der Rechten, deren Haut durch ein Büschel Heu vor der Reibung geschützt war, das Tau. Der Vater ließ ihn los, und wie ein Blitz gings am schiefen Seil über den Abgrund. Ein Schauer überlief uns, aber in zwei Augenblicken stand der Knabe wohlbehalten vor uns. Nach dem Buben machte ein kleines Mädchen die halbschreckende Fahrt; lächelnden Mundes und mit natürlicher Anmuth grüßend langte es an. Zuletzt kam der Vater, in einem Grasbogen eine Ziege vor sich herschiebend.

Abraham Feuz ward von der Gesellschaft mit einem lauten Bravoruf empfangen und der Seilreiter wurde von allen mit neugierigen Blicken gemustert. Man mochte es ihm leicht ansehen, daß auf der Leiterweid die Bissen schmal zugemessen wurden; er war klein, knochig und mager; nichts desto weniger schien er von zähem Holz, flink und keck, eine ächte siebenthaler

Geißennatur. Sein Gesicht war von Wind und Wetter gebräunt wie gebeiztes Nußbaumholz, seine Kleider von selbstgezogener brauner Wolle und sein Hütchen von braunem Filz; von Kopf zu Fuß alles von Einer Farbe, als wären Hut, Haut und Hosen aus Einem Stück. Wohlzufrieden mit unserer Munificenz erklärte er uns umständlich und im Einzelnen seine Kunst. Mit einer Hand müsse man sich am Gabelast halten, sonst würde man aus der Schlinge, in welcher man sitze, herausgerissen werden. Die andere Hand am großen Tau diene als Radschuh, um die allzugroße Schnelligkeit der Fahrt nach Nothbedarf zu mäßigen, da man sonst Gefahr laufe, mit Gewalt an's jenseitige Bord geschleudert zu werden.

Als Abraham Feuz mit seiner Erklärung zu Ende war, meinte der bleiche Graf, ein solcher Seilritt scheinere gefährlicher als er in Wirklichkeit sei; man sitze ja in der Schlinge so sicher wie auf einem Stuhl; die ganze Kunst bestehe in weiter nichts als in einem bischen Muth. Der Seilreiter schaute ihn lächelnd aus seinen schlaunen Augen an und einer aus der Gesellschaft äußerte sich spöttisch, solche Reden seien gut führen, wenn man dabei auf festem Boden stehe. Empfindlich erwiderte der Graf, er bleibe bei dem, was er gesagt, und um es der Gesellschaft zu beweisen, werde er selber über das Seil reiten. Dagegen erhob jedoch der braune Aelpler die entschiedenste Einsprache. Das Kunststück sehe freilich leicht aus von weitem; es habe aber schon mehr als Einer, der damit groß thun wollte, seinen Vorwitz schwer gebüßt; einen, der das Tau nicht fest genug gehalten, habe die Gewalt des Schwungs an die Tanne geworfen, an der das Seil angebunden sei, einen andern habe mitten auf der Fahrt der Schwindel erfaßt und er sei in die Tiefe gestürzt, von den geschundenen Händen gar nicht zu reden, welche er selber und seine Kinder zum öftern davontrügen. Half aber alles nichts. Der bleiche Graf bat die Gesellschaft, ihm als Zeugen zu dienen, daß er sich keines Werks berühmt, welches er nicht auch auszuführen unternehme; man möge die Gefälligkeit haben, zu warten, bis er den Umweg durch die Schlucht nach der Leiterweid hinüber gemacht. Schließlich mochte auch Abraham Feuz den paar Thalern nicht widerstehen, welche ihm der Graf für seine Beihülfe bot.

Es verging fast ein Stündchen, bis wir ihn auf der jenseitigen Höhe erscheinen sahen. In der äußersten Spannung schauten wir den Vorbereitungen zu, welche drüben gemacht wurden. Die Damen jammerten um das junge Blut, welches sich so muthwillig in Gefahr begeben; einige Zweifler boten noch Wetten an, der bleiche Graf werde das Wagstück nicht zu Ende führen. Hans Pöhlen, unser Führer, saß etwas abseits und blickte finster und mit lauern-

dem Auge nach dem Beginnen des Herrleins, das ihm sein Aenneli abwendig gemacht, wovon jedoch kaum jemand in der Gesellschaft außer mir eine Ahnung hatte.

Endlich waren auf der Leiterweid die Anstalten getroffen. Furchtlos setzte sich der bleiche Graf in die Schlinge des Gabelastes; der alte Seilreiter schob ihm ein tüchtiges Bündel Heu in die Rechte, welcher bei allzurasher Fahrt die Verrichtung des Bremsens oblag. Noch ein Augenblick, und der Graf flog, während uns allen der Athem stockte, über den Abgrund hin.

Bis über die Mitte des Taus ging die Fahrt ganz glücklich von statten. Das Tau konnte wegen seiner Länge nicht straff gespannt sein; von seiner jenseitigen Befestigung an hing es erst ziemlich schief abwärts, gegen den dießseitigen Rand der Erdspalte lief es dann wieder etwas aufwärts. Der während der ersten Hälfte der Fahrt erhaltene Schwung mußte den Seilreiter gegen das Ende seiner Luftreise wieder bergan treiben, ungefähr so, wie es auf einer russischen Rutschbahn geschieht. Wie es scheint, hatte der Graf zu Anfang des Ritts mit der Rechten stärker als nöthig gebremst, oder es hatte sich das Tau von den wiederholten Fahrten gestreckt und hing nun schlaffer als sonst über dem Abgrund. So kam's, daß alsbald der Ritt langsamer und langsamer wurde, und ungefähr zehn Klafter vom dießseitigen Rand blieb endlich der Graf gänzlich stecken. Ein Schreckensschrei entfuhr den Damen. Da hing das junge Herrlein vierhundert Fuß über dem dumpf in der Tiefe tosenden Bach, als Sitz einen dünnen Strick, und konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts. Von drüben rief Abraham Feuz, der Herr solle sich mit beiden Händen am Tau aufwärts arbeiten, aber von unserem Standpunkt aus war deutlich zu sehen, wie des Grafen Augen sich größer und größer öffneten und sein dunkles Haar sich zu sträuben begann. Er hatte genug zu thun, sich des Schwindels zu erwehren.

«Helft, um's Himmels Willen helft!» rief er. «Helft!» riefen wir dem Seilreiter nach der Leiterweid hinüber. «Das Seil ist schon seit zwei Jahren an Wind und Wetter; ich traue, es wird das Gewicht von zwei Mannen kaum ertragen; ich habe Frau und Kind,» rief Abraham Feuz zurück. Jammernd hielten sich die Frauen die Taschentücher vor die Augen, rathlos standen wir andern am Rand der Schlucht. Da trat, plötzlich entschlossen, mit dem Ruf: «Laßt mich machen»! Hans Pöhlen herzu.

Ohne langes Besinnen raffte er etliche Stricke zusammen, mit welchen die Ziege im Grasbogen festgebunden gewesen, warf sie über das Tau, setzte sich in die Schlinge und rutschte vorsichtig bis zum Grafen hinunter. Zuvor



aber flüsterte er mir noch heimlich in's Ohr: «Ich laß 's Aenneli grüßen, falls ich mit dem Gräflein einen Flug in den Bach hinab mache.» – All dieses war so rasch gekommen, daß mir keine Zeit blieb, über den Sinn dieser Worte nachzudenken. In athemloser Spannung schaute ich gleich den übrigen dem Unterfangen zu.

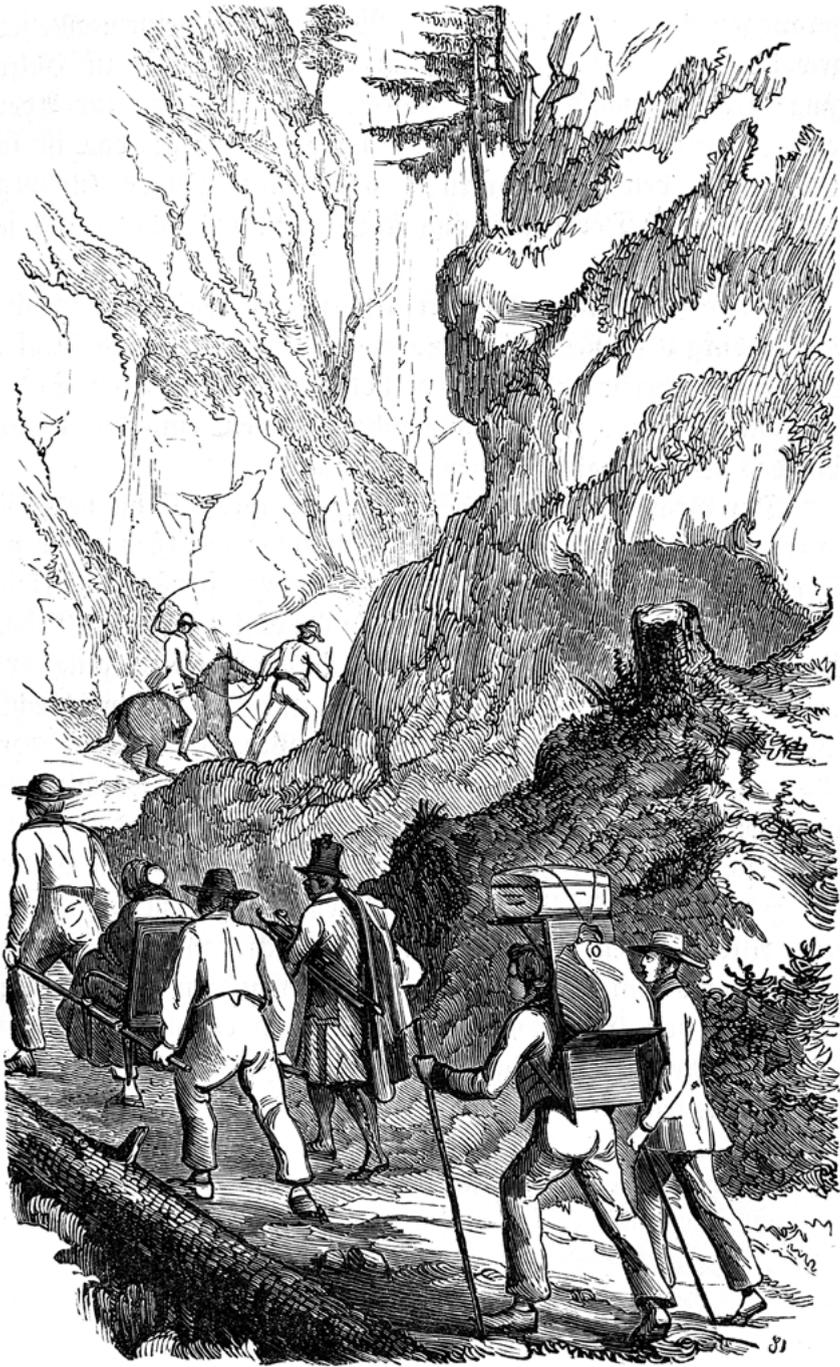
Zwei Schritte vom Grafen hielt Hans Pöhlen still. «Helft, um meiner Mutter willen, helft!» rief jener. «Schon tanzen die Berge und die Tannen wie Kreisel um mich herum.» – Hans Pöhlen zog kalt sein Messer hervor und legte es an das große Tau. Krampfhaft wollte der Graf darnach greifen, aber der Führer rutschte zurück, bis er sich aus dem Bereich seines Arms befand. Was Hans nun zum Grafen sprach, das sagte er so leise, daß wir es nicht hören konnten. Dieser erwiderte erst zornig, dann bittend. Der Führer hielt dabei immerfort das Messer am Tau, als ob er es mit einem Ruck entzwei schneiden wollte. Endlich erhob der bleiche Graf seine Hand, als wie zu einem feierlichen Schwur. Gleich darauf steckte Hans Pöhlen das Messer ein, nahm seine Stricke zur Hand, band mit dem einen den Grafen am Gabelast fest, schlang das Ende des andern um dessen Leib und arbeitete sich dann, das andere Ende mit sich nehmend, wieder zum Rand der Schlucht zurück, wo wir seiner in banger Erwartung harrten. Sobald er einmal auf festem Grunde stand, gelang es unsern vereinten Kräften mit leichter Mühe, den Grafen vermittelst des Stricks, dessen Ende um seinen Leib geschlungen war, am großen Tau zu uns herauf zu ziehen.

Als sich der Graf etwas erholt hatte, traten wir den Rückweg in's Bad an. Das erlebte Abenteuer war unterwegs der ausschließliche Gesprächsstoff und jeder Umstand wurde herausgehoben und beleuchtet. Was er mit seinem Messer gewollt, als er dem Grafen auf das Tau hinaus zu Hülfe ging? fragte jemand unsern Führer. «Dem Herrn zur Ader lassen, wenn ihm «g'schmuecht»* worden wäre; das ist so Brauch bei den Bergführern,» gab Hans Pöhlen kurzweg zur Antwort. Der Graf ging still, ernst und blässer als je nebenher.

Vater I. . . . und Elseli gehörten zu den ersten, welche Weißenburg verließen; die Heuernte rief den Alten nach Hause. Bei seiner Abreise lud er wiederholt die Gräfin, ihren Sohn und mich, die wir seine Tischnachbarn waren, ein, ihn, bevor wir das Siebenthal verließen, zu besuchen.

Der Gräfin war die Gefahr, welche ihren Sohn bedroht hatte, in Folge seiner dringenden Bitten verschwiegen worden. Der Graf aber war seither

* G'schmuecht = ohnmächtig.



wie verwandelt; seine Munterkeit war hin, seine Spaziergänge im Waldesduft hatten ein Ende. Seinem Lebensretter, dem wackern Hans Pöhlen, ging er, wo er ihn traf, aus dem Wege. Die Kur schlage ihm schlecht an, die Luft sei ihm zu rauh in diesen Bergen, klagte er der Mutter; er wolle fort nach Italien. Des Sohnes Wunsch war der Mutter Wille. Vor der Abreise sollte jedoch noch der Besuch bei Vater I.... stattfinden. Die Gräfin wollte das goldhaarige Elseli noch einmal sehen. Zudem mußte mit dem Alten wegen der Weißenburg Rücksprache genommen werden. Es war begreiflich, daß bei bewandten veränderten Umständen von Erwerbung der Ruine und deren Wiederaufbau keine Rede mehr sein konnte. Die Gräfin lud mich ein, sie zu begleiten.

Wer kennt nicht die rothbraunen hölzernen Häuser des Berner Oberlandes mit ihren flachen, mit Steinen belasteten Schindeldächern, mit ihren gleich Brabanter Spitzen ausgeschnittenen Laubengeländern, mit ihren zierlich geschnitzten Balkenköpfen und den langen Reihen ihrer in der Sonne glitzernden Fenster? Wer noch keines an Ort und Stelle gesehen, dem wurde doch gewiß von einem Freund oder einer Freundin ein solches sauber in Baumwolle verpackt von einer Schweizerreise als Angedenken heimgebracht.

In einem der schönen Dörfer des Simmenthals stand Vater I.... des Simmenthaler Millionärs, hölzernes Haus. Desselben Dach war wie alle andern mit großen Feldsteinen beschwert, aber die Laubengeländer und Balkenköpfe kunstreicher und geschmackvoller ausgeschnitten als die der meisten andern Häuser. Auch schienen die Fenster an der mittäglichen Giebelfront größer und von hellerem Glas. Im übrigen sah das ganze hölzerne Haus so sauber und nett aus, als wär's ein Riesenspielzeug, so eben aus der Schachtel gehoben. Zwischen den Stockwerken der Giebelfront sah man weißgetünchte Bänder über das rothbraune Holzwerk gezogen, welche, dem Vorübergehenden zur Nachricht und Erbauung, mit zierlich verschnörkelter Frakturschrift bemalt waren. Zwischen den Fenstern des Erdgeschosses und ersten Stockwerkes stand der fromme Spruch:

«O lieber Gott, das Haus bewahr'
Vor Wassersnoth und Feuersgefahr!
Wer darin gehet aus und ein,
Woll' deinem Schutz befohlen sein.»

Unter den Fenstern des zweiten Stockwerks war zu lesen: «Christen I.... und Rosina Z'wald, seine Ehefrau, haben dieß Haus lassen bauen.» – Unter den Dachkammerfenstern stand der Name des «ehrbaren und geschickten

Zimmermeisters Jakob Dällenbach», und ganz oben im Giebel sah man die Jahreszahl 1753.

Dem Hausherrn, der uns auf's freundlichste am Wagenschlag empfing, bemerkte die Gräfin neckend, er halte es mit seinem Haus wie mancher Herr von neugebackener Noblesse mit seinem Adelsbrief und habe dasselbe um hundert Jahre vordatirt. Offenbar seien es noch keine drei Jahre her, seit es gebaut worden. Vater I.... erwiderte lächelnd, Christen I.... und Rosina Z'wald seien seine Großeltern gewesen; daß die äußern Wände noch so neu aussehen, komme daher, weil sie jährlich ein oder zweimal mit warmer Seifenlauge gewaschen würden, was überall im Siebenthal, wo man noch auf Ordnung und Reinlichkeit halte, Brauch und Uebung sei. – Den ehrbaren Jakob Dällenbach habe sein Werk jetzt schon um mehr als ein halbes Jahrhundert überdauert. – Es dürfe, fügte der Alte bei, der Meister, der solch ein hölzernes Haus zu bauen verstehe, mit Fug und Recht seinen Namen darauf setzen; zu solch bescheidenem Bau bedürfe es größerer Kunst als man meinen sollte. Durchweg werde grünes Holz dazu verwendet, wie es aus dem Walde komme; da müsse denn jedes Stück so zugeschnitten werden, daß es nach dem Eintrocknen das rechte Maaß behalte, sonst würde das Bauwerk schon im ersten Jahr aus den Fugen fallen. Wie viel das stehende, wie viel das liegende Holz abdorrt, wisse ein geschickter Zimmermeister auf den Viertelszoll auszurechnen.

Nach dieser Apologie der Zimmerleute des Simmenthals führte uns Vater I.... die Treppe hinauf auf die Laube und von dort in seine Staatszimmer. Das hatte die dicke Gräfin nicht erwartet: Stühle und Sophas vom köstlichsten Holz, große Spiegel mit vergoldeten Rahmen, die feinsten Pariser Tapeten, und sogar ein kostbares Clavier.

«Sie sind ja logirt wie ein Prinz,» meinte die Gräfin. – «Weibereitelkeit!» lachte Vater I.... «Da war keine Ruh und kein Frieden, bis man allerlei Zeug aus der Fremde beschickt hatte, welches sich in ein hölzernes Haus hineinschickt wie eine Faust auf ein Auge.» – «Wart nur, Großvater!» erwiderte Elseli. «Zu deiner Strafe will ich die Herrschaften in deine Rauchkammer führen.» Und griff ohne weiteres die dicke Gräfin am Arm und zog sie zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter. Der Alte folgte uns scheltend und lachend in sein Heiligthum.

Hier waren nun freilich weder Sammt noch Seide, weder Pariser Tapeten noch vergoldete Spiegelrahmen zu sehen. Ein dunkles Täfelwerk von Nußbaumholz bekleidete Wände und Decke. Vor einem Tisch, auf welchem

Bücher und Schriften lagen, stand ein Lehnstuhl mit braunem Lederpolster. An den Wänden sah man kunstreich geschnitzte Schränke und Truhen von Nußbaum- und Eichenholz. In einem Winkel surrte eine Schwarzwälderuhr. So war in dieser Stube alles in die ernste, braune Simmenthaler Livree gekleidet. Aber durch das weinlaubumrankte Fenster schien die goldene Sonne herein und übergoß die alten Möbeln und die Wände mit warmen behaglichen Farbentönen. – «Jetzt müssen wir wieder hinauf, sonst wird der Großvater höh'n» (böse), mahnte Elseli, nachdem es uns einige Augenblicke gegönnt hatte, das niederländische Stilleben zu betrachten.

Oben in den Staatszimmern waren unterdessen einige Erfrischungen aufgetragen worden, Kaffee im feinsten Porzellan, hundertjähriger Saanenkäse, goldgelbe Butter, Honig und das Simmenthaler Nationalgericht, Kirschmus, welches aus dem mit einem Zusatz von fettem Rahm über gelindem Feuer eingekochten Saft der kleinen wilden Bergkirsche besteht. Wer den Kaffee nicht mochte, dem wurde ein vortrefflicher rother Wein eingeschenkt, welcher vom Wallis her in kleinen Fässern entweder auf Saumthieren oder auf dem Rücken der Träger über den Sanetsch gebracht worden war; dazu nach Belieben entweder kräftiges braunes Roggenbrod oder Backwerk vom weißesten Weizenmehl.

Nach dem Abendimbis schritt man zu den Geschäften und es wurde dem Herrn Notar mitgetheilt, daß die Gräfin auf den Ankauf der Weissenburg Verzicht geleistet habe. Schließlich äußerte die Gräfin ihr herzliches Bedauern, daß ihr nun die Gelegenheit entgehen würde, die Bekanntschaft des alten Adels der Umgegend zu machen, die Träger der Namen der Burgen und Schlösser, welche als Denkmäler alter Ritterzeit von so manchem Hügel und Felsen hernieder schauen. – Vater I. lächelte schalkhaft in den Bart. Er habe, meinte er, eben einige im Hause und mache sich ein Vergnügen daraus, dieselben der gnädigen Frau vorzustellen.

Man war in's Freie gegangen und saß in der Abendkühle vor dem Hause. Nicht weit von uns dengelte ein Knecht seine Sense, ein zweiter führte auf hochbeladenem Schubkarren den Dünger aus dem Stall; eine Magd molk auf einem kleinen Weideplätzchen vor dem Haus zwei Kühe. Der mit der Sense, fuhr Vater I. zur Gräfin gewendet fort, sei ein von Allmen, jener mit dem Schubkarren gehöre zum Geschlecht der von Gunten und das melkende Mädchen stamme von einer der ältesten Familien des Oberlandes, von den ab Planalp. Es wären sonst noch mehrere da, aber der Hans von Ringoldingen sei eben mit einem Pferde in die Schmiede geritten und der

Christen ab Eggen ziehe als Käser im Sommer mit den Heerden nach den höhern Alpen.

Ganz betroffen schaute die dicke Gräfin bald den Alten, bald die Knechte und Mägde mit den adeligen Namen an und wußte nicht recht, ob sie gefoppt werde oder träume. Ihr Erstaunen brach endlich in den Ausruf aus: «Unmöglich!» – «Es ist schon so,» bestätigte unser Wirth. «Es gab eine Zeit, da saßen die Vorfahren dieser Leute auf stolzen Burgen, und unsere Urväter, die Imobersteg und Z'wald und Tönen u. s. w. waren ihre Hörigen und mußten ihnen dienen. Dann kam der Bär mit seiner schweren Tatze und schlug die Burgen und die Schlösser nieder; wir aber mußten dem Landvogt dienen statt dem Schloßherrn. Da hat sich das Rad wieder etwas gedreht; Michel von Allmen muß mir mein Gras mähen und Mädeli ab Planalp melkt mir meine Kühe; aber die Stimme des Siebenthalers wiegt gleich schwer, wie die des Herren von Bern, dessen Vater einst als Landvogt zu Wimmis auf dem Schlosse saß. So läuft eben die Weltgeschichte.» – Die dicke Gräfin seufzte: «Hier ist kein Boden, alte Burgen wieder aufzubauen.»

«Seht,» rief jetzt Vater I. «Da kommt gar Einer vom allerältesten Adel, wie die Sage geht, der letzte Sprosse des freiherrlichen Geschlechts derer von Weißenburg.» – Wirklich schritt der verwitterte Wasserträger des hintern Bades mit seinem schweren Tragkorb und seinem langen Stecken des Weges daher. – «Woher, Peter von Siebenthal?» – «Vom Stockensee,» antwortete der Mann, «wo ich für die Herrschaften im Bad Forellen holte. S'ist ein saures Verdienen!» fügte er, den Schweiß wischend, bei. – «He, Mädeli ab Planalp! hole dem Peter von Siebenthal ein Glas Wein; er soll's auf unsere Gesundheit leeren.»

So pikant die Scene an und für sich war, so schien doch der dicken Gräfin höchst unbehaglich dabei zu werden. Auch der bleiche Graf, der schweigsam und hüstelnd den Ausflug mitgemacht hatte, wurde seit dem Erscheinen des Peters von Siebenthal unruhig und drängte fort. Von Gunten und von Allmen spannten uns den Wagen ein und nahmen mit Dank das dargereichte Trinkgeld.

Die dicke Gräfin und ihr bleicher Sohn hatten von nun an keine Ruhe mehr in Weißenburg. Nach wenigen Tagen reisten sie ab. Ihre Reise ging über Saanen nach Vevey an den Genfer See, von wo sie dann im Herbst über den Simplon nach Italien wollten. Vor seiner Abreise schrieb der bleiche Graf folgende Strophen auf die hölzerne Bank beim Wasserfall:

Im tiefen Felsenbette
Tost laut der Buntschibach;
Es ächzt der Wind im Walde,
Wie aus kranker Brust ein leises Ach.

Es flimmern die Kerzen, es rauschen
Die seidnen Gewänder im Saal;
Es schallen Scherz und Lachen
Der fröhlichen Brunnengäste allzumal.

Da färben sich blasse Wangen,
Wie Abends der Gletscher Schnee;
Da funkeln feuchte Augen,
Wie in dunkler Nacht ein Stern im See.

«Ade! Ich reise morgen –
Ade, ihr Genossen mein!
Wir wollen uns drob nicht grämen;
Es muß doch einmal geschieden sein.

Und wenn die Bergrosen blühen
Ueber's Jahr am Gantrischhorn,
Da finden wir uns ja wieder
An Weißenburgs lauem Wasserborn.

Und kehren nicht Alle wieder,
Und bleiben drei Sitze leer,
So zeichnet drei Kreuze darüber,
Und tragt's im Herzen nicht allzuschwer.»

In tiefem Felsenbette
Tost laut der Buntschibach;
Es rauscht der Wind im Walde,
Wie todter Lieben leises Ach.

Nicht lange gings, so war auch meine Kurzeit abgelaufen. Mein Gepäck mußte mir Hans Pöhlen in's Dorf hinuntertragen. Ernsthaft ging derselbe

neben mir her. Meine Neugierde trieb mich zu der Frage: «Was hast du mit dem bleichen Grafen angefangen, da du mit ihm bei der Leiterweid am Seile hingst? Ich hatte gefürchtet, du wollest ihn in den Abgrund fliegen lassen, da du mir den Gruß an's Aenneli auftrugst und dann auf dem Seil dein Messer zogst. Wider Erwarten brachtest du deinen Nebenbuhler auf festen Grund; der nun gibt das Mädchen auf und schiebt sich außer Landes. Verstehe das, wer's kann!» – «Das Gräflein mußte mir's schwören, als wir beide an einem Faden zwischen Himmel und Erde hingen.» – «Und schwur er's nicht?» – «So hätte ich mit meinem Messer das Seil durchschnitten. Ein Wunder, wenn dann noch mehr als eines Fingers lang ganze Knochen von einem von uns beiden gefunden worden wäre unten im Bach.» – «Und mochtest dem Aenneli sein Glück nicht gönnen?» – «Sein Glück? Ist's ein Glück für ein Mädchen, von einem hergelaufenen vornehmen Herrn zum Narren gehalten, und wenn seine Laune vorbei, sitzen gelassen zu werden? Hier zu Land führt ein solches Glück die Mädchen schließlich in's Siechenhaus. Dahin soll Aenneli nicht!» Gegen das, was Hans Pöhlen da sagte, war freilich nicht viel Triftiges einzuwenden.

So schied ich von Weißenburg und erfuhr ein Jahr laug durchaus nichts, weder von der dicken Gräfin und ihrem bleichen Sohne, noch von Hans Pöhlen, Aenneli von Siebenthal, Vater I. . . . oder dem blonden Elseli.

Als des andern Sommers die Bergrosen wieder blühten am Gantrischhorn, zog es mich, der Quellennymphe noch einmal einen kurzen Besuch abzustatten. Es drängte mich die Bekannten aufzusuchen, mit denen ich am Wasserfall, auf der Engländerbank und im Pavillon so manche trauliche Stunde verplaudert; es drängte mich die Fäden des Romans wieder aufzufinden, welche der bleiche Graf und Aenneli von Siebenthal in einander geschlungen, und die dann Hans Pöhlen zwischen Himmel und Erde hängend zerrissen hatte; es drängte mich zu erfahren, welchen der Namen, die ich voriges Jahr in meine Brieftasche geschrieben, ein Kreuz beizusetzen sei.

Beim Wirthshaus im Dorf Weißenburg harrte wie ehemals das alte türkische Maulthier auf die ankommenden Badegäste. Dagegen sah ich mich umsonst nach meinem Freunde Hans Pöhlen um. Es mangelte zwar nicht an schnigten Simmenthalern, mir mein leichtes Gepäck nach dem Bade zu tragen; was wußten diese aber von Aenneli mit den «blitzblauen» Augen und dem bleichen Grafen? Meine erste Frage an den Träger, der mit meinem Nachtsack vor mir her den Berg hinan schritt, lautete: «Was ist aus deinem Kameraden geworden, der so hübsch johlen konnte?» – «Hans Pöhlen ist diesen Mai nach Amerika.» – «Was hat ihn fortgetrieben aus seinem grünen

Sieenthal, da ja nach seiner Meinung kein schönerer Fleck Erde unter der Sonne steht?» – «Das ist eine dumme Geschichte,» erwiderte der Träger. «Wegen einem Mädchen kam es so. Hat sich fast hintersinnt, der Hans, weil das Ding nichts von ihm wissen mochte. War wohl der Mühe werth! Hat ja kaum den Kittel eigen, den es auf dem Leibe trägt, und fehlt ihm dazu noch im Oberstübchen.» – Armer Hans Pöhlen! dein Seilritt hat dir also doch keine Rosen gebracht.

Um das neue Bad herum wimmelte es wie ehemals von schwächlichen Männern, schmal zwischen den Schultern und langen Halses, von Mädchen und Frauen mit den verdächtigen Röslein auf den Backenknochen und dem unheimlichen, feuchten Glanz der Augen: bekannte und unbekannte Gesichter. Vor allem freute es mich, Vater I.... wiederzusehen, der nach alter Gewohnheit gekommen war, sich seine Musterkarte aus der großen Welt zu studiren, aber dießmal allein. Seine Enkelin, das Elseli mit dem goldfarbigen Haar, befand sich zur Vollendung ihrer Erziehung in einer Bildungsanstalt in Genf.

Als Herr Müller nach Tisch ein paar Minuten frei hatte, mußte er mir Bericht erstatten. Ein Dutzend Kreuze hatte ich bereits in der Brieftasche. «Und der bleiche Graf?» Herr Müller zuckte mit den Achseln: «Auch ein Kreuz! ich hörte, er liege seit letztem März in Nizza begraben.»

Indem ich meinen dreizehn Kreuzen in der Brieftasche nachsah, zog es mich nach dem tosenden Buntschibach, nach dem Wald, in dem der Wind so unheimlich ächzte. Es zog mich dem Bach nach abwärts zum Hügel, wo das Gemäuer der Weißenburg steht. Fast noch dichter als im letzten Jahr wucherten hier Dornen und Gestrüpp. Endlich entdeckte ich einen kaum bemerkbaren Pfad und schlich mich leise zu den grauen Trümmern hinan. Am Fuße des westlichen Thurmes mit dem Spitzbogenfenster, dessen verwittertes Haupt die Ruine überragt, weideten drei Geißen. Die Sonne neigte sich gegen Abend und überfluthete die Burg, den Wald, das Thal mit ihren goldgelben Strahlen. Ich stand hinter einem Strauch versteckt und spähte. Da sah ich im Spitzbogenfenster des Thurms ein sonderbares, fremdartiges Wesen erscheinen. Eine schlanke Frauengestalt war's in meergrünem Seidenkleid und alterthümlichem Spitzkragen; um ihr braunes Haar, über welches ein röthlicher Glanz schimmerte, war eine goldene Kette gewunden, an ihrer Hand glitzerte ein goldener Ring mit rothem Stein, ihre hellblauen Augen glühten unheimlich wie zwei Leuchtwürmer. Sie schaute in's Thal hinab nach der Straße, die von Saanen und vom Genfer See herführt. Wenn ein Reisewagen daher gefahren kam, färbte sich ihr Gesicht, sie erhob die Hand mit dem Ring,

als ob sie ein Zeichen geben wollte. Fuhr dann der Wagen durchs Dorf weiter thalabwärts, so sank ihre Hand und ihre Wangen wurden wieder blaß; aber unbeweglich blieb sie unter dem Thurmfenster stehen.

Durch das dichte Tannengebüsch den Blicken des sonderbaren Wesens verborgen, genoß ich mit Neugierde und leisem Grauen des unheimlichen Schauspiels, von dem ich mich nicht loszureißen vermochte. Als endlich die Sonne untergegangen war und die Nacht hereinbrach, verschwand die Erscheinung am Spitzbogenfenster. – Bald darauf trieb Aenneli von Siebenthal im braunen Kittel, barfuß, gesenkten Kopfes und mit traurigen Mienen, meiner nicht achtend, ihre Geißen an mir vorüber ihrer Hütte zu.



Peterli, der verlorne Sohn.

Erstes Kapitel.

Bauer oder Herr?



ir lenken das Auge des geehrten und wißbegierigen Lesers an einen Ort, welcher eigentlich für die neugierigsten Blicke ein unzugängliches Heiligthum sein sollte, nämlich hinter die roth und weiß geecksteinten Vorhänge, welche das breite Ehebett umgeben, in dem der Schnabelbauer bei der Schnabelbäurin unter einem viertelzentnerigen Dakbett liegt.

Nicht als ob wir Peterli's Geschichte so gar vom Anfang des Anfangs an zu erzählen anfangen wollten, – etwa vom Ei der Leda an, wie die Gelehrten sagen würden, welche Leda im Vorbeigehen bemerkt eine Jungfer war, die Eier legte, was heut zu Tag nicht mehr vorkommt, obschon es noch genug Jungfern gibt zu Stadt und Land, welche Hühner sind, nämlich Nisthühner, aber keine Eier legen. Eine Lebensgeschichte so früh anzufangen würde sich heutzutage nicht schicken. Da wo wir beginnen wollen, trägt Peterli schon seine neunzehn bis zwanzig Jahre auf dem Rücken und hinter den roth und weiß geecksteinten Vorhängen des Ehebettes des Schnabelbauers handelt es sich nur mehr um die künftige Laufbahn auf welcher Peterli, des Ehepaares letztgeborenes Söhnchen, durch's Leben rutschen soll. Er sei der Meinung, sprach der Mann, Peterli solle werden, was der Vater ist und der Großvater war, – Schnabelbur. «Sei doch nicht so dumm, Hansli, entgegnete die Frau; der Peterli ist zu etwas Führnehmerem bestimmt, als seiner Lebtag ein Muttenstüpfer zu bleiben, wie du einer bist. War er nicht ein gar Geschickter in der Schule und immer von den Ersten?» Er glaub's bigost wohl, schaltete der Schnabelbauer ein: «hast dem Schulmeister allemal fast eine halbe Sau z'Wursteten geschickt.» «Aber sein herrscheligs Wesen in allen Stücken! – fuhr die Mutter fort. Ist ihm nicht das Schaffen ärger zuwider als Purgaz? ißt er je einen geschwellten Erdäpfel, wenn ich ihm nicht Anken und Käs dazu aufstelle?» Ginge es nach seinem Sinn, meinte der Schnabelbauer, er hätte den

Herrn längst schon aus dem Peterli ausgetrieben und zwar mit dem Muni-
zänner. Mit Einem, dem das Schaffen und die geschwellten Erdäpfel zuwider
seien, komm's allweg nicht gut. «Das verstehst du nicht besser, Hansli, wider-
redete die Bäurin. Peterli gehört nicht in's Dorf zum groben Bauernvolk, son-
dern in die Stadt zu den Herrenleuten. Da kann's ihm gar nicht fehlen. Erst
lassen wir ihn studiren, etwa ein halbes Jahr; dann geht er als Schreiber in eine
Amtschreiberei oder zu einem Fürsprech. Einmal so weit, ist er bald oben
aus. Er fängt an Geschäfte zu machen, verdient Geld wie Laub, bekommt bald
einen guten Pfosten, kauft sich ein Haus in der Stadt, nimmt eine Frau, aber
eine reiche und fürnehme. Dann laß ich den Choli anspannen und fahre zu
ihm hinein und richte ihm d'Hushaltig ein, daß es eine Gattig hat. Und bin ich
damit fertig, so lug ich zum Fenster hinaus und lose, wie die Leute unten vor-
beigehen und sagen: das schöne Haus gehört z'Schnabelburs Peterli und die
Frau, wo oben-use lugt isch sis Müetti. Aber du magst das Gfell im Peterli
nume nid gönne; die Paar Batze reue di, wo me no müeßt an ihn wände. Wäge
deßi muß jitz das arme Bübli, wo no chönt Rothsherr oder gar Landamme
werde, siner Läbelang nom Chüestall stinke und der Melchstuhl am Hinder
umme dräge. Daß du's numme weisch, Hansli, du bisch dr wüschst Hung
gäge dis Ching, wo hütigs Tags im Kanton umme lauft.»

Im Verlaufe dieser Rede war der Schnabelbauer im Bette aufgesessen und
hatte ruhig zugehört, wodurch die Bäurin sich veranlaßt sah sich zu unter-
brechen und zu fragen, was es gäbe? warum er sich nicht niederlege? «Ob es
ihr je schon vorgekommen, daß man z'liegliche die Predigt anhöre?» gab der
Schnabelbauer zur Antwort, worauf die Schnabelbäurin sehr höhnn wurde,
dem Hansli den Ellenbogen in die Rippen stieß, sich gegen die Wand kehrte
und chupte*. Da legte sich auch Hansli wieder nieder und bald ließ sich hinter
den weiß und roth geecksteinten Umhängen nichts weiteres mehr hören, als
ein gesundes zwiefaches Schnarchen.

Es war selbesmal um die Zeit, da die Bienen in den Impstöcken sich wie-
der zu rühren anfangen; von da und dort trug schon eine ein Paar goldgelbe
Höschen heim. Die Ameisen erwachten auch aus dem Winterschlaf, kamen
an die schöne laue Sonne hinaus und suchten nach Tannennadeln und Gras-
hällmchen, um sich ihr Sommerhaus zu bauen. Die Bauern aber zogen auf
den trockenen Aeckern die ersten Furchen und die Bäurinnen säeten in ihren
Gärten Zwiebeln und Kraut.

* chupen – schmollen.



Als man des andern Tages am Morgenessen saß, sagte der Schnabelbauer: «Kannst heute für mich Pflug halten, Peterli, was man nie probiert, lernt man nie.» «Arm's Bübeli!» seufzte die Mutter. Der geneigte Leser würde sich jedoch eine falsche Vorstellung vom «armen Bübeli» machen, wenn er sich darunter etwa ein g'rings, durchsichtigs Bürschlein dächte, das von einem rechten Zugluft umgeweht werden könnte, und welchem die Dörrsucht bereits aus den hohlen Augen schaut. Des Schnabelbauers Jüngster war im Gegentheil ein langaufgeschossener Bengel mit breiten Prätzen und starken Knochen, der sich oben über hielt, nicht aus Schwäche, sondern weil er zu

faul war, den Rücken grad zu strecken. Peterli hatte einen Taubenhandel oder irgend ein anderes nicht minder wichtiges Geschäft vorgehabt, weshalb er zu den Worten des Vaters ein saures Gesicht schnitt und sie keiner Antwort würdigte. Half aber für heute weder das seufzen der Mutter noch das chupen des Buben, sondern derselbe mußte gern oder ungern mit dem Vater nach dem obern Rüttacker, wo Haber gesäet werden sollte.

Der Choli, mit welchem die Schnabelbäurin in die Stadt fahren wollte, wenn einmal der Peterli ein schönes Haus hätte und eine Frau, aber eine reiche und fürnehme, – dieser selbe Choli mußte jetzt vor zwei Stieren her den Pflug ziehen helfen, den Peterli zu seinem großen Verdruß sollte halten lernen, indeß der Vater z'Acher trieb. Es fanden sich zwar da und dort Steine im obern Rüttacker und zwar nicht grad von den kleinsten; auch stieß man zuweilen auf eine Wurzel, weil da und dort noch eine Eiche im Grünhaag stand. Sonst war das Stück Feld, das umgefahren werden sollte, eben und nicht gar wild und wenn der Schnabelbauer selber Pflug gehalten hätte, so würde es nach dem Ackern ausgesehen haben, wie ein Gartenbeet. Heut ward freilich die Arbeit minder schön. Der Vater mochte mit seinen zwei Stieren und dem Choli noch so grade und g'satzlich* fahren, so schnitt der Bube eine Furche, bald kaum so breit wie eine Radfelge und handkehrum nicht viel schmaler als eine Stallsthüre. Jetzt fuhr der Pflug ganz z'gstözlige** in den Boden hinein und nagelte den Zug auf dem Platze fest, dann warf es ihn wieder aus der Furche hinaus, daß er wie ein Schlitten über den Acker wegfuhr. «Drück es Bitzli!» belehrte der Vater, – «jetz lüpf*** – meh hott um; hüst e chli». Half aber Alles nichts. Peterli gab zur Antwort: «mach's selber, Aetti, wenn dr's nit gut g'nug cha.» Es war als ob er die Sache mit Fleiß recht ungatlich in die Hände nähme und der Schnabelbauer mußte sich ordentlich zusammennehmen, um die Peitsche, womit er den Choli und die Stiere regierte, nicht dem Buben um die Beine zu schlagen. Ging Einer am Rüttacker vorbei, so schaute er eine Weile der Machenschaft zu und ging dann kopfschüttelnd seines Weges. Der Vater aber übte sich in Geduld und dachte, es werde vielleicht besser kommen nach und nach; ihm habe zwar Niemand zeigen müssen, wie man Pflug halte, – es sei ihm so zu sagen schon von selbst in den Fingern gelegen. Peterli sei leider anders genatürt – er schlage mehr

* g'satzlich = langsam und gleichmäßig.

** z'gstözlige = köpflings.

*** lüpfen = heben; – hott = rechts; – hüst = links.

der Mutter nach. Einmal meinte er, jetzt laufs; die Furche war schon fast zehn Schritte weit schön grade und ebenrecht tief – – – krach! Peterli war mit der Wegetzen unter eine dicke Wurzel gefahren und die Stiere, welche eben herzhafte anzogen, hatten das Geschirr zerrissen. Peterli brach darüber in ein schadenfrohes Gelächter aus und sagte: «jetz trieb z’Acher, wenn d’chasch, Aetti!» worauf ihm der Vater befahl, den Zug vollends abzunehmen und heimzuführen. Sonst sprach der Schnabelbauer heute nichts weiter über die Sache, weder im Guten noch im Schlimmen, sondern ging schweigend seinem Geschäfte nach und suchte etwas, was ihm auf dem Magen lag, zu verwerken.

Als er endlich wieder hinter den roth und weiß geecksteinten Umhängen bei der Schnabelbäurin unter dem Dakbett lag, sagte er: «der Peterli kann dann mira* studieren.» – «Gell aber, rief die Mutter erfreut aus, du siehst es jetzt selbst ein, daß sich unser Peterli nicht hinter den Pflug und in den Stall schickt?» «So ist’s, war Hanslis Antwort. Zu einem rechten Bauer ist Peterli zu dumm; so mag er’s also mit dem Herrn probieren.» Und zog die Nachtkappe über die Ohren und kehrte sich ohne weitem Bescheid zu ertheilen auf die andere Seite. Die Bäurin aber konnte noch lange, lange nicht einschlafen. Als ihr endlich die Augen zufielen, so träumte sie von dem schönen Haus in der Stadt, wo sie oben zum Fenster hinausschaute, da Peterli bereits Rathsherr geworden war und eine reiche und fürnehme Frau bekommen hatte. Aber die Leute, die von der Gasse hinauf schauten, sagten nicht: «gschauet, das isch z’Peterlis Müetti, d’Schnabelbüüri, wo use luegt» –, sondern sie gränneten** sie aus und riefen: «luegit die Blättere! sie meint sie syg ne Rathsherrefrau und isch doch nume z’Schnabelbabi.» –

Zweites Kapitel.

Peterli geht studieren.

Es war also eine ausgemachte Sache, daß Peterli studieren sollte. Aber über das «warum» waren die Ansichten verschieden. Die Mutter blieb auf dem Satz, er müsse studieren, weil er ein viel zu hübscher und herrscheliger sei, um unter dem groben Bauernvolk zu bleiben. – Peterli dachte im Stillen bei sich:

* mira = meinethalben.

** grännen = Gesichter schneiden.

Es dünke ihn kummlicher in der Stube am Schatten zu sitzen oder mit der Cigarre im Maul und den Händen in den Hosensäcken spazieren zu gehen, als daheim in Wind und Wetter und Sonnenschein zu mähen, zu hacken oder Pflug zu halten, oder gar vom Morgen früh bis in die Nacht mit dem Pfflegel drein zu schlagen. Seine Ansichten vom studieren waren ungefähr so klar, wie jene ihres Rothklebs im Stall vom Spanischen. – Was der Vater davon hielt, hatte er der Mutter hinter den roth und weiß geecksteinten Umhängen eröffnet, sonst gings Niemanden was an.

Was dann das «wie» anbetrifft, so machte dieß der Schnabelbäurin nicht wenig Unruhe. Wie man das studieren angreifen müsse, davon hatte sie eigentlich nie einen deutlichen Begriff gehabt. Ob man's angatige wie das Flachshecheln oder wie das Brodbacken, oder wie das Waschebauchen, – wie sollte sie darüber Auskunft wissen? Und wenn sie mit dem Schnabelbauer darüber zu Rath gehen wollte, so fertigte sie dieser kurz ab: «du hast den Buben zum Bauer verdorben, lug jetzt selber dazu, daß er ein Herr werde.»

In diesen Nöthen fiel endlich der Schnabelbäurin ein, daß sie eine Base besitze und die Base eine Tochter, welche zu Bern in einer Pinte Kellermagd war. Die Tochter der Base hätte einmal, als sie daheim auf Besuch gewesen, erzählt, es kämen gar viele Studenten zu ihr in die Pinte; es seien die ordligsten Leute die man sehen wolle und studirten meistens Prokurator und Doktor. Sie hätte schon manchen gekannt, hatte damals die Tochter der Base berichtet, der frisch hinter dem Mist hervorgekommen, – in einem halben Jahr sei er dann schon ausgelernt gewesen und wäre einer der schlimmsten Fürsprecher geworden, oder sei gar zämefüßlige i d'Regierig ine gumpet*. Es komme eben nur darauf an, wie anstellig einer sei, und dann auch, daß er viel in ihre Pinte komme, denn dort lerne man zehnmal mehr, als auf den Schulbänken, – habe sie oft genug einen Professor sagen hören, der selber alle Tage seine Paar Schoppen bei ihnen trinke. Dieser Professor sei einer der beschlagendsten und halte nicht hinter dem Berg. Es dünke sie, hatte die Tochter der Base noch beigefügt, sie sei selber schon halb gelehrt, nur von dem, was sie allemal beim Gläterschwenken auffische.

Diese Reden, welche der Schnabelbäurin eigentlich den ersten Gedanken eingeflößt hatten, daß Peterli studieren müsse, suchte sie jetzt alle wieder in ihrem Gedächtnißkasten zusammen und ging sie noch einmal durch. Schließlich kam sie zu der Ueberzeugung, Peterli könne nichts Gescheidteres

* gumpen = hüpfen

vornehmen, als nach Bern zu reisen, in der Pinte, wo das Bäslein Kellermagd sei, einzukehren und sich vom Bethli, welches beim Gläterschwenken schon selber ein halber Student geworden, fernere Anleitung geben zu lassen. Hätten andere in einem halben Jahr ausstudieren können, so möchte sie fragen, warum der Peterli es nicht ebenfalls im Stande wäre. – Zu alldem schüttelte der Schnabelbauer den Kopf und sagte: mira!

So weit war nun also die Sache – wenigstens im Kopfe der Schnabelbäurin – im Blei. Was ihr dann aber fast nicht mindere Sorge verursachte, das war die Aufgabe, ihres Peterlis Außenmensch zum vorhabenden studieren anständig auszustatten. Vor allem wurden Schneider und Schuhmacher auf die Stör genommen, die Näherin mußte auf Leib und Leben neue Hemden nähen und am nächsten Solothurnermarkt wurde dem Knecht, der mit dem Choli etliche Halbenglische, nämlich Schweine, zu Markt führen mußte, der Auftrag erteilt, alles dasjenige, was man nicht zu Haus verfertigen konnte, einzukaufen.

Keine sechs Wochen ging's, so stand Peterli da, ein neuer Mensch. Bei den saubergesalbten und wohlgenagelten Schuhen und den blauen Strümpfen anzufangen, die oberhalb der Waden weiß angelismet waren, – fortzufahren mit den Hosen vom schönsten elben Halblein und der gelb und rothen Weste mit den blanken Stahlknöpfen, – nicht zu vergessen des Kittelchens von braunem Guttuch, – und endlich zu schließen mit dem halbellenhohen flächsenen Hemdkragen, steif wie eine Ladenwand, dem darum geschlungenen blau und rothen Seidentuch und der grünen Tellerkappe mit dem rund herum aufgenähten Goldschnürchen; war Peterli das Musterbild ländlicher Toilettenkunst und machte dem Geschmack seiner Mutter alle Ehre. Nur schade, daß dieser Geschmack nicht ganz mit der Mode übereinstimmte, nach denen die Studenten sich zu tragen pflegen. In einen schön gemalten Trog wurden noch mehr blaue Strümpfe mit weiß angelismeten Knien, noch mehr Hemden mit hohen steifgestärkten Krägen, und eine noch schönere B'chleidig, für den Sonntag bestimmt, eingepackt. Damit das «arm Bübeli» wenigstens während den ersten Tagen in der Fremde nicht Hunger leide, kamen ferners ein Mäß dürre Birnenschnitze, ein Dutzend geräucherte Magenwürste, eine Eierzöpfe und etliche Flaschen Kirschwasser in den Trog.

Der Peterli und der Trog wurden dann an einem schönen Morgen einem Bauer aus der Nachbarschaft, welcher Frucht nach Bern zu Markte führte, auf den Wagen geladen und nach seiner Bestimmung spedirt. Beim Abschied weinte die Mutter sehr über den Peterli, der jetzt in die weite Welt hinaus müsse und empfahl ihm noch ausdrücklich seine Schnupftücher zu gebrau-

chen aber nicht zu verlieren und des Abends fleißig den Rosenkranz zu beten. Der Vater sagte nur: «thu besser in der Fremde, als du daheim gethan.» Als der Wagen abgefahren war, ging er Peterlis Stallhosen und Stallkittel zu suchen; die hing er dann in den Speicher an einen Nagel und ertheilte den strengen Befehl, diese Sachen unberührt an ihrem Ort zu belassen.

Hinter einem Haag, zu äußerst im Dorf, stand ein junges Mädchen. Es war z'Ameieli ab dem Roggenacker. Wie gern hätte es noch zum Abschied ein gutes Wort, einen freundlichen Blick von Peterli gehabt! Aber für einen der studieren geht und ein Herr werden will, war Ameieli viel zu gering. Als man bei dem Haag vorbeifuhr, wo das Meitschi stand, saß Peterli zu oberst auf dem Fuder Frucht und klepfte und schaute in's Blaue, grad wie ein Huhn, wenn's donnert. Ameieli war um seinen Abschied betrogen und schlich, das Fürtuch vor den Augen, heim.



Drittes Kapitel.

Die Verwandlung.

Was die Mutterliebe nicht vermag! An Werktagen war sonst die Schnabelbäurin kaum weiter von Hause wegzubringen, als bis auf ihren Kabisplätz, an Sonntagen bis zur Kirche. Außerhalb des Gemeindebannes hatte sie seit der Zeit, da Peterli bald hätte jung werden sollen, Niemand erblickt. Damals war sie einmal trotz ihrer Bürde zwei Stunden weit zu einem Korbmacher gegangen, der in einem abgelegenen Schachen wohnte und sich beinebens mit Wahrsagen abgab. Zum Dank für ein spendirtes Ankenbälli hatte ihr derselbe auf das Bestimmteste prophezeit, nicht nur daß sie einen Buben bekommen würde, was dann richtig eingetroffen, sondern auch daß das Büblein zu etwas ganz Besonderem, extra Fürnehmem heranwachsen werde, was jetzt eben auf dem besten Wege war, ebenfalls einzutreffen. In diesen letzten 18 Jahren war also die Schnabelbäurin gar niemals außerhalb des Gemeindebannes gewesen, – ein Bädlein, wo man sich alljährlich einmal den Leib waschen und schröpfen lassen konnte, befand sich innerhalb desselben. Nun treffen wir sie – es ist Dienstag früh – auf einem Sprengwägeli, welches der mehrfach erwähnte Choli hinter sich herschleppt, auf der großen Landstraße nach Bern. Die Langeweile nach dem Peterli hatte, seit er zu oberst auf dem Fruchtwagen fortgefahren war, an ihrem Herzen genagt. Zwei – drei Monate hatte sie's getragen; länger hielt sie's nimmer aus. Sie mußte sich mit eigenen Augen überzeugen, ob das arme Bübeli noch am Leben sei. Es wurde also mit der Base, deren Tochter in Bern Kellermagd war, ein Besuch bei den beiderseitigen Kindern verabredet. Da der Schnabelbauer weder im Guten noch im Schlimmen zu bewegen war, mitzukommen, so ward die Führung des Choli dem Knecht anvertraut.

Die Tiefenauerbrücke war damals noch nicht fertig, weißhalb man aus dem Solothurnerbiet herkommend, den Aargauerstalden hinunter fuhr. Das Pferd wurde im «Chlösterli» eingestellt und dann zu Fuß in die Stadt Bern eingerückt, und zwar über die untere Brücke – über die obere hätte es zwar weniger Schweiß, aber einen Kreuzer Zoll gekostet. Wie sperrte da das Schnabelbabi die Augen auf! «Aber nei au! lueg, Base, wettigi Hüser und sövel Lüt und do die schöne Chromläde und dort die Soldate ... und selb die Gutsche! wenn-ig nur den Peterli g'säch.....» Aber Peterli zeigte sich nirgends. So ging es, da gestoßen und dort geschoben, durch das Gedräng der Lauben stadtaufwärts bis zum Zeitlockenthurm. Dort angelangt sahen die

Bäurinnen etliche junge Bürschchen stehen, die keine Halstücher anhatten, sondern den Hemdkragen breit herausgelegt; trugen auch feuerrothe Kappen und rauchten aus klafterlangen Pfeifen, an denen farbige Zotteln hingen, fast so groß wie halbpfündige Chuderhöppli. Babi meinte, ob es etwa lutherische Fastnacht sei; die Base, welche etwas mehr Welterfahrung hatte, äußerte jedoch die Vermuthung, die Bürschlein wären Rößlispieler, was um so wahrscheinlicher, da einige lange Sporen anhatten. Aber ein Milchmann, der eben vorüberging, berichtete die Frauen mit Lachen, es seien keine Rößlispieler, sondern Studenten.

«Oeppe nid!» rief die Schnabelbäurin erschrocken. Sie hatte auch einmal einen Studenten gesehen und zwar beim Pfarrherrn, wo er um einen Reisepfennig anhielt. Dieser Student trug aber eine schwarze Tellerkappe, einen langen Kittel bis auf die Waden herab und einen rothen Parisol; er studierte jedoch auch nicht Landammann, sondern nur Vikari. Nichtsdestoweniger war ihr derselbe immer als das Vorbild eines Studenten vorgeschwebt, weshalb sie dann auch bei der Rede des Milchmannes ihr zweifelndes Erstaunen nicht unterdrücken mochte. Die Base meinte dagegen, es wäre doch möglich und sie thäten dann am besten, hier wegen Peterli und Bethli Nachfrage zu halten, sonst könnte man zuletzt den ganzen Tag herumlaufen und die Häuser und Leute angaffen, und käme doch nicht an den rechten Ort. Man faßte sich also ein Herz und ging auf die Burschen mit den rothen Kappen los. «Schnabelbauers Peterli sei ihr Bub, sagte Babi, – und diese da wäre Bethli's Mutter, wo beim «Großmogul» Kellermagd sei; sie thäten gern wissen, wo man den Buben und das Meitschi erfragen könnte.» – Bei diesen Worten erhob sich unter den Studenten ein großes Juchheien und Gelächter. «Bringst dem Peter Schnabel wieder Magenwürste und Kirschwasser? Bravo, Schnabelbabi – Hurrah – Eviva!» so riefen die Einen. «Und du willst nachschauen, ob deinem Töchterlein nichts fehle?» lachten die Andern; «hüb nid Chummer, wir thun ihm nichts zu leid.» – Einige des Trupps zeigten sich sogleich willig, die Schnabelbäurin zu ihrem Sohne zu geleiten, der wohl noch in den Federn liegen werde, während die Base von etlichen Andern zum Bethli beim «Großmogul» geführt wurde.

Als das Schnabelbabi in Begleitung eines halben Dutzend Rothkämppler in Peterli's Stube trat, wußte es nicht recht, ob ihm g'schmuecht werden solle oder nicht. Da lagen Kleider allerlei Art, bekannte und unbekannt, auf dem Boden herum; darüber etliche umgeworfene Stühle; auf einem andern neben dem Bett stand ein Wasserkrug und ein Lichtstock, dessen Kerze in letzter

Nacht zu löschen vergessen worden, – auf dem Tische ein Stiefel und eine lange Pfeife. Der schön gemalte Trog stand mit geöffnetem Deckel mitten in der Stube und drinnen hatte sich auf den Hemden mit den hohen steifen Krügen ein großer Hund sein Lager zurecht gemacht, welcher den Eintretenden knurrend die Zähne wies. Im Bette selbst lag – den Kopf zu Füßen und die Füße auf dem Kopfkissen – ein schlafender Mensch mit strubem Haar und bleichem Gesicht.

«Peterli, Peterli! was fehlt dir?» rief die erschrockene Mutter. Die Studenten lagerten sich auf den Tisch und die vorhandenen Stühle und stopften aus Peterli's Tabakssäckel ihre Pfeifen. «Er ist übel krank,» jammerte die Bäurin. «Er hat den Katzenjammer,» lachten die Studenten. Schnabelbabi, welches meinte, dieses sei eine gefährliche Krankheit, warf sich auf das Bett und heulte; aber die Studenten riefen: «Erwache, Peter Schnabel! deine Alte ist angelangt mit frischem Vorrath dürrer Birnenschnitze und vergrauter Neuthaler –» und als der Schläfer von diesem Zuspruch noch nicht erwachte, tauchte einer einen herumliegenden Federnbund in den Wasserkrug und gab Peterli den Segen, worauf dieser ein Paar rothangelaufene Augen aufzuschlagen probirte und blinzelnd und verwundert sich umschaute.

«Ob er z'Müetti nümme kenni?» frug z'Schnabelbabi. «Wo es ihm weh thue? ob er Hoffmannstropfen oder Holderthee möge? Hoffmannstropfen seien b'sungerbar gut gegen Bauchweh und Holderthee gegen Glieder-sucht. . . . » «Saure Leber!» unterbrach sie Peter mit heiserer Stimme. «Wohl-gesprochen, Peter Schnabel!» jubelten die Studenten. – «Saure Leber sei die beste Arznei für den flotten Studio, sowohl im Allgemeinen, als insbesondere im vorliegenden Fall.» Dann machten sie untereinander aus, sie wollten beim Bethli für Peter Schnabel die saure Leber bestellen gehen, der sich unterdes-sen anziehen und mit der Alten nachkommen solle – und der Trupp rasselte singend und lachend die Treppe hinunter.

Derweilen hatte sich Peterli die Augen ausgerieben; die Mutter ließ es sich nicht nehmen, ihm beim Ankleiden behülflich zu sein. «Aber, Bub! was hesch mit dine Strümpfe g'macht?» Peter hatte die neuen blauen Strümpfe mit den weißen Knien vermittelt eines kühnen Schnitts der Scheere sämmtlich in Socken verwandelt: «Ein Student trage niemals lange Strümpfe.» «Was ist's mit deinen Halbleinhosen?» Diese hatte Peter gegen ein paar andere ver-tauscht von dünnem Baumwollenzug aber blau mit rothen Strichen über's Kreuz und Beinen, weit wie Mehlsäcke. «Und d'Hoseträger?» «Sy nümme Gummang» – antwortete Peterli und schnürte sich die Hosen mit einem



wollenen Seil um den Leib, dran zwei faustgroße gelb und rothe Zotteln hiengen. Die Weste habe er verkauft; nur die Philister trügen solche. Aus dem «Kittel» von braunem Guttuch hatte sich Peterli einen Attila schneiden lassen. Schnabelbabi fiel von einem Schrecken in den andern. Ach! auch die schöne Tellerkappe mit dem goldenen Schnürchen auf der Nath war irgend einem Kleiderjuden in den Schnappsack gewandert; ihre Stelle vertrat ein

feuerrother Deckel, kaum größer als ein Geißchäsli, darunter das fette, schlechtgekämmte Haar halbelleng hervor und über den Rockkragen herunterhieng. Die Montur vervollständigte eine Brille mit similorigem Gestell. «Ob er vom vielen studieren böse Augen bekommen und halb blind geworden sei?» frug die Mutter besorgt. «Nit daß er wüssi, es sei bloß Scheibenglas. Wer aber keine Brille trage, der werde grad nur so für einen dummen Bauernlummel gehalten.» Zuletzt nahm Peter einen dicken Knittel zur Hand, steckte sich eine lange Pfeife in's Gesicht, piff dem Hund, der im Troge schlief und ging, die Mutter auf die «Kneipe» zu führen, wo sie die Base und er die saure Leber finden sollte. Schnabelbabi aber vergaß ob ihres Peterlis Verwandlung Maul und Nase zuzumachen, und es war ihm, als ginge es im Traume.

Viertes Kapitel.

Schnabelbabi beim «Großmogul».

Die Schnabelbäurin stellte sich unter dem «Großmogul» eine Art Kuchliwirthschaft vor, wo man Kaffe, Strübli und Fetzelschnitten haben könne. «Es rieche hier herum nicht just am besten; ob öppe ne Matte umewäg syg, wo me früsch b'schüttet heb?» frug Babi ihren Sohn, als sie durch die engen Gäßchen gingen, die zum «Großmogul» führen. Aber man kam über keine Matten, sondern durch immer enger werdende und immer mehr stinkende Gäßchen und zuletzt durch eine niedere Thüre in eine Stube, in welcher sich mehr Tabaksdampf als Tageslicht und mehr Bier- und Käseduft als athembare Luft befand. An den Tischen saßen meistentheils Studenten mit nicht minder kleinen rothen Kappen auf dem Kopf und nicht minder großen Quasten an den Pfeifen, als sie Peterli führte. Dieselben streckten ihre Beine weit vor sich und lagen mit den Ellenbogen breit über den Tisch, und beschütteten ihre Gurgeln mit Bier. Bethli hatte alle Hände voll zu thun, ihnen ihre Göhne*, womit sie b'schütteten, nämlich die großen Deckelgläser, stets frisch zu füllen. Seine Alte hatte es in die Küche praktizirt, damit derselben nicht etwa vor den Gefahren bange werden möchte, welche ein Kellermädchen zu bestehen hat, dessen Tagewerk es ist, Studenten mit Bier zu füllen; und ist in der That nicht zu leugnen, daß mit einem solchen nicht grad umgegangen wird, als wie mit einem Lämmli von Mayenanken. Die

* Gohn = ein Geräthe, womit man Gülle schöpft.

Schnabelbäurin hätte ebenfalls in die Küche wandern sollen, dieß gaben aber Peterli's Freunde nicht zu, sondern sie mußte sich an ihren Tisch setzen. Einer schlug vor, sie als Ehrenmitglied ihres Vereines aufzunehmen, was unter großem Jubel von den Anwesenden gutgeheißen wurde. Bethli werde wohl wissen, was diese Ehre zu bedeuten und es dabei zu thun habe. Da Peterli, der sich in seine saure Leber vertieft hatte, keine Einwendungen machte, so ging das B'schütten mit Bier nun erst recht an. Es wurde ein ganzes Fäßchen auf den Tisch gestellt und wer leer hatte, hielt sein Glas nur unter den Hahn. Einer nach dem Andern stieß mit Schnabelbabi an, welche Bescheid thun mußte, zwar nicht in Bier, denn es war nie auf der Universität gewesen und trank keines, sondern in einem delikaten, ferm geschwefelten Seewein, der beim «Großmogul» unter dem angenommenen Namen «Lacote» zu zehn Batzen die Maaß verkauft wurde. Zwischen durch wurden Lieder gesungen, wovon die Fenster tschäterten, und welche Schnabelbabi für wälsch hielt, weil sie dieselben nicht verstand. Zur Abwechslung erzählten die Studenten dann auch von ihrem lustigen Leben. Die Schnabelbäurin – meinte Einer – solle ihrem Peterli das Spätaufstehen nicht in übel nehmen. Das komme so, wenn man bis tief in die Nacht hinein laborire. Laboriren, frug Babi, heiße – mit Schein – ob den Büchern studieren? Die ganze Stube brach ob diesen Worten in ein wieherndes Gelächter aus, worauf Einer erklärte, studieren werde hier «ochsen» genannt, was höchstens ein «obskures Kameel» thun thäte; laboriren dagegen heiße arbeiten, und zwar hauptsächlich in einem einzigen Stoff, nämlich im Bierstoff. Peter Schnabel, obgleich er erst ein halbes Semester auf der Universität sei, laborire bereits ganz famös. – Ob denn ihr Peterli sonst nichts thue, als laboriren? – Doch freilich! des Sonntags nehme er einen «flotten Besen» zur Hand und «fege» damit auf den Tanzplätzen herum. – «Oeppe nid! und gar ame Sundig?» Daheim habe er allemal fast gepflännt, wenn er den Stallbesen nur mit dem kleinen Finger hätte anrühren sollen. Wiederum erzitterten die Wände von dem Gelächter der Studenten. «Die Narren heißen ein hübsches Meitschi einen Besen» – erklärte dießmal das Bethli der verblüfften Base ihren Irrthum. Als das Gelächter sich wieder gelegt, sagte ein Student mit einem großen Schnauz und einer fingerslangen Narbe im Gesicht: Hätte sich «Fuchs» Schnabel erst einigemale «gepaukt», so wäre er ein ganzer Kerl und könne noch einen der ersten Hähne der Universität abgeben. – Die Füchse, die Hahnen und Pauken waren wohl kraus für das Schnabelbabi, aber es mochte nicht wieder ausgelacht werden, und that, als ob es diese Redensarten verstände. Es war im Glauben, Peterli solle bei einer türkischen Musik die Pauke schlagen. Hätte es gewußt, daß unter «pauken» das Fechten

mit geschliffenen Degen verstanden ist, was vorkommt, wenn die Studenten sich beim wahren Namen heißen – nämlich dumme Jungen – es hätte das Bübeli noch heute mit nach Hause genommen, studieren hin, studieren her.

Nach und nach ging es aber vor lauter Ochsen, Kameelen, Füchsen, Hähnen und ähnlichem Gethier der Schnabelbäurin wie ein Mühlrad im Kopf herum. Auch waren der Lärm, der Tabaksdampf und der Seewein nicht am besten geeignet, ihr die ruhige Ueberlegung zu erleichtern. Nichtsdestoweniger fühlte sie einen innern Drang, das «Laboriren», die «Besen» und das «Paukenspiel», womit sich nach Aussage seiner Freunde Peterli hauptsächlich abgebe, mit Peterli's künftiger glänzender Laufbahn, wovon sie so oft geträumt, in Einklang zu bringen. Schnabelbabi hätte sich darüber gerne bei Bethli Aufklärung verschafft; aber dasselbe sagte, es habe heute nicht wohl der Weil Rede zu stehen, – Babi solle sich lieber an den alten Herrn mit dem grauen Kopf und rothen Gesicht wenden, der am andern Tisch Etlichen auf Hochdeutsch die Zeitung erkläre. Er sei der fürnehmst Professor in der ganzen Schweiz, der mehr Geist im kleinen Finger besitze, als alle andern zusammengenommen in ihren Köpfen – den vielen, den er den Hals hinunterschützte, nicht einmal mitzurechnen. Und nirgends gäbe er es besser von sich, als eben gerade hinterm Schoppen. Auch halte er es nicht mit den Fürnehmen, sondern mit dem Volke, was er schon hundertmal selber gesagt habe. Der würde ihr die Sache dann schon erlesen.

Schnabelbabi faßte sich also ein Herz, griff nach dem Fürtuchbündel und redete nach einer angemessenen Einleitung den Professor mit dem grauen Kopf und dem rothen Gesicht ungefähr folgendermaßen an: Es wäre ihr lieb, wenn aus ihrem Peterli etwas Rechtes würde, wozu er längst schöne Anlagen gezeigt (wobei es nicht vergaß, von seinen Fortschritten in der Schule und seiner Abneigung gegen geschwellte Erdäpfel Erwähnung zu thun, ohne jedoch etwas von der Wursteten zu vermelden, die alljährlich dem Schulmeister zu Theil geworden war). Lateinisch, oder wie das wälsche Zeug heiße, habe er zwar nicht gelernt – der Schulmeister habe es, glaube sie, selbst nicht gekonnt. Auch werde er wohl nicht gar lange zu Bern bleiben können, von wegen der Alt möge das Geld nicht an ihn wenden. Sie meine aber, so bis z'Michelstag werde Peterli wohl geschickt genug werden, um einen guten Posten von der Regierig zu bekommen. Man sagt, es habe schon Mancher einen solchen bekommen, der noch weniger studiert gehabt. – Nun möchte sie aber noch gern wissen, ob das erstaunliche Biertrinken und das Pauken auch zum Studieren gehörten, oder ob es nur Flausen seien. Sie habe gedacht, ein so geschickter Herr, der zugleich

so niederträchtig* sei und sich nicht schäme, mit gemeinen Leuten zu reden, werde ihr die beste Auskunft geben können. «Uebrigens nüt für ungut, daß ich so grob gsi bi und nähmet mi Grobheit für-ne Höflichkeit.»

Der alte Herr mit dem rothen Gesicht lachte erst, aber nur auf den Stockzähnen, trank einen Schluck und sagte dann: «Liebe Frau, Euer Sohn scheint mir auf dem besten Wege. Daß er weder von alten Sprachen noch von alten Geschichten etwas gelernt hat, ist gerade sein größtes Glück. Diese Sachen verstopfen uns nur den Geist und füllen ihn mit alten Vorurtheilen. Wäre ich Meister, ich ließe alle Bücher verbrennen, worin steht, was vor uns geschah, gedacht oder geglaubt wurde. Wüßte Niemand nichts von diesen Pflänz, so ginge es mit der neuen Zeit und den neuen Ideen erst recht vorwärts, weshalb mir solche Schüler, die grad frisch von der Dorfschule kommen, die liebsten sind. – Auch darüber sollt Ihr Euch nicht beklagen, gute Frau, daß Euer Sohn öfters in der Kneipe als in der Vorlesung sitzt. Was er bei meinen Herrn Kollegen lernen könnte, ist doch nur dummes Zeug. Es genügt, wenn Euer Sohn bei mir das Kollegium belegt. Von mir kann er Alles lernen, was nöthig ist, ein guter Bürger, ein vorurtheilsloser Denker, ein freisinniger Staatsmann zu werden. Was ich auf dem Katheder zu sagen vergessen sollte, hole ich dann am liebsten beim Schoppen nach. Empfehlet also Eurem Sohne, gute Frau, sich mit meinen andern jungen Freunden nur recht fleißig hier einzufinden. Am Wirthstisch, bei vollen Gläsern, lernt man für's Leben; in den dumpfen Hörsälen gerathen nur Bücherwürmer und Pedanten.» –

Der alte Herr hielt inne, um zu verschmaufen und seinen Schoppen noch einmal füllen zu lassen. Die Studenten hatten sich um ihn im Kreise aufgestellt und horchten beifällig seiner Rede, die nicht minder an sie als an die alte Bäurin gerichtet war. Er fuhr folgendermaßen fort:

«Gucke sie einmal, liebe Frau, durch diese halbgeöffnete Thüre in jenes Zimmer. Die meisten, welche dort drinnen sitzen, waren meine Schüler; jetzt sind sie die Ersten im Staat, oder wären doch würdig und geschickt, es zu werden. Ich aber sage Euch und Ihr dürft mir's glauben: mehr denn Einer ist unter ihnen, der wie Euer Sohn hinter dem Misthaufen hervor auf die Universität kam, und kaum Einer wird sich in ihrer Mitte finden, der nicht mehr von seinem Wissen hinter diesen Tischen lernte, als hinter seinen Büchern.»

Nach diesen Worten trank der Herr sein letztes Glas aus und die Studenten brüllten: «Hoch lebe unser Herr Professor! Vivat! Hurrah!» – worauf der-

* Niederträchtig = herablassend.

selbe freundlich abwinkte und – etwas wacklich zwar und schwankend – sich entfernte.

Schnabelbabi hatte zwar wenig von der Rede verstanden, denn sie war zumeist hochdeutsch. Doch begriff es so viel davon: der Professor habe gesagt, Peterli sei auf gutem Wege und der werde es wohl am besten wissen, warum wäre er sonst Professor? Getröstet dachte sie daher – da es unterdessen Abend geworden – an den Rückweg. Der Base war in der Küche draußen die Zeit minder kurz geworden; um so mehr pressirte auch sie. Als die Schnabelbäurin die Uerte verlangte, waren es nahe zu so viele Franken, als sie Batzen erwartet hatte. Peterli erklärte ihr aber, daß die ganze Stube voll Studenten einen halben Tag lang die Gurgeln auf Babi's Kosten b'schüttet hätten, weil sie zum Ehrenmitglied ihrer Verbindung aufgenommen worden sei, worauf sich die Mutter etwas zu gut halten könne, da diese Ehre nicht grad jedem Babi von «Philister» widerfahre.

Mit sehr gemischten Gefühlen und mit dem steifen Vorsatz, bei der Erzählung des Erlebten an den Schnabelbauer stark hinter dem Berge zu halten, weil so ein Muttentupfer, der seiner Lebtag nie aus den Holzböden herausgekommen, nicht wisse und begreife, was in der Welt Mode sei, – bewegte sich Peterli's Mutter endlich wieder den Stalden hinunter und dem Chlösterli zu, wo Knecht und Pferd, nämlich der Choli, ihrer warteten. Die Studenten blieben noch lange beim Bier sitzen, bis sie endlich brüllend und singend nach Hause gingen und dazu mit ihren Stöcken an alle Hausthüren und Fensterläden schlugen. Dann strich der hoffnungsvolle Peter Schnabel, dessen Kasse von der Bäurin frisch gespickt worden war, noch in etlichen andern Pinten herum, wo guter Neuenburger und anläßige «Besen» zu finden waren – aber nicht Stallbesen, – was des andern Morgens wieder Katzenjammer und saure Leber zur Folge hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Vater und der Sohn.

Als der Schnabelbauer auf dem obern Rüttacker den Haber schnitt, da hatte der Peterli richtig ausstudiert. Im ganzen Kanton fand sich weder Fürsprecher noch Oberrichter oder Präsident, über welchen Peterli nicht wenigstens um eine halbe Kopflänge wegschauen zu können glaubte. Besonders beschlagen war er aber in der Politik, d. h. in der Gattig, wie regiert werden soll. «Das

werde jetzt bald besser kommen müssen,» versicherte er. Doch ließ er sich herab zur Erlangung der nöthigen Geschäftskenntniß vor der Hand in einer Amtschreiberei als Schreiber zu dinge, wo er Geldstagsrödel abschreiben und Steigerungsanweisungen ausfertigen sollte, aber statt dessen meistens im Wirthshaus saß und Binockel spielte. Als ihm der Amtschreiber nach etlichen Monaten den gelben Abschied gab, fand er sich fest genug von nun an auf eigenen Beinen zu stehen. Er zog deshalb eines schönen Morgens seinen heitergrauen Engländerkittel an, drückte einen Seidenhut hinten auf den Kopf, steckte eine Cigarre in's Maul und setzte sich in ein Chaislein, um zum Alten zu rösseln, sich schon zum voraus darüber freuend, daß das ganze Dorf zusammenlaufen und sich verwundern werde, wie Schnabelbauers Peterli ein «famöser Feger» geworden sei.

Als Johannes Schnabel und Peter Schnabel einander im Stüblein gegenüber saßen, begann letzterer ungefähr mit folgenden Worten die Unterhandlungen: Es wäre nun an der Zeit, ein eigenes Geschäft anzufangen. Dazu brauche man aber Geld. Der Schnabelbur schnätzelte sich etwas Rollenknaster, bevor er Antwort ertheilte. Also Geld wolle der Herr Sohn, und das solle der Alte nun hergeben! Das komme ihm fast ung'sinnet. Der Herr Sohn solle doch bedenken, wie übelzytig ein Bauer zu Gelde komme. Da müsse man z'acherfahren, hacken, mähen, dreschen den langen lieben Tag und verdiene dabei kaum seine Paar Batzen. Wenn man z'Bern g'studiert, habe er gemeint, so wüchsen einem die Fünfliber im Hosensacke nach. – «Nur nicht gefoppt, Vater, erwiederte Schnabel, der Sohn, dem das Blut bereits in den Kopf gestiegen war. Ich will nichts von Dir geschenkt, sondern nur was mir gehört. Mußt nicht glauben, daß ich nichts gelernt z'Bern – das Gesetz kenn ich hindertsi und fürsü, alle Artikel und Paragraphen.» – Ob er öppe schon erben wolle? frug Schnabel, der Vater. Er, an seinem Platz, wartete noch, bis der Alt unter dem Boden sei. Oder ob öppe ein Artikel im Gsetz sei, daß man den Alten nur so in den Winkel stellen könne, wenn er einem anfangen unkomod sei, – und d'Sach näh? Das wäre ihm nagelneu.

Die Mutter küchelte in der Küche dem Peterli zu Ehren und ging nur so ab und zu, um ihre Augen an ihm zu weiden, da er ihr im heitergrauen Engländer und im Seidenhut ausnehmend wohl gefiel, – viel besser, als da er das feuerrothe Geischäsli auf dem Kopfe trug. «Syg doch nit so b'häbig, Hansli,» mahnte die Bäurin im Vorbeigehen. «Nur Geduld, Mutter, sagte Peterli trotzig. Ich will's ihm schon deutlich machen, daß er's begreift.» Der Schnabelbauer schlug bedächtig Feuer, seine Pfeife anzuzünden, stützte die Ellen-

bogen auf den Tisch und frug: «su loh g'seh.» – «Die Mutter wird dir wohl etwas zugebracht haben – es ist mir, ich hätte davon tönen hören; oder öppe nit?» Vater Schnabel hatte freilich kein Bettlermeitschi ab der Landstraße zur Frau genommen, sondern eine Bauerntochter, konnte also nicht widersprechen. «Wie wär's, wenn sie Gütertrennung verlangte nach Paragraph 195 und 206? – Dann könnte sie ja nach Paragraph 640 ihr Vermögen lebzeitig theilen!» Als Peterli dies vorgebracht hatte, machte er ein Gesicht, welches ungefähr so viel sagen wollte, als: den Alten habe ich gedeckelt. Schnabel, der Vater, aber schaute ihm scharf in die Augen und frug, ob er das aus sich selber ersonnen oder ob ihm's ein Prokurator gesteckt habe? Schnabel, der Sohn, wurde roth und erwiderte: «Wofür hätt ich studiert ein ganzes halbes Jahr, wenn ich das nicht aus mir selber wüßte.» Der Alte schüttelte jedoch ungläubig den Kopf und sagte, er solle sich nicht schlimmer machen, als er sei.

Unterdessen hatte die Mutter den Kaffe und die Kuchli aufgetragen und sagte: ihres Willens solle der Peterli nicht zu kurz kommen. Er solle haben, was ihm gehöre. – Dafür werde schon gesorgt werden, daß ihm werde, was ihm gehöre; das besorge in der Regel unser Herrgott selber, meinte der Schnabelbauer. Uebrigens, fügte er dann bei, hätte er nicht Lust, dem Herrn Sohn, der die Paragraphen so gut kenne, beim ersten Prozeß als Lehrplätz zu dienen und es gäbe gewisse Fälle, wo sich ein alter dummer Bauer schäme, obschon es in der Stadt nicht mehr Mode sei. Er wolle deshalb lieber mit dem Herrn Sohn ausrechnen. Es seien ihrer drei Geschwister – die Mutter habe ihm zwölftausend Pfund zugebracht – macht also viertausend auf einen Theil. Wenn er seine Nothpfennige zusammenlese, so glaube er, den Herrn Sohn grad baar auszahlen zu können. – Peterli erwiderte mit Trotz, er verlange nichts, als was ihm gehöre von Rechts wegen.

Es war eine schwere, trübe Luft in der Stube. Selbst dem Schnabelbabi war unheimlich zu Muthe, sowohl ihm der Herr Sohn gefiel. Nach einiger Zeit brachte der Vater ein Zwilchsäcklein voll alter Neuthaler: «Da wäre das Geld; er möchte aber eine Quittung dafür. Dann habe er da noch einen andern Bündel. Von heute an habe der Herr Schnabel in diesem Hause nichts mehr zu suchen, bis zur Stunde, wo sie den alten Schnabelbauer hinaustrügen, ihn unter den Herd zu thun. Dann könne meinerwegen der Herr Schnabel zum theilen kommen, für den Rest, an den er noch Anspruch habe. Käme er früher und wollte es noch einmal mit seinen Artikeln und Paragraphen probieren, so bekäme er freilich sein Erbtheil ganz heraus; das heiße dann aber: des Vaters Fluch. – Komme aber vielleicht einmal vor diese Thür Einer, von welchem

der Herrgott mit seiner Zuchtruthe den «Herren» vollständig abgefummelt, – komme ein solcher, doch nicht in Narrenkleidern, sondern in denselben Stallhosen und dem Stallkittel, welche sich in diesem Bündel befänden und sage: Alter, ich bin noch kein ganz schlechter Kerl geworden, – was ich dir gethan, thut mir leid, und ich will arbeiten; – dann – nun dann wird der Schnabelbauer bei sich überlegen, ob er ihn einlassen mag. – –



Der Kaffee und die Kuchli blieben unberührt auf dem Tische stehen. Peterli schrieb trotzig die Quittung, nahm den Sack voll Geld und stieg ohne Abschied ein. Die Mutter trug ihm voll Thränen den andern Bündel mit den Stallhosen und dem Zwilchkittel nach. So schied der Sohn aus seinem Vater-

haus. Erst wollte es ihm fast gramseln um's Herz herum. Aber was taugt besser, ein Herz zu g'schweigen, als ein Sack voll Geld? So viel hatte er noch nie beisammen gesehen und es bedünkte ihn, man dürfe davon nehmen, so viel man wolle, es ginge doch nie zu Ende. Und Einer, der so viel Geld habe, sollte in den Stallhosen und dem Zwilchkittel vor den Vater gehen und Reu und Leid machen? Nie und nimmermehr! Im trotzigem Uebermuth warf Peterli den Kleiderbündel zum Fuhrwerk hinaus hinter den nächsten besten Haag und sprengte pfeifend dem nächsten Wirthshause zu.

Sechstes Kapitel.

Das Geschäftsbureau.

Am andern Samstag war im Kantonsblatt zu lesen:

«Peter Schnabel zeigt hiemit einem geehrten Publikum zu Stadt und Land an, daß er an der Käsgasse Nr. 101 ein Geschäftsbureau eröffnet hat, und empfiehlt sich bestens für alle einschlagenden Geschäfte.»

Hinter dem «Peter Schnabel» fehlte zwar der Beisatz «Fürsprech und Notar». Diese beiden Wörtlein seinem Namen beizusetzen, hätte er aber etliche Jahre länger studieren, etliche Examen bestehen und etliche tausend Franken Bürgschaft leisten müssen. Das waren dem Peterli begreiflich zu viel Pflänz blos um zwei Worte, besonders da man auch ohne dieselben die gleichen Geschäfte besorgen und mindestens ebenso große Kostensnoten machen konnte.

Nach dieser einleitenden Bemerkung sind wir so frei, den geehrten Leser ohne weitere Förmlichkeit in das Geschäftsbureau Nr. 101 an der Käsgasse einzuführen. Dort fallen uns vor Allem ein großes schwarzangestrichenes Schreibpult und eine eiserne Geldkiste, darin man kommod z'Viert dreschen konnte, in die Augen; ferner erblicken wir ein mit Messing beschlagenes Hauptbuch, womit man zur Noth einen Ochsen niederschlagen könnte, nebst einem Dutzend kleinerer, mit verschiedenen Ueberschriften versehener Schreibbücher, als: «Betreibungsrodel», «Pfandbotrodel» u. s. w., nicht unähnlich den sinnreich ausgedachten Instrumenten, welche man dem neugierigen Reisenden in alten Folterkammern vorweist; – dann große Vorräthe von Papier mit schön gestochenen «Köpfen», wo zwischen vielem Kremenel die Worte «Peter Schnabel, Geschäftsmann» zu lesen sind; – endlich Federn, Federmesser, Siegelpresse, Oblaten, Siegellack und nicht weniger als vier Din-

tenfässer. In dieser mit allem erforderlichen Rüstzeug vollständig versehenen Marterkammer sehen wir Peter Schnabel im roth und schwarz gewürfelten Schlafrock, einer Mütze mit lang herabhängender blauer Zottel (Peterli scheint ein besonderer Liebhaber großer Quasten), – und einer Feder hinter dem Ohr auf und abgehen und an den Nägeln kauen. Denn schon seit drei Tagen war das Bureau eröffnet und ausgekündet und noch hatte sich keine Katze gemeldet.

Was wohl fehle? sinnete er, daß ihm noch Niemand das Zutrauen geschenkt. Es sei doch Alles auf's Beste eingerichtet, – sogar der Wandkalender fehle nicht, wo an jedem Tag das Datum zu lesen. – Horch – es klopf! Vielleicht ein Kunde. – «Herein!» Unter der Thür erscheint ein Männchen mit rothem Haar und langem, blauem, abgeschabtem Ueberrock, der an einem Beine hinkt und Schreibärmel von Gallerttuch anhat. Das Männchen macht sein Kompliment und meldet: «es heiße Stips, sei ein Schreiber seines Berufes und habe etliche der schönsten Anerbietungen ausgeschlagen, nur um die Ehre nicht zu verscherzen, auf dem Bureau des Herrn Schnabel zu arbeiten, von dessen Geist und Talenten man bereits im ganzen Kanton herum erzählen höre.»



So verständig hatte Peterli schon längst nicht mehr reden hören. Plötzlich ging ihm ein Licht auf. Das fehlte – ein Schreiber! Wer sollte Zutrauen zu einem Geschäftsmann haben, der nicht einmal einen Schreiber vermöge? – Zugleich mochte sich in Peter Schnabel das Bewußtsein rühren, daß er zwar auf der Universität «kneipen» und «pauken» und auf der Amtschreiberei «binockeln» gelernt habe, aber in große Verlegenheit gerathen wäre, hätte er eine Faustpfandsverschreibung oder eine Uebergabe aufsetzen oder auch nur die einfachste Betreibung besorgen sollen. Und schließlich mußte sich nothwendig Jemand auf dem Bureau befinden, den man bei böser Laune kujoniren konnte. Aus

allen diesen guten Gründen und in Berücksichtigung dieser wichtigen Erwägungen wurde Stips sogleich und ung'schaut als Schreiber angestellt.

Da sich im Verlauf des Tages noch immer keine Kundschaft im Bureau einfand, so fand sich der Prinzipal bewogen, mit seinem Schreiber eine Berathung anzuknüpfen über die Frage, wie man es anfangen müsse, um das Geschäft in gehörigen Glanz zu bringen. Stips, der nur auf diese Frage gewartet zu haben schien und unterdessen sich die Zeit mit Federnschneiden vertrieben hatte, erwiderte: «Nichts leichter! Wir machen nur bekannt, daß hier Geld zu bekommen sei.» – Es sei freilich etwas vorhanden, meinte Peter, – so zwei bis dreitausend, aber – «Wir machen zwanzig bis dreißig tausend draus, lachte der Schreiber pfiffig; im Maul der Leute wird's dann wohl bald zu zwei bis dreimalhunderttausend anschwellen – ich will Hans heißen, wenn wir nicht schon morgen die Stube voll haben von früh bis in die Nacht.» – «Da wird bald Alles fort sein,» bemerkte Schnabel. «Warum? vom Versprechen wird Niemand arm, sag' ich. Wir tagen auf und lassen die Leute sich müde laufen. Kommt dann ein Rechter, wie wir ihn brauchen, so ist's was anderes.» «So ein wohl Hintersetzter mit guten Hypotheken und guten Bürgen,» meinte der Prinzipal, aber der Schreiber entgegnete: «Im Gegentheil! Was hat man von solchen sogenannten soliden Schuldnern? Die Lumperei von Zins – 4½, wenn's hoch geht 5 Prozent – wäre wohl der Mühe werth! Das sind die Wahren, denen das Wasser schon fast gar in's Maul hineinläuft – man gibt ihnen fünfzig und sie müssen hundert verschreiben. Nach vier Wochen hebt man die Betreibung an. Steht's gefährlich, so ist man streng, – man braucht sein Geld, – man hat es anderwärts versprochen, – keinen Tag kann man stündigen. Nur aufgepaßt, daß wir den andern Gläubigern zuvorkommen! Es müßte ungeschickt angegatiget werden, wenn wir dem Mannli nicht noch so viel unter den Nägeln hervordrücken könnten, als er uns verschrieben hat, nebst Zins und Kosten.» «Da braucht's ein hartes Fell,» bemerkte Peterli, dem es über den Rücken fröstelte. Der lahme Schreiber lachte: «Man gewöhnt sich daran. Dann ist man nicht immer so streng – liegt Einer noch nicht im End, so hat man Geduld, man wartet zu, man gibt Termin – freilich nicht umsonst (ein Geschäftsmann darf gar nichts umsonst thun), sondern gegen zwei – drei – vier Franken Stündigungsgeld, je nachdem; versteht sich, nie länger, als auf acht Tage. Hat man seine paar guten Kunden dieser Sorte, so gibt's schon eine hübsche Rente bei wenig Müh und Arbeit. Ewig währt freilich nichts, endlich muß man auch mit solchen Schuldnern fertig machen – aber nicht früher als man durchaus muß. Wofür hätte man ein Herz im Leibe?»

Einen solchen tiefen Einblick in's Geschäft hatte Peter Schnabel nicht einmal im Traume gehabt. Es war, als zöge man einen Umhang vor seinen Augen

weg. Doch hatte er immer noch seine Bedenken. «Wäre schon gut, entgegnete er dem Schreiber, wenn die Kasse keinen Boden hätte.» «Macht man denn nur mit eigenem Geld Geschäfte? Wo einmal ein Bächlein rinnt, da fließen gleich alle Dachtraufen hin – nur etwas Wind, etwas Dunst. Da hat Einer sich ein kleines Kapital vom Mund abgespart – wie kann er’s wohl recht sicher und rentabel anwenden? nur her zu uns damit! – Jene alte Köchin, die böse Sieben, traut der Ersparnißkasse nicht – ihr Löhnlein kommt auch gewandert. Dem Andern sind vier vom Hundert zu wenig – wir versprechen fünf und seine Sparbüchse leert sich in unsere Kasse. Angenommen wird Alles, zurückbezahlt so wenig als möglich. Wollen die Leute ihr Geld wieder oder die Zinse, so heißt’s: müßt Geduld haben – böse Zeiten – noch nichts eingegangen. Sie würden’s verklopfen, verlieren, vergraben – uns bringt es Zins und Zinseszins. Wir behalten es also in beiderseitigem Interesse. – Hat’s dann Einer recht nöthig, thut wüst, nun dann tritt ein anderer Fall ein – zwar ist auch noch nichts eingegangen, das Geld kaum vor ein paar Monaten erhältlich, aber man ist gefällig, man schießt vor, – versteht sich gegen ein kleines Provisiönchen. Ich sage Ihnen, Herr Prinzipal, schloß Stips, – Geld in den rechten Händen mehrt sich stärker, als die Chüngeli – bis über’s Jahr ist Euere Geldkiste zu klein.»

Was für ein Genie war ung’sinnet in Peter Schnabels Geschäftsbureau eingekehrt! Peterli wurde darob fast wirbelsinnig. Sein Schreibpult kam ihm vor wie eine Rönnele, an welcher sein Schreiber den Lirum* ziehe und unten kämen lauter Dublonen und Fünfliber heraus, die man nur grad mit der Wurfschaukel in die Geldkiste zu werfen brauche. Freilich war’s ihm dann wieder, als sei die Rönnele schlecht gesalbt und gixe, man hätte glauben mögen, es wäre das Aechzen und Gestöhn von Leuten, denen man die Fingernägel in den Schraubstock gespannt. Und in seinem Herzen sprach eine Stimme: Wer’s so treibt, wie der Rothe sagt, ist ein schlechter Kerl und ein Schelm, wie kein schlimmerer am Karren zieht. Zuletzt beruhigte er sich damit, er sei halt jetzt in der Stadt und der Geschäftsmann Peter Schnabel und könne mit einem so altväterischen Gewissen, wie sie bei ihm zu Haus auf dem Schnabelhof noch üblich seien, keineswegs auskommen. Es wäre grad so, als ob er mit des Vaters weißer Zipfelkappe auf das Kaffee gehen wollte.

Als es gegen Feierabend ging, bat sich Stips ein paar Batzen aus, um in den gangbarsten Pinten etliche Schoppen zu trinken: «Mit der Anzeige im

* Lirum = Kurbel.

Kantonsblatt sei es nicht gethan. Das Geschäftsbureau Schnabel müsse auf andere Manier austrompetet werden. Das wolle er jetzt über sich nehmen und der Herr Prinzipal könne ihm mira die getrunkenen Schoppen auf Rechnung tragen, wenn sich nicht schon morgen Kundsame genug im Bureau einfinde.»

Siebentes Kapitel.

Peterli in Floribus.

Der rothe Schreiber Stips hatte nicht zu viel versprochen. Von Tag zu Tag mehrte sich der Zulauf zum neuen Geschäftsbureau. Es hatte sich bald in der ganzen Gegend herum die Sage verbreitet, Peter Schnabel sei ein hordreicher Bauernsohn, – sein Alter vermöge mindestens eine Million, wenn nicht gar zwei, und habe dem Buben für den Anfang ein paarmal hunderttausend Franken in die Stadt mitgegeben, nur um sie abzukommen. Das wirkte. Alle bösen Zahler, alle Geldstagsaspiranten und ausgetriebenen Schuldner fanden sich ein und auch mancher behäbige Hauser und Knauser brachte sein Geldlein, weil es hieß, hier bekomme man die höchsten Zinsen, und wer hätte zudem dem Sohn eines Millionärs nicht ein paar lumpige hundert Fränklein anvertraut? In Nr. 101 an der Käsgasse wurden von früh bis spät Handschriften gefertigt, Uebergaben geschrieben, Betreibungen eingetragen, Pfandbote ausgestellt und Termine ertheilt – versteht sich, nichts umsonst. Was aber dem Peter Schnabel am allermeisten gefiel, war der Umstand, daß er seinem Schreiber Alles überlassen konnte. Der wußte für Alles Rath, Auskunft und Bescheid, – er gab Audienz, führte die Bücher, besorgte die Kasse – ein wahrer Edelstein von einem Schreiber. Das Jammern betriebener Zinsmannen, das Flennen ausgepfändeter Weiber, das Fluchen der mit Stündigungen gebrandschatzten und endlich doch zum Geldstag getriebenen Schuldner – das Alles zu hören, konnte der Prinzipal dem abgehärteten Ohre des Schreibers überlassen (seinen eigenen hatte er leider noch nicht alle Empfindlichkeit abgewöhnen können). Das Geschäft ging also wie von selbst und Peter Schnabel durfte sich höheren Dingen widmen.

Wenn Peterli hinter dem Absynth auf dem Kaffee saß des Morgens zwischen eilf und zwölf (das Frühaufstehen hatte er sich schon auf der Universität abgewöhnt), – oder bei der Tasse Schwarzen und dem zugehörigen Gläslein Nachmittags zwischen eins und vier, – oder hinter dem Schoppen Abends zwischen sieben und eilf (von vier bis sieben wurde ein Weg ausspa-

ziert), da wurde zwar auch fleißig gebinockelt und geländelt, aber doch nicht immer, sondern auch politisirt. Das Kaffee Füsis (es hatte seinen Namen, wie ich glaube, nicht aus dem Griechischen), wo Peterli Stammgast war, wurde als der Versammlungsplatz der Unzufriedenen betrachtet. Da waren meistens Handwerksmeister anzutreffen, welche merkwürdigerweise hindertsi hausten, obschon sie von nichts als von Fortschritt sprachen und in ihren Geschäften nicht vorwärts kamen, wiewohl man sie den ganzen Tag mit dem Zollstab oder dem grünen Säcklein in allen Gassen herumlaufen sah. Auch fanden sich einige gewesene Schulmeister ein, die im festen Glauben standen, sie seien von der Vorsehung bestimmt, über etwas mehreres, als über eine bloße Schulstube zu regieren. Ferners ließen sich dort etliche bei den letzten Wahlen durchgefallene Beamtete sehen, welche bei nächster Gelegenheit dem Vaterland gern wieder ihre Dienste geweiht hätten. Das war das fruchtbare Feld, wo Peter Schnabel den Samen konnte aufgehen lassen, den er seiner Zeit beim «Großmogul» gesammelt hatte. Da wurden neue Verfassungen entworfen, Wahllisten aufgesetzt und die Regierung durch die Hechel gezogen, daß die Fetzen davon fuhren. Nicht mit zwei Joch Ochsen hätte man aus Peter Schnabel den Glauben herausgebracht, daß er ein großer Staatsmann und das Kaffee Füsis die Laterne sei, vorab den Kanton und dann auch die übrige Welt mit ihrem Lichte zu erleuchten.

Dem Geschäftsbureau Schnabel gegenüber wohnte die Wittve Riesterli mit ihren drei Töchtern, die ehemals Madlung, Gattung und Bethung geheißen hatten, sich jedoch später – ohne just zu den Wiedertäufern zu gehen, umtaufen ließen und nun Madi, Kitti und Bethsi genannt wurden. Zufälliger und merkwürdigerweise mußte es sich treffen, daß allemal, wenn sich Peterli auf dem Bureau befand, Madi am Fenster saß und Pantoffeln brodirte, – Kitti Klavier spielte und «du weißt nicht wie gut ich dir bin» so schmelzend sang, daß ein B'setzigstein darob hätte lind werden mögen, – Bethsi aber in malerischer Stellung vor dem Spiegel stand und einen Hut, einen Shawl oder einen neumodischen Tschopen probirte. – Das seien bigott Jumpfern oder vielmehr «Fräulene» – schöner nütze nüt – dachte Peterli und war in neuerer Zeit wieder häufiger im Bureau anzutreffen, zwar nicht am Pult, aber am Fenster.

Eines Tages meldete Stips mit pffiffigem Lächeln, Frau Riesterli lasse ein schönes Kompliment ausrichten, – ob Herr Schnabel vielleicht die Gefälligkeit haben wolle, heute Abend auf ein Viertelstündchen sich hinüber zu bemühen.

Peterli zog also, da es Abend wurde, seine schönsten Kleider an (er war, im Vorbeigehen bemerkt, einer der besten Kunden seines Schneiders), – den

blauen Frack mit den goldenen Knöpfen, das rothe Halstuch, das gelbe Gilet und die meergrünen Hosen, hing sich seine durch alle Gassen scheinende Uhrkette um und ging über die Straße. Das sah aber vornehm aus da drüben! Umhänge an den Fenstern, dünn und leicht wie Spinnhuppen, – sammetne Stühle, – ein Boden so glatt wie ein Zibelisch*, auf welchem Peterli schon beim ersten Schritt fast über den Haufen gefallen wäre; endlich auf dem runden Tisch eine Ampel, welche so heiter machte, wie am hellen Mittag. So wolle er sich auch einrichten, wenn er einmal eine eigene Haushaltung habe, nahm sich Peterli vor.

Frau Riesterli in einer Kappe mit feuerrothen Maschen empfing den Eintretenden mit einem tiefen Knix. «Sie habe dem Herrn Schnabel tausend Exgüsen zu machen; es sei aber gar schenierlich für eine Dame, selber auf ein Bureau zu gehen, wo man immer so viele Herren antreffe. Herr Schnabel werde es ihr also gewiß nicht in übel nehmen, daß sie so frei gewesen, ihn herüber zu bitten, um ihn über ein kleines Geschäft zu berathen. Er werde hoffentlich eine Tasse Thee acceptiren und dann könne man über die Sache reden. Unterdessen wolle sie Herrn Schnabel, wenn er es erlaube, ihren Töchtern präsentiren. – So gut Peterli im Bierkomment bewandert war, so hatte er dagegen noch nirgends gelernt, wie man dem vornehmen Weibsvolke Komplimente macht, und je besser er hinter dem Wirthstische Bescheid wußte, um so weniger hatte er es los, wie man sich am Theetisch benimmt. Es begab sich also, daß er die Zuckerschüssel ab dem Tische schlug, seinen Thee der Frau Riesterli auf die Schooß schüttete und einen Stuhl zu Schanden ritt, da er sich das gigampfen nicht abgewöhnen konnte. Die Frauenzimmer waren aber so artig, alle diese Ungeschicklichkeiten keineswegs in Uebel zu nehmen, sondern sie gaben sich die möglichste Mühe, ihren Gast angenehm zu unterhalten. Bethsi sprach sehr lebhaft über die Bälle des nächsten Winters und erlaubte sich die Frage, ob Herr Schnabel gern tanze? – Er könne nicht leugnen, erwiderte Peterli, daß es ihm zuweilen Jux mache, einem flotten Besen die Junti** zu schütteln. – Kitti schwärmte für die schöne Natur. Ob es Herrn Schnabel nicht schier das Herz gebrochen habe, von den grünen Fluren und den blumigen Wiesen zu scheiden? Peterli versicherte jedoch er sei immer am liebsten in der Stube hinter dem Tische gesessen; übrigens hätten sie daheim auf den Matten wenig Blumen gehabt; der Vater hätte alle-

* Zibelisch = Eisfläche, über welche die Jugend zu schleifen pfl egt.

** Junti = Unterrock.

mal gesagt, das wären die magersten und habe dann brav beschüttet, was ein wenig stinke. – Da ließ sich Madi heran und lobte die Freuden des häuslichen Lebens, den stillen Genuß, mit der Nadel zu wirken. – Davon verstehe er nicht viel, meinte Peterli; wenn er ein Loch im Strumpf habe, so binde er es allemal mit einem Zwicke zusammen.



Von größerem Interesse waren die Mittheilungen der Mama. Es sei ihr, sagte sie, ein Kapital aufgekündet worden, zwar nur eine Kleinigkeit – zehn oder zwölftausend Pfund oder Kronen; aber als arme, in den Geschäften

wenig bewanderten Wittfrau getraue sie sich doch nicht, das Geld wieder anzulegen, ohne zuerst den Rath und Beistand eines bewanderten Geschäftsmannes eingeholt zu haben, – besonders da sie gar selten in den Fall komme, da ihre übrigen Kapitalien sämmtlich sehr solid und an festen Orten placirt seien und sie auch viel mehr auf den Liegenschaften halte, da dieselben Einem mindestens nicht fortgetragen werden könnten. – Peter Schnabel that die Ohren weit auf, da von einem Gültrodel die Rede war, in welchem ein Posten von zwölftausend Pfund oder gar Kronen eine Kleinigkeit hieß, und dann gar noch von Liegenschaften – und versprach sich um das Geschäft der Frau Riesterli auf's Eifrigste anzunehmen.

Als er endlich nach Hause zurückkehrte – unvermerkt war es ziemlich spät geworden –, befand er sich im dritten Himmel. Das wäre einmal eine Parthie für ihn. Wie vornehm und wie reich! und überdieß alle drei bis über die Ohren in ihn verschossen – ein Blinder hätte es greifen können. Wenn das z'Schnabelbabi wüßt, es würde sich, so dick es sei, dreimal auf dem Absatz drehen vor Freude, wenn es nicht grad die Schlurpen anhätte – meinte Peterli. – Hätte er nur gewußt, welche er nehmen wolle. Kitti im grünen Kleide hatte das Gewicht für sich; sie wog mehr, als beide andern miteinander und das ist auch etwas für Einen, der solid denkt. Aber dann Madi im blauen Kleide! welcher Peterli hätte diesen zierlich geringelten Schmachlocken widerstehen können? über die Rübe, welche mitten in ihrem langen Schwannenhals, etwas auf der Seite des Herzens, stecken geblieben war, konnte man um so leichter wegsehen, als sie unter einem blauen Seidenband versteckt lag. Und nun gar Betsi im rosenrothen Kleide, wie lebhaft, wie zuthunlich; und die Blitze, die aus ihren Augen schossen – zwar etwas überzwärch, als Kreuzfeuer aber dafür um so wirksamer! –

Am nächsten Sonntag fuhr Peter Schnabel mit der Familie Riesterli in das nächste Bad, wo man tanzte, spazieren. –

Des andern Herbstes war es um neue Wahlen zu thun. Im Kaffee Füsis galt es als eine längst ausgemachte Sache, daß es jetzt eine andere Ordnung geben solle. Es sei nur billig, daß wieder einmal Neue daran kämen, und mit dem Staatswagen auf eine andere Manier zu kutschieren probirten. Wie? das wußte man auf dem Kaffee Füsis selber noch nicht. Die Hauptsache war, bei den Wahlen seine Leute hineinzubringen. Aber Wahlen zu machen, das hat seine Nase – dazu braucht es Geld und zwar viel Geld. Ohne Peter Schnabel wären die Herren des Kaffee Füsis wie die Ochsen am Berge gestanden. Peter Schnabel hatte Geld und mußte füremachen. Dafür sollte er aber nicht nur

in den Kantonsrath kommen, sondern auch in die Regierung, sagten ihm die Füsismannen. Daß er grad Landammann werden würde, das hatte man ihm zwar nicht ausdrücklich versprochen. «Aber warum sollte ich nicht?» dachte Peterli. «Sind nicht auch anderswo Männer zuoberst hinaufgekommen und waren nicht trockner hinter den Ohren als ich. Kenn' ich das Ding etwa nicht? Hab' ich's nicht gelernt, so gut wie Einer, z'Bern beim Großmogul? Hab' ich nicht Geld wie Heu? und ziehen nicht die Vornehmsten vor mir den Hut ab?» – Es verstehe sich also fast von selber, meinte Peterli, daß er schon heuer oder doch spätestens das nächste Jahr Landammann werde. – «Wie wird die Mutter losen, wenn sie es aus der Zeitung lesen hört! Wie wird der Vater Augen machen, wenn ich einmal im schwarzen Rock und mit dem Grasbogen auf dem Kopf (statt im Zwilchkittel und den Stallhosen) zu ihm in's Stüblein trete und spreche: Wir, der Landammann, verzeihen dir gnädigst die an unserer hohen Person verübte Grobheit und geruhen, dich wieder huldvoll mit unserer kindlichen Liebe zu beehren.» So träumte Peter Schnabel, und diese Träume zu verwirklichen, da durfte ihn kein Geld gereuen. Würde es nicht doppelt und dreifach zurückkommen, wenn man einmal auf dem grünen Sessel säße? Habe der Vater nicht noch die Fülle verschimmelter Neuthaler im Trog? (Peterli begann allmählig selbst an die Million zu glauben, die sein Schreiber Stips erlogen.) Und schließlich brauche man ja nur den Finger auszustrecken, um eine reiche Frau daran zurückzuziehen.

Aus diesen und noch vielen andern Gründen wurde also die Kasse des Geschäftsbureau's an der Käsgasse Nr. 101, welche der Tausendkünstler Stips stets frisch zu füllen wußte, man mochte daraus nehmen, so viel man wollte, keineswegs geschont. Büchlein wurden gedruckt, Agenten im Lande herumgeschickt und die bei so angestregter Arbeit für's Vaterland alleweil trocknen Gurgeln berieselte, daß es eine Art hatte. Ueberdieß war Schnabels Geschäftskasse für Jeden eine Hilfskasse, der nach dem Vorzettel zu stimmen versprach, während den Schuldnern, welche sich vermessen sollten anderweitig über ihre Stimme zu verfügen, mit unnachsichtlicher Abkündigung und Betreibung gedroht wurde. Diesen Zweig der politischen Agitation hatte der Schreiber Stips übernommen und entwickelte dabei die lobenswerthe und vielversprechendste Tätigkeit.

Endlich nahte der Tag der Entscheidung heran.

Peterli war voll der zuversichtlichsten Hoffnung. Schon fühlte er den Druck des Grasbogens auf seiner Stirne.

Champagner her!

Flasche nach Flasche knallte und die Scheiben des Saales im Kaffee Füsüs erzitterten von den Vivats, welche dem künftigen Landamman Peter Schnabel gebracht wurden, auf dessen Rechnung begreiflich der Champagner schäumte.

Achtes Kapitel.

Der Roggenacker.

Es wird an der Zeit sein, einen geehrten Leser auch wieder einmal aus der Stadt in's Grüne hinauszuführen; dießmal aber nicht zum Schnabelbauer, sondern an einen neuen Ort, nämlich nach dem «Roggenacker», wo das Ameili daheim ist. Erinnerst du dich noch an das Ameili, lieber Leser, welches hinter dem Haselnußzaun lauschte, als Peter Schnabel zum ersten Mal von der Schäube* seiner Mutter weg in die große Welt hinausfuhr hoch oben auf einem Fruchtwagen und mit der Peitsche knallte?

Der Herbstmarkt war vorbei. Auf den Matten blühten die Kiltblumen; drüber lag ein silbergrauer Nebel und durch den Nebel von fern und nah tönte das helle Glockengeläute der weidenden Kühe. An einen Kirschbaum gelehnt, dessen gelb und roth gefärbte Blätter, eins ums andere, sich von den Zweigen lösten und dann wirbelnd zur Erde fielen, stand Ameili, hütete und strickte. Ameili war keineswegs zu den hofffährtigen Bauernjungfern zu zählen. Seine rothe Halbleinjüppe zu flicken, hatte es schon Stück auf Stück setzen müssen; durch den dünnen, verwaschenen Tschopen blies der Herbstwind ungenirt und sein Vorstecker war weder von Sammt noch von Seide. Ameili war auch nicht, wie man zu sagen pflegt, wie Milch und Blut, sondern eher bleich als rothmündig und eher mager als stark bei Fleisch – es wußte warum – und galt deshalb im Dorfe keineswegs für eine besondere Schönheit.

Woran dachte wohl Ameili, als es so in Gedanken die Stricknadeln in den Fingern spielen ließ und den fallenden rothen und gelben Blättern zuschaute, während die seiner Obhut anvertrauten Kühe ganz gemüthlich im Lewat grasen? Vielleicht an den jetzigen Geschäfts- und künftigen Landamman, Herrn Peter Schnabel? Keineswegs, sondern an Peterli, den Christenlehrknaben.

Ameili war nicht des Roggenbauers Tochter. Der Roggensepp war ein alter Knab und hatte die Base zu sich genommen statt einer Magd, um an ihr

* Schäube = Schürze.

den Lohn zu ersparen. Ameili durfte also aus dem Roggenacker keineswegs «Manschettli» häckeln, sondern mußte arbeiten, jedoch nicht wie eine Magd, sondern wie zwei. Dafür hätte der Roggensepp die Base speisen und kleiden sollen, was er auch that – aber wie!

Doch kehren wir zu Ameili's wachendem Traume zurück, zu den Bildern, die an seiner Seele vorüberzogen, dieweil die rothen und gelben Blätter fielen und die hungrigen Kühe von dem zarten Kraute des jungen Lewat's naschten.

Es hat sich in Gedanken nach jener Zeit zurückversetzt, da der Roggenbauer das Waislein zu sich nahm. Es war damals in jenem Alter, da die Jugend zwar der Schule entwachsen, aber noch Christenlehrling ist, wo das Herz sich zu rühren anfängt, die Buben keck eine Cigarre im Munde führen, wenn der Vater und der Pfarrer sie nicht belauschen, und den Mädchen beginnt enge zu werden in ihren Kinderkleidern. – Auch bei Ameili begann es damals zu schwellen und zu knospen, sein Tschöplein ward ihm knapper und knapper. Da that der alte Sepp, weil es so sein mußte, ein Einsehen, suchte ein uraltes Paar halbleinener Hosen hervor, in denen er siebzehn Winter lang gemolken hatte, nahm die Näherin auf die Stör und ließ daraus dem Meitschi einen funkelnagelneuen Tschopen machen. – Da wird's Sonntag. Ameili geht mit dem neuen Tschopen in die Christenlehre. Doch bereits hat die Näherin das Geheimniß von den Melkhosen ausgeplaudert. Die Mädchen alle der reichen Bauern, die im Feiertagsstaat prangen, sie flüstern, kichern, rümpfen die Nasen; kaum vermag heut der Pfarrer die junge Heerde im Zaume zu halten. Endlich ist's aus – man macht sich auf den Heimweg. Da erzählen die Mädchen das Geheimniß von Roggenbauers verwandelten Hosen den Buben. Die erheben ein lautes Halloh! Ob das Ameili Schmöckwasser an seinen neuen Tschopen geschüttet, daß er so wohl rieche? rufen sie. Ob der Vetter morgen wieder mit den Beinen durch die Aermel fahren werde, wenn er melken gehe? –

Ameili möchte aus Scham in die Erde sinken; es deckt das Gesicht mit den Händen und weint und will nach Hause laufen. Aber die Bengel versperren ihm den Weg. – – Da erwächst dem geeängsteten Mädchen ein unverhoffter Beschützer: «was ihnen das Meitschi zu leid gethan? – es könne ja nichts dafür, daß ihm der Roggenbauer keine bessern Kleidlein gebe, – hätte wahrscheinlich selber lieber schönere» – – und dieser Zuspruch wird kräftigt durch einen umgekehrten Peitschenstiel unterstützt, der dem neckenden Schwarme um die Köpfe saust. Ameili schaut auf. Es ist Schnabelbauers Peterli, der sich seiner erbarmt hat. –

Das war Ameili's wacher Traum.

Und wie unzählige Male hatte es ihn seit jenem denkwürdigen Sonntage geträumt? Wie oftmals hatte es seither verschämt und verstohlen nach dem langaufgeschossenen, rothmündigen Burschen geschielt? War ja Schnabelpeterli der einzige Mensch auf Erden, der sich je des armen Meitschi's angenommen, der ihm je etwas zu lieb gethan! Kein Wunder, daß es für Ameili allemal ein Festtag gewesen war, wenn Peterli ihr auf dem Kirchweg begegnet und etwa freundlich das Zeit gewünscht hatte.

Seit es hinter dem Haselnußzaun umsonst auf ein Abschiedswort gepaßt, war ein neues Leid in sein Herz eingezogen. Gedachte aber dennoch jeden Tag des Helfers in der Noth: ein besseres Herz habe im ganzen Dorfe keiner und noch weit darum herum, und so einen Herzhaften würde man nicht leicht finden, der sich unsinnet gleich an ein ganzes Dutzend gewagt habe. Wenn es nur Gottes Wille wäre, daß es ihm auch einmal etwas zu lieb thun könnte! Es wollte für ihn gern durch's Feuer laufen, damit er sähe und überzeugt würde, wie gut das Ameili auf dem Roggenacker es mit ihm meine, und dann nicht wieder so hochmüthig vorbeifahre und chlepfle, ohne ihm «leb' wohl» zu sagen, wenn es am Wege stehe. --

«Was gaffisch* wieder, du Donners Sturm?» --

Das war ein unfreundliches Erwachen unter dem Kirschbaum, dessen bunte Blätter zur Erde wirbelten.

Ob es ständlings eingeschlafen sei, daß es nicht merke, was die Kühe im Lewat schändeten? -- zankte der Roggensepp, der plötzlich hinter dem Kirschbaume hervortrat, mit dünner, krächzender Stimme, und schoß giftige Blicke aus seinen grauen Aeuglein auf das erschrockene Mädchen. Das fuhr aus seinen Träumen auf und lief, so rasch es mochte, der verlaufenen «Waar» zu wehren.

Der Roggensepp gehörte nicht eben zu den freundlichsten Erscheinungen, wenn er an seinem Stecken humpelnd die Kehr um seine Aecker und Matten machte. Er trug dann gewöhnlich ein Paar Beinkleider, welches einst einer seiner Werkleute aus dem Entlibuch auf dem Roggenacker zurückgelassen hatte, weil es ihm zum Mitnehmen wohl schlecht war, unter den Hosenträgern ein halbleinenes Aermelleibchen vom Vater selig und auf dem Kopf eine Zipfelkappe -- Alles Naturfarbe, nämlich so, wie Hosen, Aermelleibchen und Zipfelkappe werden, wenn man sie vierzig Jahre am Leibe trägt, ohne je einen andern Tropfen dran zu wagen, als Regenwasser, ausgenommen beim Bschüt-

* Gaffen = Maulaffen feil halten.

ten. Roggensepps Gesicht war dagegen nicht naturfarben, sondern gelb mit grau schattirt und hatte ein Aussehen, als sähe man von weitem einen schön-gefahrenen, vom Biswind ausgetrockneten Acker, Furche an Furche, Runzel an Runzel. Grad fett war der Roggenbauer auch nicht – gut essen war nicht seine Sache, sondern er besann sich bei jedem Stücklein Brod, das er für sich abschneid, zweimal, wenn er für das Ameili abschneid, aber dreimal.

Ob der Roggenbauer reich sei, darüber wußte niemand genauen Bescheid. Viel Land, einen großen Hof, besaß er eben nicht, und seine Matten und Aecker waren nicht von den besten, sondern dürr, mager und ausgemergelt – grad wie seine elenden Paar Kühe, welche sich im Lewat ausnahmsweise einmal einen guten Tag gemacht hatten, während ihre Hüterin ständlings wenn nicht schlief, doch träumte. Es reute ihn eben jede Gabel voll Futter, die er seiner Waar in den Baren geben mußte und jedes Fuder Dünger, das er auf den Acker führen sollte. Am liebsten hätte er Futter und Dünger in einen großen Trog verschlossen. Das Herausgeben war gegen seine Natur. – Jammern hörte man den Sepp zur Genüge über die bösen Zeiten; und daß auf dem Roggenacker je einmal Hoffahrt und Staat getrieben worden wäre, der hätte auf Reichthum schließen lassen, konnten Sepps ärgste Feinde ihm nicht nachreden.

Dagegen war unter den Leuten viel Geschwätz von einem wohlverwahrten Speicher, in welchen Roggensepp keine fremde Seele, nicht einmal das Ameili einen Fuß setzen oder einen Blick werfen ließ. In diesem Speicher, sagten einige, seien mehr Sachen aufgehäuft, als die drei reichsten Bauern des Kantons zusammenbringen könnten. Von den Schweinen, die Roggensepp seit vierzig Jahren geschlachtet, habe er allemal nur eine Speckseite verbraucht, und die andere im Speicher verwahrt. Schnitztröge fänden sich dort, wie mittelmäßige Brechhütten*, und Stroflaschen mit Gigertschwasser – so viele als Tage im Jahr. Die Stücke Zwißch und Halblein seien darin übereinandergeschichtet, wie man Holzspalten aufklaftere. Von den verschimmelten Thalern, welche in alten Strümpfen und gespaltenen Töpfen da und dort versteckt seien, gar nicht einmal zu reden. – Andere jedoch behaupteten, es sei freilich gar vielerlei in Roggensepps Speicher aufgehäuft, aber meistentheils nur alte durchgelaufene Holzschuhe, sämmtliche erst nach vollständiger Dienstunfähigkeit in Ruhestand versetzten Kittel, Hosen, Hüte und Strümpfe vom Vater und Großvater her, zerlöcherne Pfannen, gespaltene Flaschen, alte Harnischplätze und anderes dergleichen mehr, was der

* Brechhütte = Häuschen, auf welchem man den Hanf röstet.

Roggenbauer etwa auf seinen Gängen über Feld gefunden und unvermerkt unter seinen Rockschoßen habe heim tragen können. Diese Meinung hatte durchaus nicht alle Wahrscheinlichkeit wider sich, da Sepp seit vierzig Jahren unverbrüchlich am Grundsatz festgehalten hatte, nichts wegzugeben, was einmal in seinem Besitze war, und alles, selbst das unscheinbarste sich anzueignen, was sich herrenlos auf seinem Wege fand. Der Gemeindeammann selber hatte einmal von weitem zugesehen, wie er einen Bündel hinter einem Haag aufhob, wahrscheinlich Lumpen, die von herumziehendem Kesslervolk zurückgelassen worden, – und denselben nach Hause in seinen Speicher trug.

So viel war gewiß, Sepp hütete den Speicher wie ein Heiligthum und verschloß ihn vor der Welt mittelst eines großen und festen Vorlegeschlosses. Er selbst brachte gewöhnlich die Sonntag-Nachmittage in den geheimnißvollen Räumen zu, wo man ihn dann hin und her, Trepp' auf, Trepp' ab humpeln, hüsteln und keuchen hörte, als ob er schwere Bürden hebe und herumtrage. Des Nachts wurde der Speicher von Spitzzi, einem Hündchen von äußerst hässiger und bissiger Gemüthsart, bewacht. Die kleinen Hunde, behauptete Sepp, seien viel wachbarer als die großen und fräßen weniger.

Ameili hatte eben die dünnen Kühe des Roggenbauers aus dem Lewat getrieben, als ein «Herr», nämlich einer, der weder Halbleinkittel noch Zwilchhosen, sondern einen langen, abgeschabten dunkelblauen Ueberrock und einen alten Seidenhut trug, des Weges, der vom nächsten Wirthshaus nach dem Roggenacker führte, daher kam. Als er bei Sepp angelangt war, blieb er stehen. Das seien einmal schöne Thiere, rief er aus, – gut gemodelt und füllten sich brav; allen Zeichen nach müßten es von den besten Milchkühen sein weit und breit. Der Roggenbauer lachte bei dieser Rede heimlich in sich hinein, theils über die Dummheit des Herrn, welcher die Thiere, von denen die beste kaum einen halben Kübel voll gab auf einmal, für gute Milchkühe hielt, theils, weil ihn das Rühmen seiner «Waar» denn doch nicht wenig kitzelte, da es selten genug geschah.

Ob er nicht die Ehre habe, mit dem Bauer auf dem Roggenacker zu sprechen? fuhr der «Herr» im blauen Rocke fort, in welchem wir an den rothen Haaren und dem lahmen Beine den Schreiber Stips erkennen. Sepp griff bei dieser Frage unwillkürlich an den Hosensack, in welchem er die Schweinsblase mit seiner Baarschaft verwahrt hielt, wenn er in Geldgeschäften über Feld ging; – so höflich, dachte er, sei nur einer der einem an den Geldsäckel wolle. Er habe ihm eben einen Besuch machen wollen, sprach Stips weiter; es freue ihn um so mehr, ihn hier angetroffen zu haben und seine Bekanntschaft

zu machen. – Sepp blinzte mit den grauen Aeuglein den Schreiber mißtrauisch von der Seite an: weder habe er Geld anzulegen, noch brauche er Geld aufzubrechen, Gott Lob! Auch sei ihm gerade nichts feil im Stall und was er in's Haus brauche, pflege er nicht bei Musterreitern einzukaufen. – Es handle sich durchaus nicht um solche Dinge, beschwichtete Stips. Ob der Roggenbauer nicht wisse, daß morgen Wahltag sei? – Mit dem neumodischen Zeug, entgegnete Sepp, gebe er sich nicht ab, es trage nichts ein. – Und doch sollte es allen Gutgesinnten und insbesondere dem biedern Landvolk daran gelegen sein, daß es einmal eine rechte Regierung gebe, – sprach der Schreiber mit Nachdruck, indem er dem alten Bauer seine Dose darhielt. Sepp that einen tüchtigen Griff – zum nehmen war er niemals zu faul –, schnupfte und blinzte dann listig zu Stips hinüber: er müsse, mit Schein für den Schnabelpeterli herumweibeln? – Bei Nennung dieses Namens wurde Ameili, welches wieder am Kirschbaum gelehnt stand und strickte, so roth, wie eines der Blätter, die sich ob seinem Haupte von den Zweigen lösten. Roggensepp achtete sich aber dessen nicht – was wußte er von der Geschichte mit dem halbleinigen Melkhosentschopen und dem umgekehrten Geißelstecken? – sondern lachte auf den Stockzähnen in sich hinein und fuhr fort: «Ja, ja! der Schnabelpeter sei ein Herr geworden, sagt man, – und gebe sich damit ab, des Schnabelbauers Batzen unter die Leute zu bringen. Will, scheint's, jetzt auch noch Rathsherr werden – sei z'Bern dafür in der Lehre gewesen! z'Schnabelbabi hat davon gebrichtet im Dorf. Wird eine große Ehre sein für z'Schnabelbabi, wenn's geschieht, geht mich aber nichts an.» Stips hatte sich unterdessen den Roggenbauer genauer in's Auge gefaßt, erwiederte dessen pffiffiges Blinzeln mit einem nicht minder pffiffigen Grinsen, und bemerkte dann nur noch beiläufig: der Roggenbauer werde doch wohl morgen in's Dorf kommen, einen Schoppen zu trinken; wer zum Rößli gehe, den kost' es nichts, die Uerte sei schon zum Voraus bezahlt. Er wolle dann dort noch ein Wort mit ihm reden. Nach dieser Rede empfahl er sich, – er habe noch etliche nothwendige Gänge zu machen.

Nachdem der Roggensepp dem Ameili noch einmal eingeschärft hatte, die Kühe nicht mehr in den Lewat zu lassen, stekelte er heimzu, bei sich überlegend: es wäre doch nicht so dumm, morgen an die Wahl zu gehen, da man beim Rößli freie Uerte habe. Ameili sann darüber, wie Peterli nun ein vornehmer Herr geworden. Es wollte ihm aber nicht gelingen, sich denselben im schwarzen Rathsherrnrock vorzustellen, sondern nur im elben Chutli, das er angehabt, als er noch in die Christenlehre ging.

Neuntes Kapitel.

Am Vorabend.

Niemals geht's lebhafter zu auf den Landstraßen, – nicht nur auf jenen die London mit Calcutta verbinden, sondern selbst auf denen, die nach Welschenrohr oder Kienberg führen; – niemals haben die Leuen, Bären, Falken, Adler, Ochsen und ähnliche wilde und zahme Bestien bessere Zeiten, – nämlich nicht die, welche in Wäldern oder Ställen zu finden sind, sondern jene in den Dörfern, vor denen ein Tannenbaum mit einem Maien steht; – zu keiner Zeit weiß sich der gemeine Mann größerer Höflichkeit und freigebigerer Bewirthung zu berühmen: als am Vorabende allgemeiner Wahlen.

Peter Schnabel hatte sich, um seine Wahl in den Kantonsrath zu betreiben, in eigener Person nach Sufiwyl in's Rößli begeben. Er wollte dem Suverän imponiren und hatte sich deßhalb schon seit etlichen Wochen den Schnauz wachsen lassen. Ferners bekleidete er sich mit einem grünen mit Schnüren übernäthen Schützenrock, schnallte Sporen an seine Stiefel, schaffte sich eine Reitpeitsche an und setzte seine Brille von Scheibenglas auf. Was er zu leisten im Stande sei, wolle er den Muttentüpfeln dann schon begreiflich machen; er wette ein Kistchen der feinsten Havannah gegen ein halbbatziges Päckchen Dufour, er bringe sie alle unter den Tisch, vom Ersten bis zum Letzten.

Der geneigte Leser möge sich erinnern, daß Peter Schnabel mit dem Glas in der Hand und mit der langen Quastenpfeife im Gesicht seine Studien gemacht hatte – nicht im Kolleg, sondern beim «Großmogul». Das Glas in der Hand hatte er auch seine praktische Geschäftsbildung erworben – nicht in der Schreibstube, sondern im Kaffee Füsis. Das Glas in der Hand wollte er sich nun seinen Sitz im Kantonsrath erobern. Komme er dann noch höher hinauf, so wolle er's, bei Gott, probiren, ob sich beim Becherklang und Rundgesang, beim Binokel und die Cigarre im Maul nicht ebensogut oder vielmehr noch besser regieren lasse, als hinter dem Schreibpult und den staubigen Akten. Alles Unheil auf der Welt, habe allemal sein Professor in Bern gesagt, rühre von den sogenannten ordentlichen und soliden Leuten, von den Pedanten, Philistern und Dintenschleckern her.

Die Gaststube beim Rößli war ziemlich angefüllt, wie es sich am Vorabend der Wahlen geziemt. Man hatte die Frau daheim damit «g'schweigen» können, es wäre Bürgerpflicht, heute einen Schoppen trinken zu gehen. Von Politik, von Wahlkandidaten, von Glaubensbekenntnissen und dergleichen

wurde jedoch wenig verhandelt. Die Mannen mit den langen elben Kitteln und den kurzen, braunen, saftigen Pfeifen unterhielten sich über interessantere Gegenstände, nämlich über ihre Schweine, ihre Kühe und Kalbeten und über die Fruchtpreise in Bern und Basel, oder sie fragten einander ob der Hansuli bereits versäet oder ob der Muttendurs schon mit dreschen angefangen habe? – Als es nach und nach etwas lebhafter wurde, geschah es, daß einer oder der andere über ein «gstyff's Chalbeli» einen Handel abschloß, oder zwei sich beredeten, einander bei der nächsten Steigerung nicht abzubieten. –

«Sechs Flaschen vom Bessern! – Wer trinkt mit mir ein Glas?»

Die Bauern schauten einander an. «Der Schnabelpeterli will Kantonsrath werden» – sagte Hansuli leise dem Muttendurs und Muttendurs nickte.

Es solle zulangen, wer möge, und anstoßen, ermunterte Peter Schnabel, und schwenkte, um den Leuten von vornherein eine gute Meinung von sich beizubringen, ein volles Glas hinunter.

Die Bauersame ist zwar nicht gleich bereit, mit den Händen danach zu greifen, wenn ihr etwas zu essen oder zu trinken angeboten wird; – es gehört zu den Grundregeln der ländlichen Anstandslehre, sich vorerst dringlich bitten und nöthigen lassen. Aber schließlich langte doch einer nach dem andern nach den Gläsern, die Peter Schnabel vollgeschenkt hatte. Der Rößliwirth hatte nämlich von seinem bouchirten heraufgeholt, welchen er sonst nicht jedem Köbi vorsetzte, und der dann doch um die Wahl etwas besser war, als der Twanner, den er, wie er sich hoch und theuer verschwor, selber in Vivis geholt hatte und den Schoppen zu sechs Kreuzer alte Währung auszuwirthen pflegte.

«Noch sechs Flaschen» – befahl Peter Schnabel «und Schmollis, – bei Gott.» Drauf stimmte er einen Rundgesang an, wobei einer nach dem andern sein Glas zu leeren hatte. Peterli, seiner Absicht getreu, schenkte die leeren Gläser fleißig wieder voll, trank aber selber einmal mehr als jeder andre. Den Muttentüpfeln kam's fast vor, wie in der Comödie oder beim Rößlispil, aber noch viel lustiger, da hier der Hanswurst kein Trinkgeld einzog, sondern selber zu trinken zahlte.

Jetzt seien die Leute im Saft, dachte Peterli, und ließ eine dritte Flaschenbatterie in's Feuer rücken, womit er die Schlacht zu entscheiden gedachte. Wie sich's nun eigentlich mit den Wahlen verhalte? Die Bauersame werde doch hoffentlich so viel Aufklärung im Leibe haben, um die alten Quartalzappler nicht wieder hinauflüpfen zu helfen, sondern junge Kräfte, welche den Verstand und guten Willen hätten, den alten Wust den Bach abzuschicken.

Die Mannen mit den langen elben Kitteln schauten sich schweigend an und lachten auf den Stockzähnen über den Hans Narr mit der Brille, den Sporen

und der Reitpeitsche, der ja doch nur der Schnabelpeterli sei. Zuletzt ergriff der Muttendurs, in jüngern Jahren ein Hauptspaßmacher, das Wort. «Kaufe ich mir halbverhungerten Fasel, so friß derselbe zweimal so viel, als styf angemästete Säuli, die ihre Sache bekommen haben; weiß allemal nicht recht, wie genug Tränke auf- und anbringen. Hülf morn die Alten wieder anstellen bei der Regierung und keinen jungen g'fräßigen Fasel.» – Das war ein glorioser Witz vom Muttendurs. Am ganzen langen Wirthstisch brach als wie auf's Kommando ein Gelächter aus, daß das Weihwasserkrüglein neben der Thüre davon zu wackeln begann.

Peter Schnabel hatte den steifen Vorsatz mitgebracht, die gesammte Wählerschaft von Sufiwyl unter den Tisch zu bringen; einmal so weit, meinte er, wüßten sie dann schon, wen sie zu wählen hätten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Die Bauersame saß noch fest und kaltblütig genug hinter dem Tisch, als Peter Schnabel schon glühte, wie die Morgensonne, wenn es Abends Koth geben soll. Es war Thatsache, daß Peterli einen Stüber* hatte, als Muttendurs und Hansuli erst recht an's Anfangen dachten.

Es kam also, daß dem Schnabelpeter bei des Muttendursen Rede das Feuer in's Dach stieg: er merke wohl, schrie er über den Tisch weg, die Sufiwyl sei die letzten hundert Jahre auch nicht viel weiter gekommen in der Aufklärung, als die Stiere, die sie vor ihre Mistbännen spannten, und sie führten Zöpfe, länger und dicker als das größte Wellenseil; sie sollten aber nur warten, bis die junge Schule einmal am Brette sei, die werde ihnen dann schon über das Hung gehen. – Das war nun freilich keineswegs klug und politisch gesprochen von einem Wahlkandidaten. Um so besser hatte der Muttendurs seinen Machiavell los, der beim Roß- und Kühhandel seine diplomatische Schule durchgemacht hatte. Er stüpfte also den Hansuli mit dem Ellenbogen; dieser schlug auf den Tisch und rief: er für seinen Theil halte es mit dem Herrn Schnabel; der habe studiert und müsse also die Sache wissen. Uebrigens sei's ja überall Sitte, die Schweine, wenn sie angemästet seien, in den Schornstein zu hängen und an deren Stelle jungen Fasel anzustellen, – je gefräßiger, desto besser. – Das sei gesprochen, wie ein Vaterlandsfreund, triumphirte Peterli, welchem der Hut schon ganz schief auf dem Kopfe saß. «Noch mehr Wein her, bei Gott!»

Es muß Einer dreifach gedreht sein, der die Bauersame «änen ummen lüpfen» will. Peter Schnabel war es nicht einmal einfach. Vielleicht macht der Schreiber Stips seine Sache besser.

* Stüber = Rausch im ersten Grade.

Stips hat sich einen genauen Auszug aus dem Hauptbuch, Betreibungs- und Pfandbotrodel verfertigt. Während der Herr Prinzipal die Matadoren im Wirthshaus abtränkt, geht der Schreiber bei den Schuldenbäuerlein herum und schärft ihnen ein, um so zuverlässiger «gut» zu stimmen, als sie sonst ohne Termin und Pardon in's Amtsblatt müßten. Ueberdieß händigt er noch jedem für den morgigen Wahltag seinen bereits beschriebenen und zusammengefalteten Stimmzettel ein. —

Als Stips spät zum Rößlein zurückkehrte — hell auf, Portugal! — was fand er da? Den Herrn Prinzipal, der mit schwerer Zunge die Bauersame im Bier-



komment unterrichtete, – die Bauersame, welche sich ob dem Treiben des Herrn Prinzipals die Bäuche hielt und sich fort und fort die Gläser voll schenken ließ, ohne daß es auch nur dem Mindesten in ihrer Mitte eingefallen wäre, unter den Tisch zu sinken. Stips befahl, daß sogleich angespannt werde, und Peter Schnabel wurde halb mit List, halb mit Gewalt in's Fuhrwerk geladen und des Rößliwirths Knecht übergeben, der ihn nach der Stadt zurückführen sollte. Beim Abschied kündete Peterli, der sich bereits als Kantonsrath fühlte, der Gesellschaft an, morgen sei beim Rößli freie Uerte; er werde Alles bezahlen. – Stips blieb und hielt noch in selbiger Nacht mit dem Muttendurs und dem Hansuli eine geheime Konferenz.

Ein geneigter Leser ist vielleicht begierig zu wissen, was der Schnabelbauer zu Peterli's Kandidatur sagte?

Seit Peterli sein Muttergut herausverlangt hatte und dann von dannen gefahren war, durfte man vor dem Schnabelbauer nicht einmal dessen Namen aussprechen. Als aber Schnabelbabi von den Basen im Dorfe erfuhr, daß es sich darum handle, den Peterli in den Kantonsrath zu wählen, so faßte es sich ein Herz und klopfte eines Nachts hinter den geecksteinen Umhängen beim Alten an, ob er nicht seine Stimme und seinen Einfluß für den Sohn verwenden wolle. Aber der Schnabelbauer antwortete kurz: «Was geht's mich an, ob der Geschäftsmann Peter Schnabel im Rathsherrnrock herumläuft oder nicht? Ich kennen keinen als den Peterli in der Zwiilchb'chleidig und der wird wohl schon begraben sein» – worauf er sich nach der Wand kehrte. Wäre Babi besser belesen gewesen, so hätte es den Alten einen Rabenvater gescholten; so sagte es aber bloß halbleise, er sei der wütest Hung in der ganzen Kilchhöre und habe kein Herz für sein eigen Fleisch und Blut. Sie wisse ganz bestimmt, daß ihr Peterli schon ein Bein auf dem Rathsherrensessel habe, und nun möge man ihm nicht dazu verhelfen, auch das andere hinaufzubringen. Wenn dann aber Peterli Landammann sei, verschwur sich Babi im Stillen, so möge mir der Alte brüllen, so laut er wolle, – es lasse den Choli anspannen und fahre in die Stadt, um dem Bübeli sein Haus einzurichten und oben zum Fenster hinaus zu schauen.

Für den Wahltag bestellte es eine Schwefelhölzchen-Frau als Kundschafterin, welche den Auftrag hatte, mit der erfreulichen Nachricht von Peterli's Wahl auf Windesflügeln, so weit es die G'süchti in ihren Beinen erlaubten, nach dem Schnabelhof zu eilen, wofür ihr ein halb Pfund Kaffee, ein Ankenbälli und zwei Dutzend Eier als Botenlohn in ein Körbchen bereit gelegt waren.

Zehntes Kapitel.

Der Schreiber Stips.

Einstimmig ist Peter Schnabel gewählt! Der Grütliverein bringt ihm einen Fackelzug, die Liedertafel ein Ständchen. Auf dem Kaffee Füsüs wird ein glänzendes Banket veranstaltet; der Champagner schäumt; ein hundertstimmiges «Hoch» ertönt dem künftigen Landammann Peter Schnabel. Da setzt sich eine unverschämte Fliege auf dessen Nase und – – Peterli erwacht.

Eben läutet es Mittag. Mit Verwunderung schaut sich der Langschläfer in seiner Stube um. Da tauchen nach und nach einige unklare Erinnerungen vom gestrigen Abend in seinem Kopfe auf – an die rauchgeschwärzte Gaststube beim Rößli in Sufiwyl, – an die lange Tafel voll Bauersame, die er sammt und sonders habe unter den Tisch bringen wollen, – wie er dann bei einem Haar selber darunter gekommen und endlich von Stips in sein Fuhrwerk verpackt worden sei. Zu fernem Nachdenken war Peterli durchaus nicht aufgelegt, da es in seinem Kopfe wieder einmal rings herumging, wie ein Wagenrad. Streckte sich also noch ein wenig, verfügte sich dann nach dem Kaffee Füsüs, bestellte sich eine saure Leber und wartete geruhig die Nachricht seiner Wahl ab. Fehlen könne es ihm nicht wohl, nachdem er sich gestern bei den Bauern so famös herausgebissen; was etwa noch gemangelt, das werde Stips in's Reine gebracht haben. Verflucht kommod, so ein Schreiber, dachte Peterli.

Auf dem Kaffee Füsüs, einem der politischen Hauptquartiere, das von seinen Stammgästen den stolzen Namen des Kaffee's der Zukunft erhalten hatte, war begreiflich heute große Gesellschaft, welche da die ersten Nachrichten aus den Wahlbezirken erwarteten. Um das Tischchen, an welchem Peter Schnabel die Gewissensbisse seines Magens vermittelt einer sauern Leber beschwichtigte, hatte sich ein kleiner Hofstaat versammelt, in Erwartung des Champagners, welchen der Gewählte ohne Zweifel würde fließen lassen. Denn bereits hatte sich unter der Hand die Sage verbreitet, daß fünfundzwanzig Flaschen, wo nicht gar fünfzig im Hinterhalt lägen, um beim ersten Signal ihre Stöpsel knallen zu lassen.

Endlich sprengt die erste Staffete über das Pflaster – sie kommt von Sufiwyl! Wer ist gewählt? Das letzte Leberlein bleibt dem Peterli im Halse stecken. Keineswegs der Geschäftsmann Schnabel, sondern – – dessen Schreiber Stips.

Peterli protestirt. Ein Mißverständniß – ein Irrthum! Wie sollte der Prinzipal durchgefallen, der obskure Schreiber aus der Wahlurne hervorgegangen sein?

Da erscheint das offizielle Wahlbülletin. «Sufiwyl: gewählt wurde mit großer Mehrheit Herr Sekretär Stips; einige verlorene Stimmen erhielt Geschäftsmann Schnabel.»

Adieu Champagner!

Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen. Peterli's gute Freunde, die sich in ihren Erwartungen so häßlich getäuscht sahen, suchten sich nun auf eine andere Weise schadlos zu halten. Ob er den schwarzen Frack schon bestellt habe? riefen sie ihm zu.

Als hätte ihn der Hund gebissen ging Peter Schnabel davon und zog sich in seine Schreibstube zurück.

Unheimlich genug blickten ihn hier die Betreibungs- und Pfandbotrödel, die Journale und Hauptbücher an. Was wußte er Bescheid über diese Briefe alle, diese Papiersäcke und fliegenden Blätter? Das war ja des Schreibers Sache gewesen.

Nun solle es aber anders werden, nahm sich Peterli vor, nachdem es ihm endlich gelungen war, sich einigermaßen mit dem Gedanken seines Mißgeschicks vertraut zu machen. Die Politik, – dieß sehe er nun wohl ein, – trage Einem nichts als Galle und Verdruß ein. Er wolle sich deshalb lieber ganz auf sein Geschäft werfen, fleißig sein und brav Geld verdienen. Sei er ein reicher Mann, so schere er sich den Teufel darum Kantonsrath zu sein oder nicht.

Peter Schnabel, der diesen Abend früh und nüchtern zu Bette ging, war des andern Morgens schon bei Zeiten wach. Uebernacht hatte er sich in seinen guten Vorsätzen bestärkt und ging nun statt in's Kaffee Füsüs nach seiner Schreibstube.

Stips ließ sich nicht blicken. Dagegen brachte der Postläufer zwei Briefe. Der erste enthielt die Wahlürte des Rößliwirths von Sufiwyl. Es ist sehr unangenehm, durchgefallen zu sein, und dann doch bezahlen zu müssen, was die Wähler getrunken haben. Es traf sich fast einen halben Saum für jede Stimme, welche Peterli erhalten hatte.

Der zweite Brief war von Peter Schnabels Schreiber, welcher in kurzen Worten meldete, die neue Würde, zu welcher ihn das Zutrauen seiner Mitbürger erhoben, erlaube ihm nicht mehr, in der bisherigen untergeordneten Stellung zu verharren. Herr Schnabel werde bei eigener Anhandnahme des Geschäftes dasselbe in der wünschbarsten Ordnung, die Bücher bis auf den letzten Tag eingetragen und den Kassabestand mit dem Kassajournal in Uebereinstimmung finden.

Peter hatte also keine Wahl, sondern mußte aus der Noth eine Tugend machen, sich selber in's Geschirr legen und sich in die Geschäfte einzuschie-

ßen suchen. Seine erste Untersuchung galt der Geldkiste. Trostloser Einblick! ein öder, weiter Raum, in dessen finstersten Winkeln einige lumpige Münzpäckchen sich verkrochen hatten. Was war aus all den harten Thalern geworden, die der Schnabelbauer ihm als sein Muttergut ausbezahlt hatte? Was aus all dem blanken Silber, welches aus den Sparbüchsen der halben Stadt hier zusammengeflossen war, wie nach einem Gewitter die Regenbäche in einer ausgefahrenen Dorf-gasse? Das mußte sich in Werthschriften wiederfinden. Peter Schnabel machte sich daran, seine Gülden zu durchmustern.

Eine saubere Handschriftensammlung! Von den Schuldnern hatten die meisten bereits zwei Geldstage hinter sich, etliche sogar drei. Unter den Bürgen waren der Schnapsrudi und der Lumpenkübler die solidesten.



Auf seiner Entdeckungsreise durch die Schreibstube war dem Peterli der unerwartetste und überraschendste Fund für den Schluß aufgespart – ein Häufchen Papiere in einem Winkel des Pultes. Vielleicht ein Päckchen Bank-scheine oder sonst ein ähnlicher Schatz? Peter Schnabel mochte kaum seinen Augen trauen – eins, zwei, drei Betreibungsdoppel für einkassirte Zinse und abgelöste Titel, deren Betrag den Gläubigern abzuliefern – im Drang der Geschäfte vergessen worden war. Davon hatte Stips kein Sterbenswörtchen verlauten lassen. Und kaum acht Tage noch, so waren sie ausgelaufen, – der Geschäftsmann Peter Schnabel an der Gant.

Zum Glück sei er noch zu rechter Zeit darüber gekommen, sagte Peterli zu sich selbst, nahm, da in der Kasse leider Ebbe war, einen Arm voll von seinen Hypothekenscheinen und ging, dieselben bei dem einen oder andern seiner Geschäftsfreunde zu versilbern.

Betroffen kehrte er wieder zurück, – nicht mit Geld, sondern mit denselben Handschriften und Verschreibungen, mit denen er ausgereist war. Keine einzige hatte er absetzen können, nicht einmal mit Währschaft. Wenn sein Vater, der Schnabelbauer, gut stehen wolle, – lautete der Bescheid, – dann könne er deren bringen, so viel er möge, sie wären dann alle wie baar Geld; diese aber seien keinen rothen Halbbatzen werth.

Die Sache begann bedenklich zu werden. Unruhig schritt Peter Schnabel in der öden, unheimlichen Schreibstube, aus welcher der belebende Geist, der rothe Schreiber, ausgezogen war, hinauf und hinunter.

Es klopft. – «Herein! – Was wollt Ihr, Frau?» Die Frau zupft verlegen an ihrer Schürze. Sie sollte das Geldlein wieder haben, welches sie vor einigen Wochen bei Herrn Schnabel an Zins gelegt, – es habe damals geheißt, man könne es sogleich wieder haben, wenn man's brauche, wie bei der Ersparnißkasse. – Der Geschäftsmann konnte sich nicht enthalten, einen sorgenvollen Blick auf die Geldkiste zu werfen, welche schwarz wie ein Sarg im Winkel stand. Nicht einmal so viel enthielt sie mehr, die kleine Forderung dieser Frau zu befriedigen. Aber durfte er sie abspeisen, vertrösten, verschicken? Das gäbe gleich ein Geschwätz, welches wie ein Lauffeuer die Stadt durchziehen würde, – bei jedem Brunnen würde man sich vom halbleinigen G'schäftlimacher erzählen, der nicht einmal lumpige fünfzig Franken auszuzahlen im Stande sei. – Wie hätte sich Peter Schnabel anders herauszuhelfen gewußt, als durch eine Nothlüge? «Der Schreiber habe den Kassenschlüssel zu sich gesteckt; die Frau solle einen Augenblick warten.» – Vielleicht, dachte er, kommt indessen Jemand der Geld bringt,

die Frau wird ausbezahlt und die Sache ist im Blei. Peterli glaubt noch an seinen Stern.

Da klopfte es wieder. Es ist der Füsishwirth; er bringt den Conto für das Getränke, welches bei ihm zu Ehren und auf Rechnung des künftigen, leider nun den Bach hinabgeschwommenen Landammanns, vertilgt worden ist. Es thue ihm unendlich leid, aber die fällig gewordenen Zahlungen bedeutender Weinkäufe – Herr Schnabel werde entschuldigen – – Was war anderes zu machen, als die Nothlüge noch einmal zu gebrauchen. Der Füsishwirth setzt sich auf einen Stuhl, zündet eine Cigarre an und zieht eine Zeitung aus der Tasche.

Zum dritten, zum vierten, zum fünften Mal klopf es. Lauter Leute die Geld wollen. Keiner weicht vom Platz; jeder will auf den Schreiber warten.

Peterli fühlt sich, wie in einem bösen Traum befangen. Der Schweiß läuft ihm über die Stirn; der Athem geht ihm aus. Verzweifelt blickt er bald nach der Thüre, bald nach der Bureau-Uhr. Stunde um Stunde vergeht, aber kein erlösender Engel will sich zeigen.

Endlich schlägt es zwölf. In der Verzweiflung faßt sich Peter Schnabel ein Herz. Die Leute sollten nun machen daß sie fortkämen, – das Maulaffen feil haben trage ihnen doch nichts ein. Wäre der Schreiber mit dem Schlüssel nicht ausgeblieben, sie hätten alle längst ihr Geld. Nachmittags zwei Uhr sollten sie wieder kommen; bis dahin wolle er den Schreiber und den Schlüssel zur Stelle schaffen.

Der Geängstete athmet tief auf, als der letzte der unwillkommenen Kunden die Schreibstube verlassen hat. Er wirft sich erschöpft auf einen Stuhl und wischt den überstandenen Angstschweiß von der Stirne. Da sieht er, durchs Fenster schauend, auf der Gasse eine bekannte Gestalt auftauchen, die sich nähert. Es ist der gewesene Schreiber – nun Kantonsrath – Stips, aber nicht mehr im abgeschabten blauen Ueberrock und den Schreibärmeln von Gallerttuch, sondern im nagelneuen schwarzen Frack. Herablassend nickt derselbe zum Fenster hinein.

Wer anders hat all' das Mißgeschick, das Schlag auf Schlag über Peterli herein bricht, – all' die Verlegenheiten die sich über seinem Haupte sammeln, verschuldet, als dieser rothe Verräther. Wüthend springt jener auf die Gasse und will Stips beim Kragen fassen, der jedoch einen Schritt zurücktritt und verwundert fragt, was es gäbe. Schnabel wirft ihm mit bitteren Worten vor, er habe ihn um seine Kantonsrathsstelle geprellt und um sein Geld gebracht. Da wirft sich Stips stolz in die Brust: es werde hoffentlich Gesetze im Lande geben, welche den Bürger und Volksrepräsentanten vor solchen Insulten zu schützen

vermöchten – Herr Schnabel solle bedenken, fügt er achselzuckend bei, daß es Sache der souveränen Wähler sei, wem sie ihr Zutrauen schenken wollten; was dann das Geschäft betreffe, so habe er dasselbe in der wünschbarsten Ordnung zurückgelassen; wenn Herr Schnabel kein Geld in der Kasse vorgefunden, so könne er nichts dafür. Uebrigens, schloß Stips, wolle er Hrn. Schnabel seinen Ungestüm keineswegs hochanrechnen, sondern im Gegentheil, wenn Hr. Schnabel einmal in den Fall kommen sollte seiner Protektion zu bedürfen, etwa um eine Weibel- oder Landjäger-, oder Wegknechtenstelle zu bekommen, wenn etwa sein Geschäftsbureau nicht mehr nach Wunsch laufen sollte, so sei er zu besten Diensten erbötig. Nickte mit vornehm herablassendem Lächeln, ließ den gewesenen Hrn. Prinzipal verblüfft stehen und ging.

In die Schreibstube zurückgekehrt, bemerkte Peterli mit Schrecken, daß es unterdessen schon halb Eins geworden. Um zwei, daran war nicht zu zweifeln, würden seine Gläubiger wieder auf dem Platze sein. Bis dahin mußte Rath, mußte Geld geschafft werden. Aber kein Ausweg, nicht die entfernteste Aussicht auf Hülfe in der Noth wollte sich zeigen.

Eilftes Kapitel.

Des Geschäftmanns Ende.

Eins!

Da öffnet sich drüben, jenseits der Gasse ein wohlbekanntes Läuferlein und Kittis Hand wird sichtbar, die Hand der mittleren der drei Riesterlischen Grazien. Kitti, welche einst Gattung hieß, spendet, als das irdische Werkzeug der himmlischen Vorsehung, den Spatzen, die rings auf den Dächern harreten, die Brosämlein des eben vollendeten Mittagsmales. Bei diesem Anblick fährt ein Lichtstrahl der Hoffnung durch Peterlis verfinstertes Gemüth.



Da drüben ist Rettung. Hatte ja Mama Riesterli schon zu wiederholten Malen und in den unzweideutigsten Ausdrücken sich geäußert, sie würde Herrn Schnabel ohne Bedenken selbst ihr Kostbarstes anvertrauen, und war ja, was Peterli jetzt eben von ihr bedurfte, noch lange nicht ihr Kostbarstes, sondern höchstens ein Paar lumpige Rollen Fünffränkler, deren sie, aus ihrem vornehmen Wesen zu schließen, ganze Schienkörbe voll besaß. Da ist kein langes Besinnen. Peter Schnabel wirft sich in seinen Sonntagsrock, ergreift Hut und Stock und eilt über die Gasse, um bei den zarten, liebenden Gemüthern da drüben Trost und Hülfe zu suchen.

Mama Riesterli hatte sich eben zum Nachmittagsschläfchen in den Winkel des Sopha's zurecht gesetzt. Kitty, welche gegen die Spatzen das Werk der Barmherzigkeit ausgeübt, saß nun wieder mit ihrer Stickerie am Fenster, Madi klimperte auf dem Klavier und Bethsi probirte vor dem Spiegel einen neuen Tschopen.

Im Vertrauen auf die Stimme, welche seiner Meinung nach in sämtlichen Riesterli'schen Herzen für ihn das Wort führte und in Betracht der Dringlichkeit der Lage, fand es Peterli für's Beste, gleich mit der Thüre in's Haus zu fallen und die künftige Schwiegermama ohne weitläufige Umschweife um ein Anleihen von so vielen Rollen Fünflibern anzusprechen, als er benöthigt zu sein glaubte, sich aus der Klemme zu ziehen. – Während er sein Anliegen vorbrachte, erlitt Frau Riesterli's Gesicht eine auffallende Verlängerung; sie zog sich in den Winkel des Kanapees zurück, gleich einer Schnecke, welcher man mit einem Dorn zu nahe gekommen ist, und erwiederte kühl, sie habe den Augenblick durchaus kein disponibles Geld; Herr Schnabel solle schauen, daß ihm anderswoher geholfen werde. – Peterli hatte jedoch zu fest auf diese Hülfe gebaut, als daß er nicht einen zweiten Sturm gewagt hätte. Er schilderte in kurzen Worten seine gedrängte Lage und spielte dann auf das abgekündete Kapital von zwölftausend Pfund oder Kronen an, davon vor Kurzem noch die Rede gewesen, mit der verfänglichen Frage schließend, wie es komme, daß sie sich besinne, einem Manne ein paar hundert Franken anzuvertrauen, in dessen Hände sie das Glück einer ihrer liebenswürdigen Töchter niederzulegen, wie er hoffe, kein Bedenken tragen würde? –

«Sortez, mes filles,» – befahl Frau Riesterli mit Grandezza. – Ob Herr Schnabel sich die Illusion gemacht habe, ihre Töchter hätten eine so soignirte Edukation erhalten, um dem ersten besten ungeleckten Bauerlummel an den Hals geworfen zu werden, der schon auf fünfzig Schritte nach dem Kühstall stinke? Er trumpire sich sehr, wenn er meine, Kitty oder Madi oder Bethsi

hätten etwa auf ihn gewartet, – sie hätten die brilliantesten Parthieen machen können, da Herr Schnabel noch an der Schäube seiner Mutter hing, und es hänge nur von ihnen ab, morgen schon unter die Haube zu kommen; es presire aber durchaus noch nicht, da ihre Töchter noch zu jung zum Heirathen seien. Und einen Schwiegersohn, welcher so impertinent sei, Geld von ihr zu entleihen, wolle sie schon von vornherein nicht. Sie müsse sich deshalb für die Zukunft Herrn Schnabels Besuche verbitten, da der Umgang mit Leuten von so schlechten Manieren und gemeinem Ton für ihre Töchter durchaus nicht konvenabel sei und sie kompromittiren könnte.

Einem brennenden Dornbusch vergleichbar, rückte hierauf Madame Riestlerli, den rechten Ellenbogen voran, gegen den niedergedonnerten Peterli los, und drängte ihn ohne Komplimente der Thüre zu. Im Nebenzimmer hörte man kichern und Madi begann mit schmetternder Stimme den «lieber Augustin» anzustimmen. Glühend vor Scham und Zorn ergriff Peter Schnabel den Rückzug. Auf der Treppe begegnete er dem Kantonsrath Stips, der im schwarzen Frack und einen Blumenstrauß in der Hand zu den Damen Riestlerli hinaufging und mit herablassendem Lächeln grüßend an ihm vorübereilte. –

Als Peterli den Kopf zur Riestlerli'schen Hausthür herausstreckte, erblickte er drüben das Heer der Feinde, welches seine Bureauthüre belagerte, – die alte Frau, welche ihre Sparpfennige heraushaben wollte, der Füsisherr mit der Champagner-Rechnung und noch ein Dutzend andere, die alle nicht einmal so lange hatten warten mögen, bis es zwei geschlagen. Was sollte er nun diesen Leuten sagen? Er habe kein Geld und bekomme keins, – er habe sie angelogen und zum Besten gehabt! – – Als hätte ihn der Hund gebissen, zog er sich wieder zurück, eilte durch die Hinterthüre nach der andern Straße, – von dort durch öde, einsame Gäßchen zum Thore hinaus, weiter und weiter. – –

Es war lange her, seit Peter Schnabel zum letzten Mal so recht draußen im Freien gewesen war. Seit er in die Stadt gezogen, hatten ihn seine Füße kaum je einmal vor das Thor hinausgetragen, sondern selten weiter, als von der Käsgasse in's Kaffee Füsishaus und vom Kaffee Füsishaus an die Käsgasse. Ging's etwa Sonntags oder bei besonderen Anlässen auf's Land, so ließ man anspannen und schwärmte, aber nicht etwa durch Wald und Fluren, sondern von einem Wirthshause, wo getanzt wurde oder eine gute Flasche Wein zu bekommen war, in's andere. Kein Wunder, daß es ihm ganz unheimlich und fremd vorkam, sich plötzlich mitten auf dem einsamen Felde draußen zu finden, über welches ein kühler Herbstwind blies. Zuletzt setzte er sich an einem Haag auf

einen Stein, nahm den Hut ab, sich vom Wind den glühenden Kopf abkühlen zu lassen, und stützte den Ellenbogen auf das Knie und auf die Hand das Haupt. Dabei war Peterli ganz besonders zu Muthe. Er fühlte ein Klopfen und Rauschen im Kopf, als ob eine Hammerschmiede darin arbeitete, dazu ein Gramseln und Kräuseln in der Herzgrube und ein Frösteln den Rücken hinunter – Aehnliches hatte er zuweilen gespürt nach einer durchschwärmten Nacht, wenn der Neuenburger auf des Wirthes Dachboden oder der Champagner in Yverdon gewachsen war. Dann hatte er allemal den bösen Geist mit der bekannten sauern Leber oder einem marinirten Häringe zu bannen gesucht. Heute aber saß der Katzenjammer, wo keine saure Leber, kein Häring hinzugelangen vermochte.

Hundert Klafter tief hätte Peterli in den Boden sinken, sterben, von Allem nichts mehr wissen mögen. Aber als er wie ein gehetztes Thier zur Stadt hinaus geflohen, war ihm Einer nach, und als er gleich einem Unsinnigen über das Feld weglief, so hatte sich Jener auf seine Schultern geschwungen. Peterli konnte ihn nicht sehen und nicht greifen, desto besser fühlte und hörte er den Unsichtbaren. Es war ihm, als ob das Gespenst die langen, dünnen, kalten Finger um seinen Hals geschlungen hätte und drückte und schnürte – als ob es den Mund an sein Ohr gelegt hätte und flüsterte: «Willst du jetzt wieder zum Vater gehen? willst dein Muttergut noch einmal holen, das du verlumpt in einem kurzen Jährchen?» Dem kühlen Wind zum Trotz rann dem Peterli der Schweiß über die Stirne. «Oder willst du in die Stadt zurück, in's Geschäftsbureau des Herrn Peter Schnabel? Geh nur! Sie warten dort auf dich, – zehn, zwanzig, dreißig, – Alle, die dir ihren Nothpfennig anvertrauten. Bring ihnen ihr Geld!» Peter Schnabel hielt sich die Ohren mit beiden Händen zu. «Komm mit,» gellte die Stimme des Unsichtbaren nur um so höhrender, – «komm mit in's Kaffee Füsis, – wir wollen wieder einmal lustig sein, – Champagner her! – Du Tropf! kein Glas abgestandenes Bier reicht man dir, wenn du nicht zuvor das Geld dafür auf den Tisch gelegt hast! – Hörst du deine alten Freunde auf den Stockzähnen lachen? – siehst du sie höhnen und foppen? – Und hörst du es dort kichern hinter den Fensterladen? Es ist Kitty, oder Bethsi, oder Madi; – sind sie nicht alle vernarrt in dich? Welche willst du zur Frau?»

Peterli schüttelte sich wie im Fieber. Aber der Geselle, der sich mit den langen, dünnen, kalten Fingern an seinem Halse festgekrallt hatte, ließ sich nicht abschütteln.

«Wie manchen armen Teufel hast du ausgesaugt mit Wucherkünsten und

zum Lump gemacht für sein Leben lang? Wie manchen hast du vergeldstagen und verganten lassen? Was hat's geholfen? Bist nun selber vergantet und verlumpt!»

Der Gequälte war nahe daran, sich den Schädel am ersten besten Baume einzurennen; doch der Quälgeist war noch nicht fertig.

«Kehr dich um, Peterli,» flüsterte er. «Siehst du dort die alte Heimath, den stattlichen Schnabelhof hinter den grünen Bäumen? Aber warum steht die Mutter hinter dem Haus und weint? Warum will sie sich fast hintersinnen, die alte Mutter, die es so gut mit dir meinte? – Und siehst du den Vater, wie er grau geworden ist und wie er traurig ausschaut? – Wer hat der Mutter die alten Tage verbittert? wer hat Kummer und Schande auf des Vaters graues Haupt gehäuft? – Sieh! er blickt dich an – er hebt die Hand, – weißt du, was das bedeutet?»

Dem Peterli sträubten sich die Haare zu Berge. Er sprang von seinem Steine auf und rannte davon. Aber nicht nach der Käsgasse wandte er seine Schritte, nicht nach der Stadt, – auch nicht nach dem Schnabelhof, sondern nach dem düstern Wald, nach dem winterlichen Berge.

Am nächsten Samstag stand der Geschäftsmann Peter Schnabel unter den Geldstägern im Amtsblatt oben an. Am selben Tage wurde an der Käsgasse Nr. 101 eine neue Tafel aufgehängt, auf welcher mit großen goldnen Buchstaben zu lesen stand: «Geschäftsbureau des Kantonsraths Stips.»

Peterli selber war spurlos verschwunden. Einige wollten wissen, er habe sich ertränkt, Andere behaupteten, er sei über den Bach nach Amerika.

Nachdem diese Angelegenheit während vierzehn Tagen Stadtgespräch gewesen war, kam wieder etwas Anderes auf's Tapet und an Peter Schnabel erinnerte man sich nur noch dort, wo man durch ihn um seine Batzen gekommen war, – und dann noch an zwei andern Orten.

Zwölftes Kapitel.

Schnabelbabi's geheimes Treiben.

Der erste der Orte, wo man noch an Peter Schnabel dachte, und zwar nach Monaten und Jahren, als er sonst überall und sogar im Kaffee Füsüs und bei Frau und Töchtern Riestler längst verschollen schien, das war hinter den roth und weiß geecksteinten Vorhängen des ehrwürdigen Schnabel'schen

Ehebetts. Hinter diesen Vorhängen war seit Peterli's Auszug aus dem Vaterhaus manche nächtliche Stunde verwacht und mancher schwere Seufzer ausgestoßen worden, und der Ehefrieden zwischen dem Schnabelbauer und der Schnabelbäurin hatte manchen harten Stoß erlitten.

Der Schnabelbauer hatte sich steif und fest in den Kopf gesetzt, mit Peterli wäre es ganz anders gekommen, wenn ihn die Mutter weniger am Fürtuch herumgeschleppt, sondern mehr in Wind und Wetter hinausgejagt und dann vor Allem nicht so viel Lebkuchen geschoppt hätte, was den Magen verderbe, wodurch dann begreiflich auch der gesunde Verstand zu Schaden komme, welcher bei keiner Speise besser im Geleise bleibe, als bei Erdäpfel und Milch und zur Abwechslung bei Löhner-Chosli*. Was dann das Studiren betrifft, so wären diese Pflänz dem Buben gar nie zu Sinn gekommen, hätte sie ihm die Mutter nicht aufgeschwatzt, und von daher rühre eigentlich all das Unglück und die Schande, welche ihn betroffen, und deren Widerschein nun auch auf den Schnabelhof zurückfalle.

Eine geschlagene Frau gäbe es weit und breit nicht, ja kaum hinter dem Berg, wo die Weiber doch ihren Theil bekämen, meinte dagegen das Schnabelbabi. Jetzt solle es gar an Allem Schuld sein, da doch die Sachen ganz anders gekommen wären, wenn der Alte nicht ein Herz, härter als Geißbergerstein** im Leibe herumtrüge. Wäre er an die Wahlen gegangen, statt daheim auf dem Stallbänklein hocken zu bleiben und zu chuppen, und hätte sich etwas wenig in's Geschirr gelegt, und mit den andern Mannen ein Wort geredet, – wer weiß, der Peterli wäre vielleicht jetzt doch Landammann. Und seine Fünfliber lasse der Alte lieber im Trog verschimmeln, als daß er damit dem Peterli unter die Arme gegriffen und seinem eignen Fleisch und Blut die Schande erspart hätte, als Geldstager in's Amtsblatt zu kommen; sondern hätte das arme Bübeli lieber in's Elend wandern lassen, der sich, wovor unser Herrgott uns gnädig behüten wolle, vielleicht gar selber ein Leid angethan.

War des Schnabelbauers Haut auch hart genug, daß man Feuerbeutel auf seinen Fingern hätte abbrennen können, ohne daß er etwas Besonderes dabei verspürt hätte, so drangen ihm solche Reden dann doch in's Lebendige; und wenn Schnabelbabi solchermaßen auspackte, so wurde ihm manchmal dabei innerlich so heiß, als ob sein Herz in einem Topf voll siedender Karrensalbe steckte. Und als es darum zu thun war, den Buben vergeldstagen zu lassen und

* Aepfel mit Brod gekocht.

** Geißbergerstein = Granit.

man ihn frug, ob er für den Sohn zahlen wolle, da arbeitete es gewaltig in ihm; denn seines Wissens und Besinnens waren bis jetzt alle Schnäbel vom Großvater und Urgroßvater her ehrenfeste und aufrechtstehende Mannen gewesen und keiner kein Lump. Und es wollte ihn beinahe erwürgen, als er die Antwort gab: «Der andern Kinder wegen darf ich nicht und Peterli's wegen mag ich nicht, – es muß nun einmal da durch.» – Wer will es ihm unter diesen Umständen verdenken, daß er schließlich dem Schnabelbabi ein für allemal das Maul verschloß: Geschehen sei geschehen, und wenn es ihn nicht aus Bett und Haus vertreiben wolle in seinen alten Tagen, so solle es seine Zunge in Acht haben. – Was half es aber? Durfte Schnabelbabi nicht mehr reden, so konnte es sich doch nicht enthalten, halbe Nächte lang zu seufzen, zu ächzen und zu schluchzen.

Auch noch in einer andern Frage zogen der Bauer und die Bäurin nicht am nämlichen Seil. Die Bäurin meinte, das Schrecklichste sei, daß man gar nicht wisse, wo Peterli hingekommen sei und was aus ihm geworden; da sollte man Himmel und Erde in Bewegung setzen und wenn es sein müßte, sogar durch den Gemeindeammann an die Regierung schreiben lassen, um wo möglich etwas Genaueres zu erfahren. Wer weiß, ob er gar noch am Leben sei? Wenn es ein Unglück gegeben hätte, so wäre das Mindeste, für ihn zu beten und Seelenmessen für ihn lesen zu lassen; das sei ja schon Christen-, geschweige den Elternpflicht. – Aber auch davon wollte der Bauer nichts hören: Ein Leides habe der Bube sich nicht angethan – er sei nicht von solchem Holz; sondern ihm wäre das Aarenwasser um Allerheiligen herum jedenfalls zu kalt gewesen, hinein zu springen. Das Beste sei, nichts von ihm zu sehen noch zu hören, er käme denn, die Alte wisse schon wie, und hätte den «Herren» vollständig von sich abgefegt, was aber seines Meinens schwer halten und dem Peterli schwerlich gelingen werde. Weshalb zu wünschen, man bleibe auseinander und wisse von einander so wenig als möglich.

Damit gab sich aber Schnabelbabi nicht so leicht zufrieden – ein Mutterherz läßt sich selbst von einem Schnabelbauer nicht unter dem Daumen halten –, sondern beschloß nun auf eigene Faust und hinter des Alten Rücken nach dem verlorenen Sohne zu forschen.

Der Korbmacher, welcher der Bäurin vor Zeiten prophezeit hatte, das Büblein, welches sie damals unter dem Herzen trug, werde einst ein vornehmer Herr werden, war leider seither gestorben. Dagegen hatte sich in der Nähe ein Wunderdoktor aufgethan, dessen Ruf von Tag zu Tag im Wachsen war. Dieser Wunderdoktor konnte nicht nur Jedem, der ihm auf einem Papiere einen Auszug aus dem Taufscheine einsandte, auf's Haar angeben, ob

es ihm im Magen, am Herzen oder an der Leber fehle, und welches Zeug man zu nehmen habe, um wieder gesund zu werden; sondern er sah in einem Glase Wasser oder gar in der Luft, wo verlorne und gestohlene Sachen hingekommen, und konnte sogar über abwesende, tausend Stunden weit entfernte Menschen Bericht geben, wenn man ihm deren Vor- und Zunamen nannte, – nicht zu vergessen der unerläßlichen Beigabe an Geld oder Naturalien. An diesen Wunderdoktor beschloß Peterli's Mutter sich zu wenden, und es wurde in aller Heimlichkeit



dieselbe Schwefelholzfrau an ihn abgeschickt, welche schon einmal, nämlich an jenem Wahntag, wo Peterli hatte Kantonsrath werden wollen, der Bäurin als Kurrier gedient hatte. Der Schwefelholzfrau wurde bei ihrem Abgang ein Schinken in's Körbchen gelegt und zwar ein währschafter, da auf dem Schnabelhof keine minderen als Dreizentnerige geschlachtet wurden, – um doch ja vom Wunderdoktor sichern und günstigen Bescheid zu erhalten.

Diesem Schinken entsprechend lautete dann auch der Bescheid: Peterli befinde sich jenseits eines großen Wassers, habe schöne Kleider an, sei rothmündig und gesund und im Begriffe eine reiche und vornehme Frau zu heirathen. Das war ein Sonnenblick in das betrübte, umwölkte Mutterherz!

Da begab es sich, daß bald darauf eine Uebernächterin in's Haus kam, ein Weibsbild aus der Stadt, welches das Gewerbe trieb, für die Leute nach Einsiedeln wallfahren zu gehen. Dasselbe hatte seine gewöhnliche Einkehr bei der Schnabelbäurin und von ihr schon mehr als eine bedeutende Bestellung von Rosenkränzen, an jenem Wallfahrtsort abzubeten, erhalten und ausgeführt. Kein Wunder, daß Babi der Wallfahrerin sein volles Herz leerte. Sie habe weiter nichts gegen den Wunderdoktor, sagte darauf die Wallfahrerin. Würde sie einmal krank, sie ginge auch lieber zu diesem, als zu so einem Leutendoktor aus der Stadt, der erst des weiten und des breiten ausfragen müsse, was der Wunderdoktor Alles im Wasser oder in der Luft sehe. Was dann aber das Wahrsagen und Prophezeihen anbeträfe, so wüßte sie vielleicht noch etwas Besseres. Sie kenne eine Frau in der Stadt, gar wohl erfahren im Kartenschlagen, welche die geheimsten Dinge aus ihren Blättern zu lesen vermöge, und was sie je wahr-

gesagt, das sei allemal auf's Düpflein eingetroffen. Wenn die Schnabelbäurin etwas Sicheres über ihren Sohn erfahren wolle, so werde es jene Frau auf's Haar sagen können, und wäre Peterli hinter sieben Mauern versteckt oder sieben Klafter tief unter dem Boden begraben. Sie brauche sich deshalb durchaus nicht etwa zu schämen. Die Kartenlegerin erhalte alle Tage Besuch von den vornehmsten Rathsherren-Frauen mit seidenen Röcken und Federn auf dem Hut, zwar

nur insgeheim, es wüßte es aber doch die ganze Stadt.



Die besorgte Mutter ließ sich begreiflich den Gulden nicht gereuen, welchen die Uebernächterin sich bezahlen ließ, um Namens Babi's das Kartenorakel zu befragen, wofür sie dann auch nach etlichen Tagen sehr ausführliche Nachrichten über Peterli erhielt, welche, zwar weder auf der Post noch durch den Telegraphen, – was wußte man zu jener Zeit von diesen Stangen mit den gläsernen Kappen? – sondern auf dem noch viel

sichereren Wege der Kartenblätter eingetroffen waren. Diese Nachrichten lauteten etwas anders, als jene des Wunderdoktors. Peterli befinde sich nicht in Amerika, sondern in einer großen Stadt, wo ihm eine nahe Gefahr drohe. Es interessire sich jedoch ein junges, schönes und reiches Frauenzimmer um ihn. Wenn nicht ein falscher und boshafter Nebenbuhler die Oberhand gewänne, so würde ihm bald ein großes Glück bevorstehen. So weit die Karten.

Dem Babi ging es dabei wie ein Mühlrad im Kopf herum. Wie wollte es die Enthüllungen der Kartenschlägerin und jene des Wunderdoktors zusammenreimen? War Peterli in Amerika oder anderswo? War er ein reicher Mann oder ein Lump? Was war das für eine Gefahr und für ein Nebenbuhler, die sich so deutlich in Schaufelsieben und im Kreuzbuben geoffenbart und wovon doch der Doktor nichts gesehen und gemerkt hatte? Bald glaubte die Bäurin dieß, bald jenes, je nachdem ihr Gemüth zur Furcht oder zur Hoffnung aufgelegt war. Bald ward die Schwefelholzfrau mit einem Bunde Magenwürste zum Wunderdoktor abgesandt, bald das Einsiedlermauschi mit einem Gulden zur Kartenlegerin. So viel schien jedenfalls sicher und festgestellt, daß Peterli eine reiche, schöne und vornehme Frau bekäme oder mindestens bekommen sollte, was das Schnabelbabi eigentlich von jeher gewußt und zur Genüge

gesagt hatte: ihm, seufzte Babi, wolle aber Niemand und am allermindesten der Schnabelbauer glauben, der doch vor Gott und der Welt zumeist dazu verpflichtet wäre.

Was Wunders, wenn unter solchen Umständen in Haus und Küche nicht immer Alles den gewohnten akkuraten Gang ging, sondern sich im Sauerkraut zuweilen ein Harnischplätz vorfand oder an einer Mehlsuppe das Mehl vergessen worden war und die Zwiebelnschweitzli über dem klaren Wasser schwamm. Der Schnabelbauer schüttelte darob gar bedenklich den Kopf: ob er es noch erleben müsse, dachte er, daß das Babi in seinen alten Tagen den Verstand verliere? Ueberflüssig viel habe es von jeher nicht gehabt. Dieses wenige könnte ihm unser Herrgott wohl belassen; er hätte doch nicht viel davon, wenn er es auch nehmen würde. – Der Schnabelbauer wußte halt nichts vom geheimen Verkehr mit dem Wunderdoktor und der Kartenlegerin, welcher seine Frau fast wirbelsinnig* machte, sonst hätte er demselben wohl einen Nagel gesteckt.

Dreizehntes Kapitel.

Des Roggenbauers Knecht.

Welches war der zweite Ort, wo Peterli noch nicht ganz verschollen war? Der Roggenacker, erräth der geneigte Leser. Nicht, als ob der Roggensepp an Peter Schnabel dachte. Er war zwar an jenem Wahltag auch in's Rößli gegangen und hatte gegessen und getrunken, wie seit Jahren nicht – war's ja Schnabelpeterli, der Narr, welcher bezahlte. Seinen Stimmzettel hatte er jedoch nicht abgegeben, sondern ein Stück Käse in denselben gewickelt und mit heimgenommen. Da er vernahm, daß Schnabelpeterli geldstagen müsse, hatte er sich schadenfreudig die Hände gerieben und ihn dann so ziemlich aus dem Gedächtniß verloren.

Auch Ameilis Gedanken weilten nicht bei dem vergeldstagen Herrn Peter Schnabel. Aber wenn es den langen lieben Tag zähe steinige Furchen hackte oder den Dreschflügel schwang, oder während den düstern Winterabenden beim Licht einer kaum glimmenden Ampel am Spinnrad saß, oder wenn es die von harter Arbeit ermüdeten Glieder auf seinem armseligen Laubsack ruhen ließ und der Schlaf auf seine schweren Augenlieder sich setzte, – da trat

* Wirbelsinnig = närrisch.

Peterli, der rothmündige Christenlehrknabe vor sein inneres Auge. Ameili, ohne was besonderes dabei zu denken, freute sich dieser Traumgestalt, was ihm ja wohl zu gönnen, da ihm außerdem vom Schicksal und dem Roggenbauer blutwenig freudiges zugemessen ward.

Denn der Roggenbauer wurde mit zunehmendem Alter weder leutseliger noch freigebiger. Sondern, je weniger seine dünnen Beine ihn tragen mochten, um so mehr mußte Ameili, die seinen strapatziren und je minder Roggensepp der Arbeit vorzustehen im Stande war, um so mehr wurde der Base aufgeladen, welcher es ja zur Schande gereicht hätte, auf der faulen Haut liegen zu bleiben, da man sie schon so manches Jahr aus Gutthätigkeit und um Gottes Willen speise und kleide – meinte Sepp, den Lohn, welchen er einer Magd hätte bezahlen müssen, nun aber in der Tasche behalten konnte, mit Stillschweigen übergehend. Aber die Gliedersucht setzte sich mehr und mehr in des Roggenbauers durchscheinigen Beinen fest, so daß er zu Zeiten kaum mehr in seinen geheimnißvollen Speicher hinübergesehen vermochte. Und vier bis fünf Kühe zu besorgen, einzugrasen, Flachs zu jäten, Erdäpfel zu hacken, Gülle zu stoßen und nebenbei noch für die Leute und die Schweine zu kochen, das war selber für Ameili wohl viel, obwohl es zur Sommers- und Winterszeit von früh vier Uhr bis Nachts um zehn auf den Beinen war. Zudem gibts bei jedem Bauernwesen gar manches zu heben und zu tragen, wozu Weiberkraft nicht ausreicht. Es mußte sich der Roggensepp also nach langem Wehren und Sperren doch dazu bequemen, nach einem Knechte auszuschaun.

Das war kein leichtes Geschäft und nicht so bald abgethan. Nicht als ob ihn die Auswahl unter der Menge der sich Anmeldenden in Verlegenheit gesetzt hätte – im Gegentheile, es dauerte lange, bis sich der erste herbeiließ, auf dem Roggenacker anzufragen. Als sich dann aber hie und da einer, der Arbeit suchte, dahin verlief, so fand Sepp, die jungen würden zu viel essen, die alten aber zu wenig schaffen. Wer aber recht bei Kräften war, der verlangte zu hohem Lohn und wer sich mit wenigem bescheiden wollte, von dem argwöhnte Sepp, er würde sich wohl auf andere Weise schadlos zu halten wissen. Schließlich ward keiner gedingt und Ameili mußte auch fernerhin alleine eingrasen, b'schütten, misten, melken, füttern, hacken, jäten und kochen fast über seine Kräfte, obwohl letzteres schnell genug abgethan war.

Da klopfte eines Tages wieder einer an, der nach Arbeit ging. Es war um die Zeit, da die Hauptwerke bald angehen sollten und die Gliedersucht zwickte den Roggenbauer eben besonders fühlbar in die Waden. Er ließ daher den Arbeit-sucher vor sich kommen: wer er sei, wie er heiße und woher er komme? – Der



Name stehe hier in den Papieren; vier Jahre sei er in Neapel als Soldat gestanden und habe dann seinen ehrlichen Abschied bekommen; jetzt suche er einen Dienst als Bauernknecht. – Der Schnauz und die aufrechte Haltung hatten gleich den gedienten Soldaten verrathen. Sonst sah Pauli, so hieß der Bursche,

nicht aus, als ob er von den ägyptischen Fleischtöpfen herkäme. Der werde mit Schein nicht gewohnt sein viermal täglich Gesatteltes* zu bekommen und zwischen den Mahlzeiten Brod genug, wie es allemall die Entlibucher gerne hätten, – dachte der Bauer und frug, wie viel Lohn er fordre? Das wolle er dem Meister überlassen, der solle ihm geben, was er verdiene und hier zu Lande Brauch und Recht sei. – So sei er seinetwegen gedingt, sagte der Roggenbauer und holte aus seiner Schweinsblase einen beschnittenen und abgeschliffenen halben Brabanter hervor, den er dem neuen Knecht als Haftpfennig auf die Hand gab. Dazu schaute der Roggenbauer so seelenvergnügt aus, wie schwerlich je, wenn er jemanden hatte Geld geben müssen; das kam, weil er bereits bei sich im reinen war, wie er seiner Zeit dem Knecht nicht nur sein kleines Löhnlein, sondern sogar den verschlissenen halben Brabanter wieder abzwacken wolle, wenn's dann einmal an's abrechnen gehe. Knechte, wie man sie brauchen könne, seien leider Gott heut zu Tage nicht mehr dicht gesät; der schein aber ein rechter zu sein, – schloß er seine beruhigende Betrachtung.

Waren nun also zu dritt auf dem Roggenacker. Ging aber nicht viel lebhafter zu, als da sie noch selbander gewesen. Pauli war still für sich und sprach wenig genug um einen Kreuzer, – gewöhnlich nicht mehr, als die kürzeste Antwort, auf das, was man ihn fragte. Dagegen war er an der Arbeit von früh bis spät, ging weder den Mädchen nach, noch in's Wirthshaus, sondern wich den Leuten scheu aus dem Weg. Ameili verlor auch nicht viel Worte mit ihm und gewöhnlich blieb ihre Unterhaltung auf «guten Tag» und «gute Nacht» beschränkt, was um so verwunderlicher, da das Mädchen nicht viel über einundzwanzig Jahre zählte und Pauli trotz seinem sonnenverbrannten Gesicht und seinen magern Backen im Ganzen genommen kein übelgewachsener Bursche war, der schön aufrecht einherschritt und die Füße lüpfte, im geraden Gegentheil der rothmündigen Knaben des Dorfes, welche runde Rücken machten, als ob sie einen zweizentnerigen Sack Kernen auf Weg und Steg auf dem Buckel mit sich führten, – und ihre Holzböden über die Dorfgasse nach sich schleppten, daß man es auf fünfzig Schritt klappern hörte. Auch stand der Schnauz dem Pauli durchaus nicht schlecht, – man sah es ihm eben von weitem an, daß er Soldat gewesen.

Des Roggenbauers neuer Knecht bekam, wie zu vermuthen, nicht die besten Tage und erhielt, so eingezogen und arbeitsam er war, vom Meister wenig freundliche Worte. Er war eben Soldat gewesen und es hielt ihm

* Gesatteltes = Gemüse mit Speck.

schwer, den ganzen Tag über die Furche gebückt zu sein und zu hacken, dessen Aufgabe es bisher gewesen war, täglich ein Stündchen oder zwei grad und steif wie ein Hanfstengel Wache zu stehen und dann abgelöst zu werden. Wenn Pauli dann von Zeit zu Zeit die Hacke sinken ließ und probirte, ob er den Rücken noch strecken könne, so stand gleich der alte Sepp hinter ihm und rief mit seiner Stimme, die so dünn und durchdringend war, daß man sie in eine Nadel hätte fädeln können, ob er Kalender mache oder ob er meine, die Mutten würden vom bloßen angrännen auseinanderfahren? wenn es so kummlich ginge, so brauchte er keinen Knecht, sondern könnte es selber. Hatte Pauli den ganzen Tag gehackt, so mußte er des Abends dann noch Gabel und Mistbähre zur Hand nehmen und den Stall in Ordnung bringen und des andern Morgens vor Tag wieder auf den Beinen sein, um einzugrasen und zu füttern, so daß ihm wenig Zeit zur Ruhe blieb; denn die Arbeit ging ihm begreiflich nicht so flink von der Hand, als Einem, der seiner Lebtag dabei gewesen. Nichts desto weniger schaffte Pauli unverdrossen fort, maulte nicht und beklagte sich nicht einmal bei den Nachbarsleuten. Des Roggenbauers Knecht, sagten dieselben, müsse das Guthaben nicht gewohnt sein oder eine schwere Sünde abzubüßen haben, sonst wäre ihm der Faden der Geduld schon in den ersten Tagen abgerissen.

Hätten die Nachbarsleute so recht in Pauli's Herz hinein sehen können, so hätten sie entdeckt, daß etwas ganz Besonderes und Wunderbares des Roggensepps Knecht im geduldigen Ausharren auf seinem schweren Posten ermunterte, was er weder begreifen und mit seinem Verstande erklären, noch Jemandem anvertrauen mochte.

Die alten Wollenspinnerinnen aus dem Entlibuch und die grauen, verwitterten Sennen, welche ihr halbes Leben auf den einsamen Alpen verweilen, erzählen für ihr Leben gern von den Erdmännlein, aber nicht etwa dem ersten Besten, sondern nur Solchen, die den Glauben dazu haben und am allerliebsten den Kindern. Dieses Volk der Erdmännlein habe seine wunderlichen Launen und Eigenheiten; so viel es den faulen und unordentlichen Leuten zum Possen spiele, so viel thue es jenen, die fleißig und ordentlich seien und ihm nichts in den Weg legten, zu Gefallen. Davon hatte Pauli in seinen Kinderjahren die wunderbarsten Geschichten erzählen hören, seither aber längst wieder aus dem Sinn verloren. Nun drängten sich ihm jene vergessenen Märchen von den Erdmännlein mit Gewalt wieder auf. Denn mit Schein war er selber ein Schützling dieser kleinen Spuckgeister geworden.

Wie oft kam er steif und müde heim und wollte nun noch seine Arbeit im

Stall verrichten – und siehe! Alles war sauber, fertig und aufgeräumt. Und wie oft sprang er des Morgens vor Tag aus seinem Federbett von Haberstroh, um einzugrasen und zu füttern, – und siehe! im Futtertenn lagen bereits die hohen Walmen von frischgemähtem Klee und die Kühe standen am vollen Bahren.

Daß der Roggensepp etwa versteckterweise seinem Knechte an die Hand gehe, war noch viel unwahrscheinlicher als die Erdmännlein. Denn wenn sich Pauli vom frühen Morgen bis in die späte Nacht geplagt hatte, so war der Bauer doch noch nicht zufrieden, und ein Halbblinder hätte es aus seinen grünen Katzenaugen herauslesen können, daß er der Meinung war, sein Knecht verdiene nicht einmal die Paar ungeschmalzenen Erdäpfel und die dünne Suppe, womit er ihn fütterte. Und mochte sich Ameili fast die Finger abspinnen zwischen dem Kochen und dem Schweinefüttern, so hatte es doch nie genug gesponnen, so daß Pauli mit dem Mädchen fast noch mehr Bedauern hatte, als mit sich selber.

Die Sache konnte also nicht mit rechten Dingen zugehen. Da Pauli kein Erschrockener war, so nahm er sich vor, den Erdmännlein auf die Spur zu kommen. Er schlich sich deshalb eines Nachts, da Alles zu Bette war, aus seinem Gaden und versteckte sich auf die Heubühne in's Stroh an einen Platz, von welchem aus er sowohl in das Futtertenn hinunter als auch durch eine Dachlucke in das Freie hinaus spähen konnte. Es war um die Zeit, wo der Mond kilet, wie man zu sagen pflegt, nämlich nicht vor Mitternacht aufgeht und dann mit seiner Sichel ein trübes Dämmerlicht verbreitet. Bis der Mond am Himmel schien, blieb begreiflich Alles still, da die Erdmännlein zu ihrer Arbeit auch etwas sehen müssen. Es war nichts zu hören, als die Frösche, die in einem fernen Weiher Gesangverein hielten, und die Grillen und Grashüpfer, welche auf allen Matten im Maithau badeten und dazu auf ihren schrillen Schwefelpfeifen bliesen.

Endlich streckte der Mond sein Horn über die Berge und ergoß nach und nach einen falben Schein über Felder, Matten und Häuser, grad hell genug, um jeden Gegenstand in einer fremdartigen, abentheuerlichen Gestalt erscheinen zu lassen.

Plötzlich knarrt's und raschelt's und knistert's und huscht's.

Pauli, zwischen den aufgehäuften Strohbündeln versteckt, hält den Athem an und späht durch die Dachlucke. Eine graue Gestalt mit Sense und Rechen bewaffnet, huscht lautlosen Schrittes am Futtertenn vorbei; sie bewegt sich nach dem Kleeacker, über welchem der nächtliche Thau wie ein halbdurch-

sichtiger Schleier schwebt; jetzt schwingt sie die Sense und es fallen die thau-strotzenden Mahden; endlich nimmt das Gespenst den Rechen zur Hand und recht die Mahden zu Walmen.

Da bedünkt es dem Lauscher, als ob es den Klee in Tücher zusammen-
raffe – – richtig! es trägt eine schwere Bürde auf dem Kopf, eine andere vor
sich in der Schübe. Es nähert sich, – es öffnet leise das Futtertenn und ent-
ledigt sich da seiner Last, um behenden Schrittes zum Kleefeld zurückzukeh-
ren, sich dort eine neue Bürde aufzuladen.

Das ist kein Erdmännlein, so viel sieht Pauli dem düstern Dämmerlicht
zum Trotz; denn die Erdmännlein sind nicht so rahn um den Leib und haben



weder Fürtücher noch Vorstecker an. Es ist ein Weibsbild, schlank, behend und kräftig. Aber welches Weibsbild würde Pauli, dem abgedankten Neapolitaner, dem armen Bauernknecht, solches zu Liebe thun? – Da es sich nicht um Gespenster handelt, faßt Pauli einen raschen Entschluß. Er läßt sich vom Heuboden in's Futtertenn hinuntergleiten und stellt sich hinter die Thüre, welche die geheimnißvolle Mähderin halb offen gelassen hat. Jetzt kommt sie zum zweitenmal mit schwerer Bürde auf dem Kopf und im Fürtuch; – er läßt sie eintreten, dann faßt er sie rücklings an beiden Armen. Sie erschrickt, reißt sich los und schaut sich um, das falbe Mondlicht leuchtet zur Futtertennthüre herein ihr in's Gesicht.

«Ameili, hast du das für mich gethan? – Hast dir den Schlaf entzogen, um mir die Arbeit abzunehmen? – Wie hab ich das um dich verdient?»

Ameili läßt die Hände sinken, mit denen es sein Gesicht verborgen hatte: «Glaubst du ich sei halbblind, Peterli, daß ich dich hinter deinem Schnauze nicht hätte erkennen sollen? Und glaubst ich hätte vergessen, was du einst für mich gethan zur Christenlehrzeit, da die Dorfbuben mich wegen meinem Tschopen verspotteten? – Aber recht war's nicht von dir, auf dem Fruchtwagen zu sitzen und zu klepfen und zu thun, als sähest du mich nicht, da ich hinter dem Haage stand und paßte, als du nach Bern studiren fuhrst.»

Vierzehntes Kapitel.

Peterli lernt arbeiten.

Seit dieser Nacht war der Mai erst recht eingezogen im Roggenacker. Die Sonne schien nicht nur auf die Matten und Felder, sondern auch auf die Gesichter, nämlich Ameili's und Peterli's, der jetzt Pauli hieß. Wußte ja jetzt Ameili, daß Peterli nun nicht mehr an ihm vorbeifahren würde ohne Gruß, – und wußte Peterli, daß trotz seiner selbstverschuldeten Schmach doch Jemand auf der Welt sei, der es gut mit ihm meine.

Wir haben den geneigten Leser in Kenntniß zu setzen, daß Peter Schnabel nach seiner plötzlichen Flucht durch die Hinterthür des Riesterli'schen Hauses, wie der Schnabelbauer ganz richtig voraussetzte, nicht in die Aare gesprungen ist. Auch ging er nicht über den Bach nach Amerika und ward dort in den ersten acht Tagen ein reicher Herr, wie es der Wunderdoktor einem währschaften Schinken zu lieb in den Wolken gelesen. Sondern er

machte, was schon viele hundert verzogene Muttersöhnchen vor ihm thaten, die aus Uebermuth zu Lumpen geriethen, – er nahm Handgeld vom König von Neapel und ging, – dem Kalbfell zu folgen. Um sich vor Nachforschungen zu verbergen, hat er dem Werber, der es bei einem hübschen Burschen so genau nicht nahm, einen falschen Namen angegeben.

Wer Soldat sein will, der muß vor Allem pariren lernen. Kein Wunder, daß Peter Schnabel im ersten Jahre seines Kriegsdienstes öfter im finstern Loche saß, als in der hellen Sonne spazieren ging. Schließlichs gewöhnte er sich dann doch daran, das maulen zu lassen, seine Waffen blank zu putzen, die Uniform zu bürsten und sich grad zu halten, Brust heraus und Bauch herein, wie einem proppern Soldaten geziemt.



Aber in Neapel drinnen lernte Peterli noch eine andere Kunst, und zwar nicht auf dem Exerzierplatz, sondern vielmehr im Loche, wo er so manche liebe Stunde am Schatten sitzen mußte, nämlich nachdenken. Da sinnete er dann nach, und hatte wohl der Weil, über seine verlornen Jugendjahre, und es wurde ihm deutlich,

wie gut er es bekommen, hätte er dem Vater gefolgt und wäre Schnabelbauer geworden, statt Student in Bern, wo er beim Bäslein im Großmogul Kolleg gehört.

Das Nachdenken kam jedoch dem Peterli, wie so vielen Andern, da es zu spät war. Und als er nach ausgedienten vier Jahren seinen Abschied nahm, brachte er wenig Anderes über den Gotthard zurück, als seine geraden und ganzen Glieder und einen umgekehrten Sinn. Denn nun hatte er den steifen und festen Vorsatz gefaßt, dasjenige zu lernen, was ihm der Vater schon damals hatte zeigen wollen, als er die ersten Hosen bekam, und wogegen er sich damals mit Händen und Füßen sperrte, – nämlich arbeiten.

Warum er aber eigentlich beim Roggenbauer als Knecht gedinget habe, statt heim auf den Schnabelhof zu gehen, wo die Mutter noch alle Tage um ihn greine, wie die Leute sagten? – frug Ameili, da ihm Peterli seine Geschichte erzählte. – Als er den Vater zum letzten Male gesehen, habe er ihn geheißn nimmer wieder kommen, oder dann als ein ehrlicher Bursche, der arbeiten könne, und in dem Stallkittel und in den Zwilchhosen, die er sonst daheim getragen. Komme er anders und klopfe am Schnabelhof an, so habe der Vater mit seinem Fluche gedroht. «Jetzt aber,» fügte Peterli bei, «bin ich verlumpt

und vergantet, arbeiten muß ich erst lernen, und die Zwilchkleider habe ich in lästerlichem Uebermuth hinter den ersten besten Zaun geworfen. Da könnte der Vater meinen, ich wolle mich von ihm ehrlich kaufen und vergebens füttern lassen. Lieber aber will ich fremdes Brod essen, wenn's noch so hart und schimmlig ist, als des Vaters Fluch zu holen. Wenn ich erst arbeiten gelernt und so viel erworben habe, meine Schulden zu zahlen, daß ich wieder aufrecht stehen darf, wo Andere stehen, dann, aber nicht früher, will ich wieder anklopfen auf dem Schnabelhof.

Peterli, der nun Pauli hieß, hatte sich in eine harte Lehre verdingt, wo er manches abbüßen konnte, was er früher im Uebermuth gesündigt, und es fehlte ihm keineswegs an Gelegenheit, kennen zu lernen, was es heißt: sein Brod im Schweiß seines Angesichts verdienen. Mähen hatte er beim Eingrasen lernen müssen, – kam ihm wohl, daß er's leicht begriff. Denn als die Heuerndte kam und Roggensepp einen Mäher oder zwei anstellen wollte, da fand sich keiner, der bei ihm einsteigen mochte; es hatte sich nämlich die Sage unter ihnen verbreitet, es seien schon auf dem Roggenacker drei Entlibucher Hungers gestorben, – der letzte hätte es just bis zur Sichellöse aushalten können, als aber dann statt des gehofften Gesattelten nebst Strübli und anderm Guten nichts weiter auf dem Tisch erschienen sei, als was andere Tage auch, nämlich ein uralt-steinharter Laib Brod mit einem grauen Bart, dessen sich der ehrwürdigste Waldbruder nicht zu schämen gebraucht hätte, – da habe es dem Entlibucher das Herz abgedrückt. Er gehe noch jetzt um in finstern Nächten. Der Roggensepp selber war nicht mehr im Stande, die Sense zu führen, und so hätte eigentlich Peterli ganz allein den Roggenacker abmähen sollen, wenn sich Ameili nicht anerbotten hätte. Es wisse, sagte es, mindestens eben so gut mit der Sense umzugehen, als so ein einfältiger Luzerner Lismer, und so gar dicht stehe das Gras nicht, daß es etwa nicht durchzuhauen vermöchte. Mit letzterem hatte es seine Richtigkeit. Des Roggenbauers Matten waren fast so mager als er selber, und was darauf wuchs, war leicht zu dörren und bald eingebracht. Denn wo man immer nur nimmt und nichts wiedergibt, da nimmt auch das Nehmen zuletzt ein Ende.

Schon früh um drei Uhr steckelte der Alte im Haus herum und rief den Knecht und die Base wach; oder ob sie warten wollten, bis ihnen die Sonne aus den Federn zünde, fügte Roggensepp bei, welche Anspielung auf Federbetten, wie der Leser bereits weiß, durchaus nicht buchstäblich zu verstehen war. Nüchtern mußten Knecht und Magd in's feuchte Gras hinaus und Mahde an Mahde legen. Um acht Uhr brachte der Bauer selber das Morgen-

essen, einen Topf mit abgerahmter Milch und zwei Schnittchen Brod, nicht viel gewichtiger, als jenes, welches einst jener Domherr dem fechtenden Handwerksgelesen zum Fenster hinauswarf, der hinaufrief: «Vergelt's Gott, wenn's der Wind nicht nimmt.» Nach dem Morgenessen mähte Peterli fort, bis die Sonne allen Thau aufgetrocknet hatte; Ameili aber mußte worben* und, wenn es Mittag geläutet hatte, in die Küche gehen. Dort war freilich die Arbeit bald gethan: eine Pfanne voll Kraut, von jenem, mit welchem man auch dem jungen Fasel aufwartet, bevor man mit der Mast anfängt, – eine magere Schweitze darüber, etliche Erdäpfel und damit Punktum. Nachmittags ging's dann an's aufrechen, an's zetten** und, wenn die Sonne sich neigte, mußten noch Wetterschochen*** gemacht werden. Um vier Uhr wird von einigen Bauern den Werkleuten Wein, von andern nur Most gegeben; der Roggensepp aber fand, der Wein sei zu hitzig, der Most dagegen zu kältend, – waren seine Leute durstig, so konnten sie seinetwegen zum Brunnen gehen, wenn sie sich nicht zu lange dabei versäumten. Erst nachdem der Thau gefallen, durfte Ameili heim, das Nachtessen zu kochen, und welches Nachtessen? eine dünne, dünne Suppe, welcher zu einer Mehlsuppe nichts fehlte, als Mehl und Butter, wofür dann das Wasser in desto größerem Ueberfluß aufgegossen war. Kein Wunder, daß Peterli sich dabei der ägyptischen Fleischtöpfe des Schnabelhofs erinnerte, wo bei solchen Gelegenheiten Erdäpfelröste, gelb wie Gold neben der Kaffeekanne und dem dampfenden Milchtopf stand und Mittags unter den Lasten von Bohnen mit Speck, von Aepfelschnitzen und Knöpfele und andern guten Sachen die Tische knackten. Wenn Peterli während dem Kehren oder Aufrechen von diesen Herrlichkeiten erzählte, meinte Ameili, seines Dafürhaltens könnten es die Heiligen und Engel im Himmel nicht viel besser haben; wenn Peterli es nicht selber sagte, so vermöchte es kaum zu glauben, daß irgendwo auf Erden so gut gelebt würde. –

Der Heuet war auch auf dem Roggenacker vorübergegangen, zwar ohne Entlibucher, ohne Most und ohne Speck, aber nichtsdestoweniger geschliffen genug, da zwei dabei waren, die sich verstanden und einander in die Hände arbeiteten.

Eines Sonntags Nachmittags hatte sich der Roggenbauer wieder einmal in seinen Speicher eingeschlossen. Ameili und Peterli saßen beisammen

* Worben = das grüne.

** zetten = das halbdörrte Gras auf der Wiese ausbreiten.

*** Wetterschochen = pyramidenförmige Haufen.

auf dem Bänklein hinter dem Haus und ruhten, wobei Peterli eins rauchte, aber nicht Havannah-Cigarren, wie ehemals, sondern ächten Dufour aus einem Kreuzerpfefchen, und vom «Großmogul», von den Töchtern Riestlerli und von dem finstern Hundeloch in Neapel drinnen erzählte, in welches er so oft hatte wandern müssen, bis er gründlich begriffen, was **tenuë** und Subordination sei, was auf Deutsch heißt, wenn man sich grad hält, sauber gebürstet ist und dem Korporal kein schlimmes Maul anhängt. Dabei schaute ihm Ameili in's magere, braune Gesicht und hatte ein rechtes Erbarmen und dachte bei sich selbst, es sei doch nicht recht, daß Pauli auf dem Roggenacker fürlieb nehmen müsse, der es auf dem Schnabelhof so gut haben könnte. Er solle es nur probiren, sagte es, der Vater würde ihn gewiß nicht von der Thüre weisen; und wollte der Vater, so ließe es doch die Mutter nicht zu. Aber Peterli blieb fest auf seinem Vorsatz: nicht eher wolle er auf den Schnabelhof zurück, als bis er sich ehrlich gekauft und den Kopf aufrecht tragen dürfe unter den Leuten. – Ob er mit Roggenbauers Löhnlein seine alten Schulden zu zahlen gedenke? entgegnete Ameili; – da könnte er sieben Jahre über den jüngsten Tag hinaus Knecht sein, er hätte es noch nicht beisammen. Sähe der Schnabelbauer, wie sein Peterli wieder ein wackerer Bursche geworden und arbeiten gelernt habe, so würde ihn der letzte Thaler nicht gereuen, den er im Troge liegen habe. – Peterli schüttelte verneinend den Kopf. Da schwieg Ameili; aber es nahm sich im Stillen vor, von sich aus auszuforschen, wie der Schnabelbauer und die Schnabelbäuerin gesinnt seien, und Peterli's Heimkehr auf eigene Faust einzuleiten. Es würde ihm freilich das Herz abdrücken, wenn er wieder von dannen gehe; aber es könne dennoch nicht zulassen, daß des Schnabelbauers Sohn sich auf dem Roggenacker als Knecht abschinde.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Speicher.

Zwischen dem Heuet und der Erndte kann der Bauer seine Glieder strecken. Von früh im März, da der Haber gesät wird, bis spät im Wintermonat, wo man Rüben zieht, hat er keine bessere Zeit. Freilich sind die Erdäpfel zu hacken und Rübli zu jäten; das macht aber gewöhnlich das Weibsvolk und dem Mannsvolk bleibt nicht viel anderes zu thun, als Strohbander zu knüpfen

für die Garben, die in Aussicht stehen. Auf dem Roggenacker war's anders. Da mußte Ameili wieder am Spinnrad sitzen von früh bis spät und an Peterli war's, die Hacke zu schwingen und im Flachs zu knien, was ihm sauer genug vorkam. Nun rührten sich in mond hellen Nächten die Erdmännlein wieder und Peterli fand an manchem schönen Morgen ein gut Stück Flachsfeld gejätet, was am Abend zuvor noch voll Unkraut gestanden.

Aber nicht nur zum Flachs jäten fand Ameili Zeit, sondern es gelang ihm sogar, einmal unbemerkt nach dem Schnabelhof zu kommen, wegen einem verlaufenen Huhn, sagte es der Schnabelbäurin, das es nun suchen müsse. Als dann einmal das Gespräch im Gang war, fand Ameili Gelegenheit, einzuflechten, daß es vor Zeiten mit dem Schnabelpeterli in die Christenlehr gegangen sei. Ob er schon lange nichts mehr von sich habe hören lassen? Dem Schnabelbabi traten bei dieser Frage gleich die Thränen in die Augen. Von ihm selbst habe sie freilich keine Nachrichten; der Wunderdoktor in L. habe aber in den Wolken gesehen, daß er schöne Kleider an habe und munter und gesund sei, was sie gerne glauben wolle, obschon die Kartenlegerin in der Stadt ihr etwas anderen Bericht geschickt. So viel sei jedenfalls ausgemacht, daß er bald Hochzeit haben werde, und zwar mit einer Reichen und Vornehmen, wie es sich für ihren Peterli nicht anders schicke. – Da kam der Schnabelbauer aus dem Futtertenn, worauf Babi den Finger auf den Mund legte und nur noch kurz bemerkte, vor dem Alten dürfe man nicht einmal Peterli's Namen aussprechen, wenn man ihn nicht mürrisch haben wolle den ganzen Tag.

Ameili brachte also nicht viel Tröstliches von seinem geheimen Ausflug nach Hause zurück. Der Vater wollte von Peterli nichts hören und nichts wissen. Die Mutter erwartete mit Schein, er werde vierspännig angefahren kommen mit einer reichen und vornehmen Frau. Es fand für gut, diese Nachrichten lieber für sich zu behalten, als Peterli damit das Herz schwer zu machen.

Mittlerweile kam die Erndte, welche auf dem Roggenacker ebenfalls ohne Entlibucher abgespielt werden sollte, da es im Heuet ja so geschliffen gegangen, meinte Sepp.

Der Schweiß trof von Peterli's Stirne auf die Garben herab, die er band. Dabei fielen ihm die vielen Gläser und Flaschen ein, die er vor Zeiten ohne Durst und im Schatten sitzend die Gurgel hinunter gegossen hatte. «Hätte ich jetzt einen Schluck,» dachte er; aber es war nichts vorhanden, als in einem gespaltenen Krug etwas laues, abgestandenes Wasser. Die Sonne brannte, man

hätte Aepfel daran braten können. Der Acker war groß und Niemand auf demselben, als Ameili und Peterli; waren auch die Aehren leicht, die Halme kurz und die Garben grasig, so zählte man deren doch viele. Jetzt kam gar der Roggensepp daher gekeucht und schrie schon aus der Ferne, ob sie Maulaffen feil hätten miteinander, daß es nicht vom Flecke gehe? ob sie denn nicht sähen, daß ein Gewitter im Anzuge sei? Wenn seine Garben beregnet würden, sei Niemand Schuld, als das faule Volk, die Vergebensfresser, welche nirgends flink seien, als hinter dem Tisch. Er wolle es ihnen aber eintränken, – er ziehe den Schaden dem Pauli am Lohne ab.

Die beiden Schnitter hatten sich bis jetzt gar nicht einmal die Zeit genommen, an den Himmel hinaufzuschauen, sondern fort und fort Garben gemacht, – Ameili zugetragen, Peterli gebunden. Es sah wirklich nicht ganz sauber aus Oberwind's*, sondern es sammelte sich dort schwarzes, verdächtiges Gewölk, und hinter dem Berg begann es zu knurren, als ob daselbst ein alter bissiger Hund an der Kette läge.

Rings auf allen Aeckern hatten die Garbenbinder ihre Westen und die Schnittermädchen ihre Halstücher abgelegt, und wohin man blickte, ging die



* Oberwind = Westwind.

Arbeit in doppelter Hast. Hier legte eine lange Reihe von Werkleuten Garbe an Garbe; dort kam ein Bursche, keck auf dem Sattelpferd sitzend, knallend und rasselnd mit dem leeren Wagen daher gesprengt; da zogen vier starke Rosse, durch lauten Zuruf angetrieben, ein schwer-geladenes Fuder dem Dorfe zu.

Pauli solle eilen, die Kühe anzuspannen und den Wagen zu bringen, mahnte Ameili; es wolle indessen die letzten Garben binden. – Roggensepp fluchte und schimpfte: man sei verkauft und betrogen, wenn man nicht mehr Alles selber machen könne, sondern sich auf fremde Leute verlassen müsse. – Hinter dem Berge knurrte es lauter und lauter, und die Sonne war hinter den dunkelgrauen Wolken untergegangen.

Jetzt kam Peterli mit dem Wagen gefahren, vor welchem drei magere Kühe gespannt waren; aber die schlechtgenährten Thiere stellten sich ungebärdig und mochten nicht ziehen. Ob man ihm nun noch Wagen und Waar zu Schanden fahren wolle, schmälte Sepp. Peterli stieg als Lader auf den Wagen; Ameili langte die Garben hinauf. Solchermaßen ging's vorwärts, so schnell es eben konnte und mochte. Bei den Nachbarn links und rechts war man freilich handlicher gewesen; da waren die Garben bereits abgeführt und das Weibsvolk rechte nur noch in aller Geschwindigkeit die liegen gebliebenen Halme auf und trug dieselben in den Schürzen den hochbeladenen Wagen nach. Es waren dort halt ihrer mehr bei der Arbeit gewesen, als bloß Knecht und Magd. – Der Roggenbauer zog diesen Umstand jedoch nicht in Betracht, sondern jammerte: die Aehrenleser fänden immer am meisten auf seinem Acker; er wolle aber Hans heißen, wenn er das Ameili morgen nicht schon vor Tage aus dem Neste jage, daß es dem Aehrenleserpack zuvorkomme; bringe es ihm bis zum Morgenessen nicht mindestens ein Mäß heim, so habe es ihn bestohlen und betrogen. – Peterli und Ameili achteten sich dieser Reden wenig, sondern tummelten sich, daß der Schweiß ihnen von der Stirne auf die Stoppeln trof.

Es fuhren aber auch schon die feurigen Schlangen durch das dunkle Gewölk, der Donner brummte lauter und lauter und vom Berge her ließ sich ein dumpfes Tosen vernehmen. Da langte endlich Ameili die letzte Garbe auf den Wagen, und als die ersten schweren Tropfen fielen, hatte Peterli bereits den Bindbaum festgereitelt. Noch ein halbes Viertelstündchen und das Fuder wäre geborgen in der Scheune gestanden.

Da gab es unversehens einen hellen Schein, als ob der schwarze Wolkenvorhang von oben bis unten einen Riß bekäme und der Himmel dahinter wie ein Schmiedefeuer glühe. Zugleich geschah ein furchtbarer Krach, auf

welchen ein Rasseln folgte, wie wenn die Engel ob dem Firmament hundert Fuder großer Kieselsteine auf einmal ausleeren würden.

«Jesus Maria!» rief Ameili, – «es hat eingeschlagen.» Den Roggensepp würde der gewaltige Schlag zu Boden geworfen haben, hätte er sich nicht an der Deichsel halten können. Als Peterli die vom Blitz geblendeten Augen wieder aufschlagen konnte, sah er bereits die schwarzgraue Rauchsäule aufsteigen, durch welche eine rothe, spitze Flamme züngelte. «Macht, daß ihr heimkommt, s'ist im Roggenacker!» rief ihnen ein Vorbeilender zu. Peterli stellte sich aufrecht auf's Fuder, von welchem man über die Grünhäge wegschauen konnte: er meine, es habe bloß den Speicher getroffen, – sie wollten eilen, das Haus zu retten. Da war's, als ob es Sepp erst jetzt recht anginge, der schrie mit kaum menschlicher Stimme: «Mein Speicher, mein Speicher brennt!» – warf den Stecken aus den Händen und lief, durch die Angst plötzlich von der Gliedersucht geheilt, so schnell er laufen mochte, der Brandstätte zu. Peterli mußte erst noch die Kühe ausspannen und am nächsten besten Baum festbinden.

Mit einem hölzernen Speicher macht der Blitz, wenn er einschlägt, nicht viel Federlesens. So schnell der Roggenbauer mit seinen alten und Ameili mit seinen jungen Beinen liefen, stand doch, als sie dazu kamen, das hölzerne, mit Schindeln gedeckte Gehäuse schon in hellen Flammen. Ein Glück, daß der Speicher bisenhalb* des alten, mit Stroh gedeckten Wohnhauses gelegen war; denn der heulende Oberwind begann bald mit den glimmenden Schindeln zu feuerverken, wirbelte sie hoch in die Lüfte und ließ sie dann als knisternden Feuerregen wieder zur Erde fallen. Roggensepp starrte händeringend in die Flammen. Hundert Kronen reuten ihn nicht, jammerte er, hätte das Wetter nur den Speicher verschont.

«Hinein, hinein! Rette, flüchte!» schrie er dann das Ameili an, welches hinter ihm her zur Brandstätte gelaufen kam. Etliche Männer schlugen die Thüre mit ihren Aexten ein. «Hinein! Suche, wo die Lumpen liegen.»

Ameili gehorchte. Aber ein schwarzer, stinkender Qualm füllte den innern Raum und ließ kaum die Säcke, die Kisten, die Bündel erkennen, die hier übereinander geschichtet lagen und zum Theil schon Feuer gefangen hatten. Was retten? – wonach greifen? – Die Hitze war kaum zu leiden, der Rauch zum ersticken. Ob Ameili's Kopf hingen an einer Stange mancherlei Säcke

* Bisenhalb = östlich.

und Bündel. Das Mädchen riß den ersten besten herunter und eilte damit zum brennenden Speicher hinaus.

Mittlerweile hatte sich Volk auf der Brandstätte versammelt. Aber da die Leute sahen, daß das Feuer nur den Speicher ergriffen hatte und dem Wohnhaus keine Gefahr drohe, standen sie müssig umher und Keinem fiel es ein, dem heulenden Roggenbauer behülflich zu sein, seine Schätze zu retten. Auf dem alten Geizhals lastete die Vergeltung. Der niemals einem Menschen hülfreich gewesen war, der stand nun selber verlassen in seiner Noth.

«Zeig' her! Was hast du gerettet?»

Ameili warf den Bündel zur Erde. Es sei das rechte nicht, schrie Roggensepp. «Suche unter den Lumpen!» – Ameili, von Jugend an gewohnt zu thun, was der alte Vetter es hieß, sprang noch einmal in das flammende Gehäuse. Aber unter dem Volk, das rings umherstand, erhob sich ein lautes Murren. Ob er ein Menschenleben setzen wolle an den alten Plunder, welchen er im Speicher aufgehäuft? Ob er nicht sehe, daß der Dachstuhl bald am Einstürzen sei? –

Da kam in langen Sprüngen Peterli hergerannt. Die Flamme schlug schon hoch über der First zusammen.

«Mein köstliches, schönes Tuch, – meine Speckseiten, – meine Strümpfe, – die schweren, vollen Strümpfe,» – heulte der Roggenbauer.

Aus dem Feuer drang ein halberstickter Schrei. «Das Mädchen verbrennt!» – rief es aus dem Volke. Peterli sprang ohne sich zweimal zu besinnen zur Speicherthür und drang durch Rauch und Flammen.

«Hundert Kronen, wenn du mir meine Strümpfe bringst,» – schrie Sepp dem Knechte nach.

Zwei – drei lange, bange Augenblicke!

Endlich erschien Peterli wieder unter der Speicherthüre, jedoch nicht mit des Meisters Strümpfen, sondern Ameili im Arme tragend. Halb erstickt, besinnungslos, mit angebrannten Kleidern hatte er es drinnen liegen gefunden.

«Hättest du nicht den Göhl* können liegen lassen und die Strümpfe bringen, die unter den Lumpen versteckt sind,» kreischte Roggensepp, mehr und mehr außer sich gerathend. «Hole sie selber!» höhnte das Volk. – «Ja, ja,» heulte der Alte, daß es Allen, die ihn hörten, durch Mark und Bein drang, «ich muß mir meine schönen, glitzernden Strümpfe holen,» – und drang zur Speicherthüre hinein, an deren Pfosten schon die Flamme leckte.

* Göhl = ein Tropf, an dem nichts gelegen.

Das Feuer knisterte und krachte in dem dürrn Gebälke; der Rauch, welcher zuerst dicht und schwarzbraun sich kaum über den Boden zu erheben vermocht hatte, wirbelte nun als lichtblaue, halbdurchsichtige Säule hoch in die Luft.

«Jesus Maria!» – –

Ein dumpfer Krach, – ein sprühender Feuerregen, – eine hochauflodernde Flamme! – – Balken, Rasen, Riegel, – der ganze hölzerne Speicher war in sich zusammengestürzt.

Der Roggenbauer lag unter den brennenden Trümmern begraben.

Sechszehntes Kapitel.

Schnabelbabi küchelt.

Die Feuersbrunst auf dem Roggenacker und das schauerliche Ende des alten Bauers waren in der ganzen Umgegend zum Tagesgespräch geworden. Kein Wunder, daß man auch auf dem Schnabelhof davon erzählte. Am Abend des Tages nach dem Brande saß Schnabelbabi mit Kaffeemahlen beschäftigt unter der Küchenthür. Der Alte stand an den Thürpfosten und zog an seinem Pfeifchen. Es war Sonntag und die Bäurin zur Kirche gewesen und hatte also letztere gar Vieles zu berichten, was sie gehört und vernommen.

So komme es, meinte Babi, wenn man auf so sündliche Weise am irdischen Grümpel* hange. Es laufe ihm vom bloßen Drandenken kalt über den Rücken. Als der Platzregen das Feuer löschte und man die halb verbrannten Balken auseinander riß, so habe man den Roggenbauer zusammengeschrumpft wie eine gedörnte Zwetsche und braun wie Nußholz auf einem Haufen verkohlter Lumpen gefunden. Er sei kaum mehr so schwer gewesen, als ein Sack voll Spreu, und seine dürrn, dünnen Beine hätte die Gluth bis über die Kniee abgesengt. Als man dann die verkohlten Lumpen mit den Feuerhacken auseinander riß, da habe es darunter geglitzert und geflimmert und es seien zwei dünne, magere Beine zum Vorschein gekommen, grad wie der Roggensepp gehabt, aber von löthigem Silber. Und seien es lauter Fünffränkler gewesen, die der Geizhals in ein Paar alte Strümpfe gepackt und unter einem Haufen Lumpen versteckt hatte; die waren vom Blitzstrahl oder der großen Hitze der

* Grümpel = Trödel.



Feuersbrunst zusammenschmolzen. Diesen Strümpfen zu lieb habe der alte Knabe Gott versucht und blindlings in den brennenden Speicher sich gestürzt.

Als die Bäurin zu Ende erzählt, bemerkte der Schnabelbauer: hätte Roggensepp einen Buben gehabt und ihn studiren geschickt, er würde keine Strümpfe voll Fünfliber aus dem Speicher zu flüchten gehabt haben, – «und

wäre um des eitlen Mammons willen nicht elendiglich im Feuer umgekommen,» erwiderte die Bäurin und seufzte dann: «O Peterli, mein Bübeli!» welche Herzenserleichterung jedoch wegen dem Knarren der Kaffeemühle nicht bis zum Ohr des Alten zu dringen vermochte.

Das Gespräch, welches auf dem Wege war, in einen leidigen Ehestreit auszuarten, wurde durch die Dazwischenkunft eines Fremden unterbrochen, der auf den Schnabelbauer zugeschritten kam. Er trug ein Paar alte, geflickte Zwilchhosen und ein verwachsenes, verwaschenes Stallkittelchen. Etliche Schritte hinter ihm folgte ein Mädchen in armüthigem, dünnem Jüpplein.

Sie seien der Knecht und die Jungfrau auf dem Roggenacker; ob der Schnabelbauer sie dinge wolle auf Michelstag? – Er pflege nicht alle Frohnfasten Knechte und Mägde zu wechseln, antwortete der Bauer.

Aber Babi unter der Küchenthür war aufgefahren, als hätte es ein Gespenst gesehen und schrie laut auf: «Peterli, das ist ja mein Peterli!»

Der Schnabelbauer trat einen Schritt zurück. «Wofür kommst du an diese Schwelle?» – «Dir zu sagen, Vater, daß ich arbeiten kann.»

«Kommst du als ein Bauer oder als ein verkleideter Herr?» – Den Herrn habe unser Herrgott längstens von ihm abgefegt und abgewaschen. Ob der Vater den Kittel und die Hosen nicht wieder erkenne, die er ihm in den Herrenstand mitgegeben, als sie im Zorn auseinander geschieden? – Die Runzeln auf des Schnabelbauers Stirn begannen sich um's Merken zu glätten.

«Du hast sie also in Ehren gehalten in Glück und Noth?» – «Leider nein,» erwiderte Peterli aufrichtig. «Ich habe den Bündel im Uebermuth von mir geworfen. Der Roggenbauer hat ihn hinter dem Zaun gefunden und in seinen Speicher gehängt. Aber Kittel und Hosen sind nicht verbrannt, – sie allein von Allem, was drinnen war, sind gerettet worden. Und ist mir dieß ein Zeichen gewesen, daß ich wieder zum Vater solle.»

Aber der Vater schlug nicht in die dargestreckte Hand: «Und kommst nun, daß ich dich wieder ehrlich kaufe?» – –

Mittlerweile stand Schnabelbabi mit ausgebreiteten Armen unter der Küchenthüre und wäre ihrem Bübeli längst am Halse gelegen, wenn der Alte nicht zwischeninnen gestanden. Des Mädchens, das jüngst das verlaufene Huhn auf dem Schnabelhof gesucht hatte, achtete es sich nicht, und auch vom Schnabelbauer wurde Ameili, das abseits stand und am Fürtuchbündel zupfte, keines Blickes gewürdigt.

Peterli erwiderte dem Vater: «Du thust mir Unrecht. Eher hätte ich vom König in Neapel wieder Handgeld genommen, als einem Bettler gleich an

dieser Thüre die Hand auszustrecken. Wenn der Vater nichts dagegen habe und die Mutter, so wolle dieß Mädchen ihn ehrlich kaufen und dann würden sie Mann und Frau. Der Schnabelbauer warf einen ungläubigen Blick auf die sonnenverbrannte, armüthige Jungfrau vom Roggenacker. Babi konnte nicht umhin, über das dünne, blaue Jüpplein, welches Ameili an seinem Leibe trug, die Nase zu rümpfen. Peterli aber sagte: «Das ist jetzt die Bäurin auf dem Roggenacker, des Roggenbauers nächste Base und Erbin. Mit Sepps zwei silbernen Beinen will es mich ehrlich kaufen, daß ich wieder aufrecht stehen darf, wo Andere stehen.»

Babi hatte eine ganz andere Frau für Peterli geträumt, eine viel vornehmere und reichere, als Ameili war. Unschlüssig blieb es unter der Küchenthüre stehen.

Da traten dem Mädchen Thränen in die Augen, die es mit dem Zipfel seines Fürtuches zu trocknen versuchte. Es möge sich nicht eindringen, wo es unwerth sei, sprach es. «Brauchst deswegen nicht zu glauben, daß ich dich nicht lieb habe, – und die zusammengeschmolzenen Fünffränkler sind ja deine; du hast sie verdient, als du mich aus dem Feuer trugst. Leb wohl und zürn nüt.» – «Nit, nit!» erwiderte Schnabelbabi. «So wüste Hüng sind wir denn doch noch nicht auf dem Schnabelhof und ich seh', du bist ein braves Mädchen. Aber häb denn doch recht sorg zu mim Bübeli.»

«Du wirst deine Noth haben mit dem Roggenacker,» sagte hierauf der Schnabelbauer zu seinem Sohn, – «aber mit Geduld und guter Gülle läßt sich Vieles zwängen.» «Und mit frischem Muth, einer braven Frau und deinem erfahrenen Rathe, Vater, noch mehr.» – «Deinen wüsten, rothen Schnauz mußst du aber abschneiden,» ermahnte noch Schnabelbabi und nöthigte dann Ameili, den Sohn und den Alten in die Stube hinein. Es selber ging in die Küche, suchte den größten Ankenhafen hervor und stellte seine größte Pfanne über das Feuer.

Und nach einer kleinen Weile konnte Jedermann, der eine währschafte Nase besaß, auf etwelche hundert Schritte im Umkreis riechen, daß auf dem Schnabelhof geküchelt wurde. Frug dann Einer warum, so lautete die Antwort:

Peterli, der verlorne Sohn, ist wieder heimgekommen.

Der verlassene Bau.

Um die Sommersonnenwende des verflossenen Jahres machte ich in Gesellschaft einiger Freunde einen geologischen Ausflug nach dem nahen Jura. Das gute Glück oder vielmehr unser Führer, der Geologe G., Agassiz's langjähriger Mitarbeiter, der das Gebirge wie seine Tasche kennt, hatte uns in eine äußerst interessante Schlucht geführt, in welcher sämtliche vorkommende Schichtungen zu Tage traten, und die besonders reich an schönen und seltenen Petrefakten war. Die leidenschaftlichen Geologen unter uns hatten alle Hände voll zu thun. Freund G. sah aus wie der leibhaftige Mergelkönig. Hände, Gesicht und Kleider hatte er mit den verschiedensten Oxford-, Lias- und andern mehr oder minder schmierigen Kalkformationen überstrichen und neben ihm sah man einen großen Haufen von versteinerten Austern, Krebsen, Schildkröten und ähnlichen Thieren, die man in unversteinertem Zustande heutzutage bei den Viktualienhändlern großer Städte findet. Professor S. war mit Gefahr seiner ganzen Glieder zum Bach hinunter gestiegen, der in der Tiefe der Schlucht zwischen heruntergefallenen Felsblöcken brauste, um Belemniten, Echiniten, Griphiten, Criniten und andere steingewordene Würmer, deren Namen mit den vier genannten Buchstaben enden, aus dem Geschiebe zu erlesen. Forstmann Sch. endlich hämmerte mit der anerkanntesten Energie und Ausdauer an einem kolossalen Brocken harten Kalks, welcher ein ungewöhnlich großes Ammonshorn umschlossen hielt.

Einen schneidenden Gegensatz zu der Emsigkeit dieser wissenschaftlichen Ameisen bildete der Mann, der damit betraut worden war, gegen einen angemessenen Taglohn einigen Mundvorrath den Berg hinauf und die von uns zu erobernden paläontologischen Schätze den Berg hinunter zu schleppen. Er lagerte behaglich im kühlen Schatten, nahm verstohlenerweise von Zeit zu Zeit aus dem umgehängten Wadsack eine Flasche und aus der Flasche einen herzhaften Zug und warf nebenbei spöttische, von der souveränsten Verachtung zeugende Blicke auf die Narren, welche im Schweiß ihres Angesichts Steine suchten, und zwar nicht etwa Goldsteine oder Edelsteine, sondern ganz gemeine Kalksteine, wie sie auf allen Straßen und in allen Gräben herumlagen. Dieser überlegene Geist war ein abgedankter Soldat des zweiten päpstlichen Schweizerregiments, welcher bei Vicenza im Interesse der **Italia libera** tapfer gegen die Oesterreicher gefochten, dafür das Bürgerrecht der Stadt Rom geschenkt erhalten hatte und schließlich mit leeren Taschen nach

Hause geschickt worden war. Er wurde von uns abwechselnd «Held von Vicenza» und «Bürger von Rom» angeredet.

Was mich selbst betrifft, so führte ich ebenfalls einen geologischen Hammer bei mir, aber mehr anstandshalb, als um ihn wirklich zu gebrauchen. Mir war zu Muthe wie in einem Märchen oder Traume. Unten rauschte der Bach, oben die Bäume, welche an den jähren Abhängen der Schlucht Wurzel gefaßt hatten; mit jedem Schritt stieß mein Fuß auf sonderbar gestaltetes Meer-



gethier. Mir war, als wandle ich wirklich in der kühlen Tiefe auf Meeresboden, als schlugen und rauschten grüne Meereswellen hoch über meinem Haupt, als seien die Vögel, die um mich herflogen, schwimmende Fische. Es fehlte nur noch das feuchte Meerweib. Mir wurde zuletzt fast bange. Das «halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn,» fuhr mir durch den Kopf und ich retirirte instinktmäßig an der steilen Wand der Schlucht aufwärts, bis ich endlich, am Rande einer der Terrassen des Gebirges auftauchend, gleichsam das Ufer erreicht hatte. Dort lagerte ich mich, die Fernsicht zu studiren, auf dem feinen, weichen Grastepich der Weide.

Gerade vor mir erhob sich jenseits der breiten Thäler der Aar und der Emme und hinter einem vierfachen Wall von Vorbergen die Hauptgruppe der hohen Berner Alpen, die Wetterhörner, Schreckhorn, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau, eine Riesengruppe, deren Umrißlinien die Phantasie des größten Künstlers kaum so schön ersonnen hätte und deren gewaltige Majestät das Auge, so oft es hinsieht, stets auf's Neue zu staunender Bewunderung zwingt. Rechts fiel mein Blick auf die tiefblaue, bizarr ausgeschnittene Kette des Stockhorns. Links ließen sich der finstere Pilatus und, zur Seltenheit unverschleiert, der duftige Gipfel des Rigiberges sehen. Ganz im Westen glitzerte der Spiegel des Bielersees und durch die grüne Niederung dem Jura entlang schlängelte sich die Aar in weiten Krümmungen, wobei mir unwillkürlich das Bild einer Silberschlange einfiel, obgleich ich ganz gut wußte, daß diese Spezies nirgends als in einem veralteten Ballet vorkommt, welches mich vor vielen Jahren einmal bei meinem ersten Ausfluge in die Welt im Münchner Hof- und Nationaltheater entzückt hatte. Durch das Fernrohr, das ich bei mir trug, ließ sich über waldigen Hügeln die graue Häusermasse unserer Bundesstadt Bern und drüber hinaus ein heller Punkt, das verlassene Jesuitenhaus von Freiburg erkennen.

Als ich, meinen besondern Gedanken nachhängend, das Glas vom ehemaligen Jesuitenpensionat langsam abwärts sinken ließ, richtete es sich zufällig auf einen Gegenstand, der kaum eine halbe Stunde von meinem Standpunkt entfernt, ziemlich nahe bei dem Ausgang der Schlucht sich befand, wo meine Freunde ihren geologischen Studien und Nachsuchungen oblagen. Es war ein Haus, dem Anschein nach noch nicht ausgebaut; doch ließ sich durch das Fernrohr deutlich erkennen, daß die Ziegel auf dem Dache schon ganz braun gefärbt und zum Theil verwittert und hinunter gefallen waren. Ein begangener Pfad, der zum Hause führte, ließ sich nicht entdecken; der niedere Hügel, auf welchem es stand, schien mir ganz von wildem Gestrüpp überwachsen.

Ob das Haus erst im Werden oder schon im Verderben sei, war mir ein Räthsel. Fast wollte mich letzteres bedünken. Wie konnte aber eine solche moderne Ruine in dieser Gegend Platz finden, wo jeder Winkel Erde seinen Eigenthümer, jede Hütte ihre Ueberfülle von Bewohnern hat?



Mit dieser Frage beschäftigt, erblickte ich Jemanden, der mir vielleicht das Räthsel lösen konnte. Nicht weit von mir war ein alter Mann damit beschäftigt Gentianenwurzeln zu graben. Es ist dieß ein armseliges und mühsames Gewerbe, welches darin besteht, auf den höhern Bergweiden die fleischige Wurzel der gelben großen Genziane mit einer schweren Hacke aus dem

zerklüfteten Gestein herauszuklauben. Aus dieser Wurzel wird eine Art starken Branntweins von argem Geschmack und Geruch destillirt, der unter dem Namen Enzianen- oder Jenzenenwasser bei allen Sennen, Wildheuern und Holzschlägern der Schweizerberge als Getränk und Arznei in hohem Ansehen steht. Die Gentianengräber hausiren mit ihrem gebrannten Wasser in den Gebirgsdörfern und Sennhütten herum, deßhalb sind sie im Lande wohl bekannt und wissen fast über jedes Haus und dessen Bewohner Bescheid.

Dieses erwägend, beschloß ich bei dem Alten, der kaum mehr als ein Dutzend Schritte von mir Wurzeln grub, Auskunft über den Gegenstand zu suchen, der meine Neugierde rege gemacht hatte. Ich stand von meinem Rasensitz auf und leitete die Bekanntschaft durch ein freundliches: «gibt's wohl aus?» und «seid nicht zu fleißig,» ein. Nachdem ich dann einige Augenblicke seiner Arbeit zugeschaut, rückte ich mit der Frage heraus, ob er mir wohl über jenes wunderliche Gemäuer dort unten Bescheid geben könne?

Der Gentianengräber schaute mich, indem er sich auf seine Hacke stützte, unter seinen grauen Augenbrauen hervor eine Weile scharf an und sagte dann: «Der verlassene Bau da drunten ist unter den Häusern ungefähr dasselbe, was unter den Menschen der ewige Jude. Es ist aber eine lange Geschichte, die sich nicht in zwei Worten erzählen läßt.» Das war gerade genug, meine Neugierde noch mehr zu stacheln. Ich zog also zwei Cigarren hervor, steckte mir eine derselben an, und fragte meinen neuen Bekannten, ob ich ihm mit der andern dienen könne? – «Mit dem neumodischen Zeug wisse er nicht viel anzufangen, aber mit Verlaub wolle er das Röllchen schneiden und sich, damit eine Pfeife stopfen. Er sei eben heute mit seinem Päcklein zu Ende gekommen, und es wäre von hier gar zu weit zum nächsten Krämer, wo man sich wieder frischen Vorrath kaufen könne.» Ich sagte ihm, er solle seine Hacke ein wenig bei Seite legen, dieweil er seine Pfeife rauche, und mir das Nähere über jenes unheimliche Gemäuer erzählen. Sei er dann mit seiner Geschichte zu Ende, so wolle ich ihm gern ein wenig graben helfen, damit er die verlorene Zeit wieder einbringe. Der Gentianengräber schaute lachend auf meine dünnen, magern Hände, die freilich keineswegs darnach aussahen, als ob sie besonders geeignet wären, mit der schweren Reuthaue nähere Bekanntschaft zu machen. «Um des Tabaks willen, den ich ihm gespendet, wolle er gern meiner Neugierde dienen. Er habe es bereits aufgegeben gehabt, heute noch eine Pfeife zu rauchen; nun habe mich aber der liebe Herrgott des Weges daher geführt. Des Grabens brauche es nicht; es würde doch keinen großen Haufen ausgeben, meinte er.»

«Schaut, Herr,» fuhr der Wurzelgräber nach einer Pause fort, indem er mit der Hand meinen Blicken die Richtung angab, «schaut, Herr, rechts an jenen zwei Föhren vorbei. Dort könnt Ihr im Thal unten an den Weiden und Erlen erkennen, wo der Bach fließt. Weit unten am Bach steht die alte Mühle. Nächst dabei ward das Haus gezimmert und aufgerichtet, das jetzt da zu unsern Füßen auf dem Brombeerhubel steht. Bei der alten Mühle hatte aber der Bau seines Bleibens nicht. Er kam in jenes Dorf links drüben, wo die neuen Ziegeldächer schimmern; aber auch da konnte er nicht weilen und wurde hier am Berge aufgerichtet, aber nicht ausgebaut, wie Ihr sehen könnt, Herr. Wird seines Bleibens auch da nicht lange sein, denn wißt, Herr, es liegt ein Fluch darauf.»

«Ein Fluch?» fragte ich, als der Alte inne hielt. Er warf einen forschenden Blick auf mich. «Ihr andern studirten Leute glaubt nicht an solche Dinge,» antwortete er nach einer Weile. «Aber wer auf den Bergen Wurzeln gräbt, in verlassenen Stadeln oder verborgenen Felshöhlen übernachtet und auf der öden Weide oft wochenlang keiner lebenden Seele begegnet, der hat schon gar Vieles gesehen und gehört, was euch Städtern kaum im Traume vorkommt, und weiß, was er davon zu halten hat.» – «Erzählt nur, ich verspreche Euch Eure Geschichte auf's Wort zu glauben.» – «Das dürft Ihr auch, und wenn Ihr's wieder erzählt, so könnt Ihr Euch meinethwegen auf den alten Gregori berufen.»

«Nun schaut aber noch einmal neben den beiden Föhren dort vorbei in's Thal hinab nach der alten Mühle. Müller sind Schelme, heißt es; ist aber nicht immer wahr. Es gibt eben auch beiderlei, wie Ihr gleich hören werdet, Herr. Es ist nun schon ziemlich lange her – nichts für ungut, Herr, Ihr seid mit Schein damals noch als ein kleiner Engel nackt im Paradies herum gelaufen – da gehörte die Mühle zwei kreuzbraven Leuten, welche mittelst Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit etwas erhaust hatten. Als anno vierzehn und fünfzehn die Kaiserlichen durch das Land marschirten Frankreich zu, da zog ein böses Fieber in ihrem Gefolge. In der Mühle lagen mehr denn zwanzig im Quartier, kranke und gesunde. Die Kaiserlichen zogen fürbaß, aber das Fieber blieb. Der Müller und die Müllerin sind in derselben nämlichen Woche beide daran gestorben. Nebst der Mühle und einer guten Kundschaft hinterließen sie auch noch ein Tschüppeli* Kinder, von denen das größte noch nicht über den Tisch hinweg zu blicken vermochte.»

* «Tschüppeli», läßt sich durch kein schriftdeutsches Wort genau wiedergeben, am besten etwa durch «Häuflein».

«In einem alten Strohhaus nicht weit von der Mühle lebte des Müllers Vetter. Er hieß Aloisi und war ein Mann wie der helle liebe Tag. Es lebte kein Mensch im Dorf, wenigstens unter den bessern Bauern und Vorgesetzten, dem er nicht beim Begegnen freundschaftlich die Hand drückte. Man hätte ihm einen Haberkasten voll Geld ungezählt anvertrauen können, denn es verging kein Tag, wo er sich nicht seiner Ehrlichkeit rühmte. Auch bei dem Pfarrer stand er vortrefflich in den Papieren, denn er war immer ganz vorn in der Kirche, fehlte bei keinem Bittgang und Keiner schlug sich mit solcher



Zernirsung vor die Brust. Als der Gemeindeammann den Vetter Aloisi in Vorschlag brachte als Vogt für die Waisenkinder in der Mühle, so sagte Alles, dieß wäre der beste Einfall, welchen er gehabt, seit er Ammann sei; und als Vetter Aloisi sich ausreden wollte, er kenne die Sache nicht genug, er möge

seinem eigenen Geschäfte kaum vorkommen, auch besitze er ein viel zu gutes Herz für einen rechten Vogt, so hielt Alles an, er möchte um Gottes willen und aus Erbarmen für die Kindlein die Sache übernehmen; man wisse denn doch ganz bestimmt, daß die Hüdeli* gut versorgt und aufgehoben seien und zu ihrer Sache geschaut werde.»

«Nach langem Wehren und Sperren ließ sich endlich der gute Vetter Aloisi bewegen, der Vogt der Kinder in der Mühle zu werden. Er nahm sie sogar zu sich in's Haus und gab ihnen Erdäpfel und abgerahmte Milch bis genug, und ließ ihnen aus seinen alten Kutten und den zerlöchernten Jüppen seiner Frau Kleider machen. Dabei mußten sie für ihn auf der Landstraße Mist aufheben, im Walde dürres Holz sammeln und in fremden Gemeinden Aehren lesen. Er thue dieß nicht seines Vortheils wegen, sagte er – behüte Gott! – sondern bloß um die Kinder so früh als möglich zur Arbeitsamkeit anzuhalten. Wenn sie darob die Schule versäumten, sagte er, sie brauchten keine Gelehrte zu werden, das trage doch nichts ab. Alle Jahre legte Vetter Aloisi vorschriftsmäßig seine Vogtsrechnung ab, was beim Kirchmeyer in der Pinte** geschah. Für diese Gelegenheit mußte sich derselbe mit einem Fäßchen guten Weins versehen und etwa ein Schweinchen oder ein junges Schaf abschlachten.»

«Zur Rechnungsablage wurde nicht nur der Ammann und der Gemeindecreiber beigezogen, sondern Vetter Aloisi ging bei den Gemeinderäthen von Haus zu Haus und sagte jedem insbesondere, es würde ihn ganz besonders freuen, wenn er ebenfalls beiwohnen wollte. Es finde in des Kirchmeyers Pinte statt, Abends nach betenläuten. Gewöhnlich fehlte keiner, und es wurde brav gegessen und noch bräuer getrunken, und wo Vetter Aloisi ein leeres Glas stehen sah, da war er niemals zu faul, es wieder zu füllen. Der Ammann sagte, es wäre ein wahres Glück, daß die armen Waislein unter so gute Obhut gekommen seien, und schließlich wurde die Rechnung ungeschaut gut befunden und genehmigt. Aloisi ersuchte aber in wohlgesetzter Rede, man möchte ihm doch die Last dieser Vogtschaft abnehmen; es gehe fast über seine Kräfte nach allem zu schauen, und er versäume darob seine eigene Sache. Auch wüchsen ihm die Kinder, sagte er, schier über den Kopf. Begreiflich wurde die Entlassung jedoch nicht angenommen, sondern Aloisi einstimmig ersucht, er möchte das gute Werk noch ferner fortsetzen. Was die Uerte*** betrifft,

* «Hüdeli», etwa Tröpfchen.

** «Pinte» = Schenke, Krug.

*** «Uerte» = Zeche.

so bezahlte sie Aloisi dem Kirchmeyer ebenfalls ungeschaut und setzte dieselbe dann allemal in die nächste Vogtsrechnung unter «Mühewalt.» Auf diese Art waren dem Aloisi schon viele Rechnungen genehmigt worden, als er eines Tages vor den Gemeinderath trat. Mit der Mühle, trug er vor, wolle es nicht mehr recht laufen. Der Lehenmüller zinse nicht fleißig, die Kosten für das Gebäude und das Werk würden alle Jahre größer und die Kundensame schwinde von Tag zu Tag. Er halte es für das Beste, die Mühle an eine Steigerung zu bringen. Der Ammann meinte, Aloisi werde wohl wissen, was den Kindern zu Nutz und Frommen diene, und die Gemeinderäthe waren der Ansicht, die Mühle möge versteigert werden, sie hätten nichts dawider.»

Der Wurzelgräber, welchem die Pfeife ausgegangen, unterbrach sich einen Augenblick, um Feuer zu schlagen. – «Ihr seid vielleicht auch schon an einer Steigerung gewesen, Herr,» fuhr er dann fort. «Man weiß wie es da zugeht. Wein muß fließen wie ein Bach und an räßem Käs darf auch kein Mangel sein. Wer ein Bot* thut, bekommt eine Maaß und Käs und Brod dazu. Aber als die Mühle gesteigert wurde – es geschah in des Kirchmeyers Pinte –, da blieb es nicht bei dem alten Brauch. Es trank wer da war, und ohne sich um die Uerte zu kümmern. Der Amtsschreiber war ein besonderer Liebhaber von gebackenen Fischen und rothem Neuenburger; Aloisi hatte deßhalb extra für ein Plättchen schöne Forellen gesorgt und dem Kirchmeyer eingeschärft ein paar Flaschen vom Rechten aus der Stadt zu beschicken, es möge kosten was es wolle. Das müsse dazu helfen, sagte er, daß die Mühle tüchtig gelte und seine Vogtskinder zu ihrer Sache kämen. Dazu half es nun aber freilich nicht. Je mehr getrunken wurde, desto weniger dachte einer daran zu bieten, so sehr sich auch der Vogt Mühe gab den Leuten zuzureden und z. B. jedem, der zur Thüre hereinkam, sagte, es gebe im ganzen Kanton keine schönere Mühle, nur schade, daß der Dachstuhl morsch sei und neu gemacht werden müsse, oder: die Mühle wäre eine wahre Goldgrube, wenn nur in trockenem Sommern das Wasser nicht ausbliebe, weßhalb die Leute anfangen lieber in die obere Mühle zu gehen.

«Ruft niederer an,» rieth der Amtsschreiber, «damit einmal einer biete!» Es gehe zum öftern so bei den Steigerungen; es wolle eben keiner der Erste sein. Aber noch immer kein Käufer. Noch niederer! hieß es. Endlich that ein Fremder ein Bot, ein entfernter Vetter von Aloisis Frau. Da sagte Aloisi zum Ammann, seine Vogtspflicht gelte ihm höher als Verwandtschaft; er wolle

* «Bot» = Angebot.

einmal probiren die Sache hinauf zu treiben. Zwinkte also dem Weibel mit dem Auge: fünf Franken mehr. Darauf der andere ebenso. Hierauf ward vom Aloisi wieder gewunken, dann wiederum vom Fremden – ein, zwei Thaler mehr – dann wieder vom Aloisi. Es ging aber keineswegs so schnell als ich es Euch jetzt erzähle, sondern zwischen jedem Bot wurde getrunken, als ob die Welt keinen Boden hätte. «Also zum ersten, zum andernmal,» – rief der Weibel, nachdem man abermals ein halbes Stündchen gewartet hatte. Der Amtsschreiber hatte seine Fische gegessen. «Wenn Niemand mehr biete, so solle man's ausgehen lassen,» sagte er; «er pressire heim.» Aloisi hatte das letzte Bot; der fremde Käufer war verschwunden. Der Herr Amtsschreiber möge machen wie er's für gut finde, gaben die Vorgesetzten zum Bescheid, die eben an einem Rams* saßen. «Also zum ersten, zum andern und zum dritten Mal,» rief der Weibel, und Aloisi hatte somit die alte Mühle erstanden mit sammt dem breiten, klaren Forellenbach, Wässermatten, Aeckern, Wald und allem, was dazu gehörte.»

«Erst wollte es der Aloisi gar nicht glauben, daß ihm das letzte Bot geblieben. Dann fuhr er sich jammernd in die Haare: eine Vogtmannschaft sei doch eine schrecklich schwere Last, und wessen Herz nicht aus Geisbergerstein gehauen sei, müsse dabei um Hab und Gut kommen. Dann nahm er den Ammann beiseits, wegen eines der ersteigerten Aecker, der diesem gar wohl anständig war. Schließlich verschwor er sich, seinen Vogtskindern wolle er durchaus nichts schuldig bleiben, das wäre gegen sein Gewissen; sondern die Mühle, wenn sie ihm doch einmal auf dem Halse bleibe, müsse bei Heller und Pfennig bezahlt werden, und wenn er seinen letzten ersparten Kreuzer daran setzen sollte. So sprach der ehrliche Aloisi und bezahlte wirklich, aber nicht just in klingenden Fünflibern, sondern mit einem ganzen Wische von Schuld- und Handschriften. Von ihm Währschaft zu verlangen fiel Niemanden ein, denn dieß wäre doch wohl zu viel Mißtrauen gewesen.»

Ich unterbrach hier den Alten mit der Bemerkung, er wisse das zu erzählen, als ob er selber dabei gewesen wäre. «Wer sagt Euch,» erwiederte er, «daß ich nicht dabei war, Herr? Wer sagt Euch, daß ich meiner Lebtag ein armer Wurzelgräber war?» Und mit finstern Blicken schaute er nach jener Gegend hin, wo die alte Mühle stand: «Was dann ferner aus dem ehrlichen Aloisi und den wohlversorgten Vogtskindern geworden sei?» «Das sollt Ihr jetzt hören, Herr.»

* «Rams» = ein gebräuchliches Kartenspiel.

«In des Kirchmeiers Pinte wurde noch manche Vogtsrechnung auf die gewohnte Weise vorgelegt und gutgeheißen. Endlich waren die Kinder erwachsen und wollten ihr elterliches Gut heraus haben. Machten aber große Augen, glaubt mir's, Herr, als die Schlußrechnung kam. Die Schuldschriften, womit Aloisi seinen Vogtskindern die Mühle abbezahlt hatte, waren im Verlauf der Zeit eine nach der andern in Verlust gerathen; was konnte der Vogt dafür? Für Kostgeld, Läufe und Gänge und sonstige Versäumnisse und Auslagen war eine lange, lange Rechnung aufgesetzt; wer hätte dem Vogt zumuthen wollen, von der eigenen Sache zuzusetzen? Am Schlusse war deutlich ausgerechnet, daß der Rest des Vermögens der Waisenkinder und Aloisis Guthaben genau gegeneinander wettauf gingen. Die Kleider, rühmte er sich, die er ihnen aus seinen alten Kutten hätte machen lassen, und die Wecken, die er ihnen gekramt,* allemal, wenn er vom Markt gekommen, die habe er gar nicht einmal in Rechnung gesetzt. Die Kinder kamen dann noch einem Advokaten unter die Finger und probirten gegen den Vogt zu procediren; aber Aloisi war einer von denen, welche sich auf das Gesetz verstehen. Was er gethan, hatte die Gemeinde gutgeheißen und genehmigt; er gewann und sie verspielten. Die Welt sei doch heutzutage erschrecklich verderbt, jammerte Aloisi, aber solch schwarzer Undank, wie seine Vogtskinder gegen ihn bewiesen, werde seiner Strafe nicht entgehen. Und wahrscheinlich, um diese Prophezeiung wahr zu machen, ließ er sie für die Prozeßkosten zum Geldstag treiben. Vergantet und zerlumpt zogen sie aus der Gegend. Die Buben dingten zu Krieg und die Mädchen gingen hin, um in der Fremde als Mägde ihr Brod zu finden. Jetzt erst zog Aloisi selber auf die Mühle, welche er bis dahin dem Lehenmüller gelassen hatte, dem er nur den Zins gesteigert.»

Der Genzianengräber hielt inne. Ich fragte ihn, in welchem Zusammenhang das öde Haus mit seiner Erzählung stehe? «Hab' Euch's ja gesagt, Herr, es sei eine lange Geschichte und lasse sich nicht in zwei Worten erzählen. Wird nun aber gleich kommen, was es mit jenem fluchbeladenen Bau für eine Bewandtniß hat.» Der Alte schaute sich ringsum, als ob unversehens hinter einem Felsen oder Tannengebüsch hervor etwas unheimliches und schreckhaftes treten könnte. Dann fuhr er mit gedämpfter Stimme in seiner Erzählung fort.

«Man ist übernächtigt, Herr; es weiß keiner, der sich schlafen legt, ganz bestimmt, ob er am andern Morgen wieder aufstehen wird, oder ob ihn nicht der Schlag trifft über Nacht. Es kann einem aber zu Nachtzeiten noch

* «Kramen» = zum Geschenk bringen.



schlimmeres zustoßen als der Schlag, besonders jenen, denen Waisengelder das Gewissen drücken. Als Aloisi zum erstenmal in der alten Mühle über Nacht gewesen war, da erschien er am andern Morgen als ein ganz anderer Mensch. Sein Gesicht war ledergelb und sein Haar grau geworden in Einer Nacht. Man hat ihn seither nicht mehr lachen sehen, keinem hat er seither die Hand geschüttelt, wie es sonst sein Brauch war; er wich den Leuten aus und schlich seine einsamen Wege, wie der Schatten an der Wand. Auch hätte man ihn, sobald die Nacht einbrach, mit keinen vier Rossen in die Mühle hineingebracht. Man wollte wissen, es sei ihm in jener Nacht etwas, das weder Fleisch noch Bein hatte, vor sein Bett gekommen und habe ihm von seiner Vogtschaft vorgerechnet. Man sprach nicht laut davon, denn Aloisi war ein Mann, hablicher und angesehener als je zuvor. Item, in der Mühle ging er nicht zum zweitenmal zu Bett, sondern quartirte sich wieder in sein altes Strohhausein. Beim Mahlen hanthirte er nur so lange der helle Tag ihm dazu leuchtete.»

«Aber wer's hat und vermag, weiß sich zu helfen. Aloisi ließ einen Maurermeister und einen Zimmermeister zu sich bescheiden, welche ihm den Riß

zu einem neuen hoffährtigen Stock* verfertigen mußten, der zunächst neben die alte Mühle gebaut werden sollte. Die Akkorde wurden abgeschlossen, Holz und Steine herbeigeführt und der Bau begann. Es war, als ob Aloisi es kaum erwarten möge, das Haus fertig zu sehen; er trieb und jagte, als ob es ihm um jeden Sonn- und Feiertag leid thue, der die Arbeit unterbrach. Bei der Aufrichtung wurde nicht gespart; Wein und Schnaps floßen, als ob Aloisi die Uerte auf eine Vogtsrechnung setzen könnte. Es ging aber doch nicht lustig dabei zu, sondern eher wie an einer Gräbt, weil der Zimmergeselle, der den Spruch hätte halten sollen, von der First hinunter gefallen und das Bein gebrochen hatte. Der Stock war noch lange nicht ausgebaut, als sich Aloisi ein Stüblein drin einrichten ließ. Er müsse wissen, ob die Müllerknechte während der Nacht auch richtig aufschütteten, sagte er, und im neuen Stock könne er's so gut hören, als ob er in der Mühle selbst läge. Ließ sich also dort ein Bett zurechtmachen und zog eines kühlen Abends zum schlafen hinüber. Während der Nacht wollen die Müllerknechte sonderbare Stimmen und dann Aechzen und Gestöhn in dem neuen Stock gehört haben. Als einer am andern Morgen hinüberging, fand er den Aloisi in seinem neuen Bau an einem batzigen Hälsig** hangen; sein Gesicht sei ganz blau gewesen und die Zunge habe er spannenweit herausgestreckt. Unter den Leuten ging allgemein die Rede, der, welcher dem Aloisi schon einmal etwas vorgerechnet Nachts zwischen zwölf und eins, sei aus der alten Mühle in den neuen Stock auf Besuch herübergekommen und habe mit seinem Rechnungsexempel von vorn angefangen; darüber hätte sich der Müller erhenkt.»

«Von dem Augenblick an, da man den Aloisi in seinem grauen Müllerrocke am Hälsig hangend gefunden hatte, rührte sich in dem halb ausgebauten Hause weder Hammer noch Hobel noch Maurerkelle mehr. Wer hätte es vollenden und drin wohnen mögen? Da stand es lange neben der alten Mühle und starrte mit seinen ungeglasten Fenstern wie aus hohlen Augen in die Welt, und wer daran vorüberging, bekreuzte sich. Des Müllers Erben entschlossen sich zuletzt, das öde Gebäu um ganz geringen Preis einem Mann aus einem fremden Dorfe zu verkaufen, der es abbrach und vom Platze führte, um es anderswo wieder aufzurichten. Im Dorfe hielt es jeder für ein Glück, und es

* «Stock» nennen die Schweizerbauern kleinere, gewöhnlich neben dem großen Bauernhaus stehende Wohngebäude, wohin sich in der Regel die Eltern zurückziehen, wenn die Wirthschaft von einem der Söhne übernommen wird; sonst jedes Wohnhaus ohne angebaute Wirthschaftsgebäude.

** «Hälsig» = Strick, womit man das Vieh anbindet.

war allen, als fälle ihnen ein Stein ab dem Herzen, als die Balken und Riegelhölzer, die Bretter und Ziegel auf Wagen geladen und fortgeführt wurden. Denn seitdem die Waisenkinder vergantet worden waren, schien das Unglück in die Gemeinde eingezogen zu sein. Die Engerlinge nahmen über Hand, die Kühe verwarfen und die Gemeinderäthe kamen zum Geldstag einer nach dem andern.»

Bei diesen Worten entfuhr dem alten Wurzelgräber ein schwerer Seufzer, er schwieg und schien den alten Zeiten nachzusinnen. Um ihn zu wecken, fragte ich, ob denn das Gebäude hier am Berg oben wieder aufgerichtet worden sei? «Nein, Herr,» erwiderte der Gentianengräber; erst kam es noch anders.

«Schaut jetzt dort links hinüber, Herr, woher die rothen Ziegeldächer schimmern. In jenes Dorf wurden Holz und Steine geführt; dort ward das Haus wieder aufgebaut. Der Käufer hatte sich bei seiner theuern Seele verschworen, den Balken, an welchen der Müller seinen Strick fest geknüpft hatte, nicht wieder zum Bau zu verwenden, sondern zu verholzen und zu verbrennen. Aber der Geizteufel muß ihn geritten haben. Er hätte besser gethan seinen Schwur zu halten; der Schaden wäre kleiner gewesen. Das Gebäude war kaum aufgerichtet und gedeckt, so erhob sich unversehens ein starker Sturm; der Wind fuhr unter das hohle Dach und stieß das Haus über den Haufen. Hat aber nicht nur den Bau, sondern auch den Mann über den Haufen geworfen. Am Bauen hat sich schon mancher überlüpft*, und erst noch mit solchem Holz und solchen Steinen, wo des Teufels Segen darinne steckt! Zum Bauen braucht man Geld, und weil keines mehr da war, so wurde vorläufig nicht wieder an's Aufrichten gedacht, sondern zur Noth, was noch gut und ganz war, aus dem Schutt hervorgezogen, das Holzwerk aufeinander geschichtet, die unbeschädigten Ziegel zusammengelegt und die Steine auf einen Haufen gebracht. Man hätte den Plunder billig haben können; aber wer hätte ihn kaufen mögen? Wußte ja jetzt keine Seele mehr, an welches Stück Holz Aloisi seinen Hälsig befestigt hatte, dran er sich erhenkt! Kein Span wurde gestohlen, kein Pfosten und kein Riegel ward vermißt, so sehr auch die armen Leute im Winter Holz benöthigten. Es konnte sich's eben jeder an den Fingern abzählen, daß ein schwerer Fluch auf dem Dinge lag.»

«Aber hört, Herr,» unterbrach sich hier der Genzianengräber, «mir scheint, Ihr thätet besser, dran zu denken unter Schirm zu kommen, als noch länger auf meine Geschichten zu hören. Denn mit Schein, Herr, seht Ihr mir nicht

* «Sich überlüpfen» = sich über seine Kräfte anstrengen.

darnach aus, als ob ein Gewitter mit Platzregen hier auf offener Weide zu Euern Liebhabereien gehörte.»

Es war in der That ein Gewitter im Anzuge. Schwarzgraue Wolken mit unheimlichem, kupferfarbenem Rande, in dem bereits der Donner leise murrte, bedeckten den westlichen Himmel und warfen einen dunkeln Schatten auf die Abhänge des Leberbergs und die weite Ebene, durch welche die Aar sich schlängelt, deren Wasser den Silberglanz verloren hatte und ganz bleigrau und abgestanden aussah. Je düsterer der Anblick des Himmels und der Landschaft gegen Westen war, in um so helleren, glänzenderen Farben strahlte der Süden und Osten. Die Schneeberge und Gletscher, durch die eigene, Gewittern vorangehende Durchsichtigkeit der Luft dem Auge ganz nahe gerückt, glitzerten wie von gediegenem Silber und zeichneten sich mit den schärfsten Umrissen auf einem grünlichen Himmel. Die zwischenliegenden niederen Berge, die Wälder und Felder übergieß ein grellgelbes Sonnenlicht. Ganz nahe, fast greifbar erhob sich im Südosten der finstere Pilatus. Meine meteorologischen Erfahrungen belehrten mich, daß keine Zeit mehr zu verlieren war, wenn ich mit den Freunden noch vor Ausbruch des Gewitters unter Dach und Fach kommen wollte. So gern ich das Ende der Geschichte meines neuen Bekannten gehört hätte, so durfte ich mich doch keinen Augenblick länger besinnen, seinem gutgemeinten Rathe zu folgen. Mit kurzem Abschiedsgruß stieg ich wieder in die Schlucht hinunter, woher ich gekommen war, indem ich mich von Felsstufe zu Felsstufe schwang und an den Gesträuchen hielt, die in den Felsspalten wurzelten. Ich traf meine Freunde sorglos suchend, wühlend und hämmernd. «Aufgepackt, ihr Maulwürfe in urweltlichem Meeresgrund, so fern ihr nicht den Beruf fühlt, mit nächstem euch vom Regenwasser ertränken und von diesen Mergellagern, die ohne Zweifel bald in eine «schöne Bewegung» gerathen werden, zudecken zu lassen, wo euch in spätern Zeiten ein glücklicher Kollege herausscharren und als äußerst interessante **homines diluvii testes** und Paradestücke in Hugis geologischem Kabinet aufstellen wird, um dort einer seligen Urständ entgegen zu harren!» Auf diese meine eindringliche Aufforderung antwortete der Mergelkönig mit einem ziemlich unverständlichen Grunzen, wühlte einen frischen Felsblock aus der Lehmschicht, in die er sich eingebohrt hatte, und begann, ohne fernere Notiz von mir und meinen Reden zu nehmen, denselben unentwegt mit dem Geologenhammer zu bearbeiten. Die andern waren jedoch weniger begierig, in der engen Bergschlucht von einem Gewitterregen überfallen zu werden. In aller Hast raffte jeder die erbeuteten Teufelsfinger,

Ammonshörner, Seesterne und andere steingewordene Ungethüme zusammen und packte, was Platz fand, in den Wadsack des Helden von Vicenza, den Rest aber in die eignen Taschen. Nachdem wir Freund G. nochmals zum Rückzug aufgefordert, brachen wir auf und folgten im Eilmarsch dem Laufe des Baches, während schon schwere Tropfen fielen, in den höheren Schluchten des Gebirgs der Sturm zu tosen begann und in den schwarzgrauen Wolenschichten, die nun unsern Zenith erreicht hatten, der Donner bereits ganz tüchtig kanonirte.

Kaum hatten wir die Schlucht verlassen, so öffnete der Himmel seine Schleusen. Das nächste Dorf lag wenigstens eine halbe Stunde abseits. Da fiel mir das öde Haus auf dem Brombeerhügel ein. Es mußte sich in unserer unmittelbaren Nähe befinden; dort konnten wir wenigstens nothdürftigen Schutz vor dem ärgsten Wind und Platzregen finden. Da stand es wirklich kaum hundert Schritt vor uns! Ein allgemeines Hurrah begrüßte es und im Sturmschritt erklimmten wir den Hügel, hinter uns herkeuchend der Bürger von Rom, beladen wie ein Schiff der Wüste. Das Gebäude, das wir nach wenigen Minuten erreicht hatten, sah trostlos und unheimlich genug aus. Es war nach Landesbrauch aus Fachwerk gebaut; die unverglasten Fenster, die Thürlöcher schauten wie die hohlen Augen aus einem Todtenschädel. Von innerer Einrichtung war nichts vorhanden und die Mauersteine traten roh und unverputzt zu Tage. Das Holz des Fachwerks und Dachstuhls war keineswegs neu, sondern bereits von der Zeit gebräunt, die Ziegel hatten, wie ich es schon durch mein Fernrohr bemerkt, jene dunkle Färbung, welche sie erhalten, wenn sie lange den Einflüssen der Witterung ausgesetzt waren, und einige davon zeigten sich schon mit Moos bewachsen. Zu den offenen Fensterlucken hinein war Brombeergesträuch gewachsen, hatte innen Wurzel gefaßt und wucherte üppig im öden Raume. Das erste, was ich beim Eintritt erblickte, war Gregori, der Gentianengräber, welcher gleich uns hier Obdach gesucht, aber auf einem kürzern Weg zum verlassenem Bau gelangt war, als wir.

Unser dringendstes Bedürfniß war nun, Schuhe und Kleider zu trocknen. Es wurden deßhalb Späne und Reiser zusammengelesen und bald loderte in Mitten der vier Mauern ein prasselndes Feuer. Wir wälzten etliche Steinblöcke um dasselbe, die als Sitze dienen sollten, lagerten uns in malerischen Stellungen und zündeten unsere Cigarren an. Die helle Flamme und das Gefühl unter Dach zu sein, während draußen der Sturm tobte und der Regen in Strömen fiel, versetzte uns in die behaglichste Stimmung, welche uns für den Augenblick nichts anderes vermissen ließ, als den Rest unseres Mundvor-

rathes, der in der Verwirrung des eiligen Rückzugs in der Schlucht zurückgelassen worden war, und worunter sich auch einige Flaschen edlen Veltliner Gewächses befanden.

«Jammerschade um den Wein!» klagte der Professor und starrte wehmüthig in das Trinkgefäß von lackirtem Leder, das nutzlos und inhaltsleer in seinen Händen ruhte. Der Bürger von Rom anwortete mit einem pffffigen Lächeln, griff nach dem Wadsack, den er sachte bei Seite gelegt hatte, und langte zu unser aller Erstaunen zwei ganz volle und wohlverschlossene Flaschen daraus hervor. Er habe dafür das große Ammonshorn des Herrn Forstinspektors



zurückgelassen, erläuterte der praktische Soldat. Das Horn sei von Stein und ihm könne in der Schlucht oben jedenfalls nicht so leicht etwas passiren als solchen zerbrechlichen gläsernen Gefäßen. Ueberdieß sei in letzteren Wein, in ersterem aber keiner. Erst machte der Forstmann Miene böse zu werden, wurde jedoch überstimmt, indem wir andern dem Einfall des Helden von Vicenza den vollsten Beifall zollten, und gab sich endlich zufrieden, als dieser versprach, die versteinerte Schnecke aus der Schlucht hervorzuholen, sobald das Gewitter nachgelassen haben werde. Unterdessen hatte sich bereits der angenehme Schall des Pfropfziehers hören lassen, und bald ging das schwarze Ledergefäß mit perlendem Veltliner im Kreise herum, in welchem sich, wie billig, auch der alte Genzianengräber befand.

Draußen krachte der Donner Schlag auf Schlag und grelle, blendende Blitze fuhren an den Fensterlöchern des öden Gemäuers vorbei, in welchem wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Dem Ungewitter zum Trotze war es uns um unser Feuer herum äußerst gemüthlich und der gerettete Veltliner versetzte uns alle in die munterste Stimmung, mit Ausnahme Gregori's, des Genzianengräbers, der mit bedenklichen Blicken einen der Pfosten und Balken des Gebäudes nach dem andern musterte. «Ihr sucht gewiß das Stück Holz, an welchem der ehrliche Aloisi seinen batzigen Strick geknüpft hatte?» fragte ich scherzend den Alten. «Mir scheint, Herr,» erwiederte dieser, «dieweil unser Herrgott mit solchen feurigen Buchstaben auf die Wolken schreibt, thäte man besser, mit gewissen Dingen keinen Spaß zu treiben.» – «Was ist's?» wollte der Professor hören. «Wißt Ihr etwas Näheres über diesen verlassenen Bau? Daran knüpft sich gewiß irgend eine interessante Legende.» – «Nichts von Legende!» widersprach der Wurzelgräber; «eine pure, wahre Geschichte, und nicht von Heiligen, sondern wüst und schauerlich.»

Ich machte meine Freunde mit dem bekannt, was mir Gregori auf der Bergweide erzählt hatte. Dann bat ich den Alten, da wir uns so unvermuthet wieder getroffen, den Schluß seiner Geschichte zum Besten zu geben und zu berichten, was ferner mit den fluchbeladenen Balken, Brettern und Ziegeln vorgegangen sei, wie es gekommen, daß sie sich wieder zu einem Baue gefügt, und warum dieser Bau verlassen worden, bevor er vollendet war. «Wenn es so erschrecklich donnert und blitzt, soll man den Teufel nicht an die Wand malen,» entgegnete der Genzianengräber, «insbesondere wenn man in des Teufels eigenem Neste sitzt.» Es bedurfte unseres vereinten Bestürmens, eines zweiten Bechers Veltliner und des Umstandes, daß der Donner nun schon

wieder etwas ferner rollte, um den Alten zu vermögen, in seiner Erzählung von dem öden Hause fortzufahren.

«Von Zeit zu Zeit kamen zwei wilde Gesellen in jenes Dorf, wo der Sturmwind den Bau über den Haufen geworfen hatte. Man hieß sie den Jägerdurs und den Jägerrudi und sie nährten sich vom Jagd- und Holzfrevel. Eines Tages fragten die Gesellen nach dem Bauholz, welches hier so unnützerweise in Wind und Wetter verfaule und verwittere. Es sei nicht richtig damit, ein schwerer Fluch laste darauf, berichtete man sie. Aber sie spotteten dieses Bescheides. Sie glaubten, sagten sie, an keinen andern Teufel, als an den im Gütterli*, und mit dem wären sie zu wohl bekannt, als daß er ihnen etwas Leides thäte, und was derlei gottlose Reden mehr waren. Wenn man ihnen das Zeug billig ließe, so wollten sie es kaufen. Der Handel wurde geschlossen, die Theile des eingestürzten Hauses auf Wagen geladen und hierher an den Berg hinauf geführt. An diesem abgelegenen Ort wollten sich die Brüder eine Wohnung bauen, wo sie dann um so ungestörter ihr Gewerbe des Holzstehens und Hasenschießens zu unerlaubter Zeit ausüben zu können glaubten. Bei der Aufrichtung, wo der Schnaps aus ihnen sprach, sollen sie gar lästerlich und vermessen geredet haben. Wenn der Aloisi mit dem Bendel um den Hals und im grauen Müllerrock ihnen etwa einmal um Mitternacht einen Besuch abstatten sollte, so wollten sie ihm dann ganz unverblümt sagen, daß er ein Esel gewesen sei, sich wie eine Speckseite an die Luft zu hängen. Mit dem Geld und Gut der Waisen Kinder, das er in die Tasche gesteckt, hätte er sich lustige Tage machen sollen; wäre ihm aber das Leben durchaus verleidet gewesen, so hätte er sich ja im Gigertschwasser ertränken können, was viel angenehmer sei. Sie wollten eine Flasche vom schärfsten Enzianengeist wetten, meinten die Brüder: hätten sie dem gehenkten Aloisi einmal auf solche Art tüchtig den Kopf gewaschen, so würde er gewiß nicht wieder kommen, sondern sich seines dummen Streiches schämen wie ein nasser Pudelhund und hübsch am Orte bleiben, wo man ihn verscharrt habe. Der und jener hielt ihnen vor, sie werden einst diese frevlen Worte bereuen und ihr Bau werde ihnen mehr Schaden als Glück bringen. Da lachten die Gesellen und sagten: es hätten einst hier oben Zwingherren gehaust und ein lustig Leben geführt in den alten Zeiten; solche Zwingherren, die dem Teufel nichts nachfrügen, wollten sie auch werden und sich da eine Burg bauen und regieren über Wild und Wald. Hier dürften ihnen dann weder Landjäger noch Bannwarth etwas

* «Der Teufel im Gütterli» = der Teufel in der Flasche, doppelsinnig.

anhaben. Der Böse solle sie holen, wenn sie nicht bald vornehme Leute würden, vor denen man von weitem schon den Hut lüpfte. Kam aber anders, als sie meinten. Als nach einer stürmischen Nacht, wo der Dürst* im Berge gejagt hatte, ein Geißhirte hier vorbeikam, fand er den Jägerrudi vor der Hauschwelle todt in seinem Blute liegen. Er war durch den Hals geschossen. Der Jägerdurs war verschwunden, und hat ihn seither kein Auge mehr erblickt. Einige wollten behaupten, er habe den Bruder im Rausch und Jähzorn erschossen und sei entflohen. Die meisten aber hatten einen andern Glauben: es werde wohl der gehenkte Aloisi die Hand im Spiele gehabt haben. Den Jägerdurs möge man ausschreiben so lange man wolle, der werde wohl schon an einen Ort gebracht sein, wo kein Landjäger hinkomme, wenigstens nicht bei Lebzeiten.»

Nicht minder aufmerksam als wir andern hatte der Bürger von Rom Gregori's Erzählung zugehört; insbesondere schien ihn der letzte Theil derselben anzuziehen. Als der Alte geendet hatte, stand jener auf, hielt die Linke an die Hosennaht und hob die Rechte zum militärischen Gruß. «Erlaubt, meine Herren, daß ich drein rede. Vor etlichen Jahren kam ein Kerl zu unserm Regiment, der schaute so finster aus als wie der Tod von Ypern; es hat ihn Keiner jemals lachen gesehen, doch trank er viel Schnaps, aber stets allein, denn es mochte Keiner mit ihm Kameradschaft halten. Es hieß, er sei nicht sauber; wäre er daheim geblieben, man hätte ihn um einen Kopf kürzer gemacht. Unsere Werber nahmen es eben nicht so genau, wenn einer ein hübscher Bursche war. Zum letztenmal sah ich ihn, als wir bei Vicenza gegen die Oesterreicher standen; er lag röchelnd in einem Graben und hatte einen Schuß durch den Hals. Man hatte ihn beim Regiment nur den Jägerdurs geheißt.»

«Die Nemesis!» rief bedeutungsvoll der Professor. Das Wort war kaum ausgesprochen, als ein Blitz grell und blendend niederfuhr, welchem ganz unmittelbar ein betäubender Donnerschlag folgte. In dem nämlichen Augenblick stürzte das Gemäuer aus einem Fachwerke der fensterlosen Hinterwand polternd vor unsere Füße; eine dichte Staubwolke wirbelte aus dem Schutt empor. Unser aller Blicke wandten sich dahin. Da sahen wir durch den Staub und die entstandene Mauerlücke eine Gestalt, fahl und erdfarben, in grauem Rock und grauem Schlapphut. Die Gestalt hob drohend die Hand gegen uns auf. «Aloisi!» rief der Gentianengräber, – «der Gehenkte!» stöhnte der abgedankte Römer. In der Meinung, der Blitz habe eingeschlagen, waren wir von

* «Der Dürst» = der wilde Jäger.



unsern Sitzen aufgesprungen. Jetzt stieg die graue Gespenstergestalt durch die Lücke, die sich vor ihr geöffnet hatte, herein. Ihre funkelnden Augen schienen etwas zu suchen. Endlich hasteten ihre Blicke auf dem Kämpfer von Vicenza, sie schritt auf den Entsetzten zu, dem sich die Haare auf dem Haupte sträubten. Neben ihm stand eine Flasche, die den Rest unsers Veltliners enthielt; das Gespenst ergriff sie, setzte sie an den Mund und trank mit langen, gierigen Zügen. Sprachlos, regungslos waren wir in panischem Schrecken dagestanden; plötzlich aber brachen der Professor, der Forstmann und ich **unisono** in ein schallendes Gelächter aus: – «der Mergelkönig!»

Als die Staubwolke der eingestürzten Mauer sich verzogen hatte, zeigte sich, daß das Gespenst wirklich Niemand anders war als unser Freund G., der dem Gewitter in der Schlucht oben Trotz geboten hatte und sich nun auf diese sonderbare Weise wieder bei uns einführte. Ohne von uns bemerkt worden zu sein, hatte er sich ebenfalls beim verlassenen Bau eingefunden, war jedoch nicht eingetreten, sondern hatte sich an der Außenseite des Gebäudes mit einem eingemauerten Stein beschäftigt, in welchem eine seltene Versteinerung eingeschlossen war. Das Gemäuer hatte den Streichen seines Geologenhammers und der Erschütterung des Donnerschlags, welcher in nächster Nähe einen Baum getroffen, nicht zu widerstehen vermocht, sondern war, mürb wie es war, unversehens zu unsern Füßen gestürzt.

Bei näherer Betrachtung des Mergelkönigs, der, nachdem er die Neige unseres Veltliners ausgetrunken, seine Glieder am Feuer streckte, konnte man ohne Mühe zur Ueberzeugung gelangen, daß man ihn mit großem Unrecht für einen Geist gehalten hatte, da doch ein Uebermaß von irdischer Materie an ihm klebte. Die Füße bis über die Knöchel waren in eine dichte Kruste schwarzgrauen Liasmergels gehüllt, auf seinen Kleidern zeigten sich mächtige Ablagerungen von lehmartigen Mineralien und sein Gesicht war zu einer lebendigen Musterkarte sämtlicher im Regenwasser zu einem Brei sich gestaltenden Erdarten des Jura geworden. Nichts destoweniger betrachteten ihn sowohl der alte Wurzelgräber als der Neubürger von Rom als ein unheimliches Wesen mit geheimem Grauen. Ohne jedoch davon Notiz zu nehmen, und von seinen vielen unorganischen Anhängseln keineswegs unangenehm berührt, begann jetzt Freund G. den Inhalt der unergründlichen Taschen seines grauen Paletots an's Tageslicht zu fördern. Da kam bald das Kieferstück eines riesigen Ursauriers zum Vorschein, bald der Bruchtheil eines Schildkrötenschildes, dann wieder die armsdicke Kalkröhre eines Polypen, der vor so und so viel tausend Jahren seine Fangarme tulpenartig im Urmeere entfaltet hatte; ferner versteinerte Austerschaalen, als muthmaßliche Ueberreste eines **dejeuner à la fourchette** der Götter des Chaos; nicht minder gewaltige Zähne vom gräulichen Hai, des Meeres Hyäne, welcher jedoch schon seit Aeonen keine Zahnschmerzen mehr gespürt haben mochte; endlich zur großen Freude und Beruhigung des Forstmanns sogar das neunpfündige Ammonshorn, welches der Held von Vicenza über Bord geworfen hatte, um den wissenschaftlich weniger interessanten, aber praktisch nützlicheren Veltliner zu retten.

Der gewaltige Donnerschlag, der die Erscheinung des Mergelkönigs begleitet hatte, war das letzte Abschiedswort des vorüberziehenden Gewit-

ters gewesen. In der Physiognomie des Himmels war unterdessen wieder eine vollständige Veränderung vorgegangen. Ueber den Bielersee hinaus im Westen schimmerte jetzt die Abendsonne durch dünne Wolkenschleier, die wie aus Goldfäden gewoben glitzerten. Ueber die Alpen im Süden war ein dichter, dunkelgrauer Regenvorhang gezogen, von welchem ein doppelter Regenbogen in den lebendigsten Farben sich abhob. Im Osten blitzte es noch aus den ferner und ferner ziehenden dintenschwarzen Wolkengeschwadern, und leiser und leiser tönte aus der Ferne das unwillige Murren des Donners. Wir warteten nun noch in unserm Zufluchtsort das völlige Aufhören des Regens ab und ließen unterdessen das Feuer lustig lodern, weniger aus Bedürfniß, da wir alle, mit Ausnahme des Mergelkönigs, uns längst wieder gründlich getrocknet hatten, als um durch die flackernde Flamme das unheimliche Gemäuer freundlicher zu erleuchten.

Unterdessen ging die Sonne unter, Dämmerung trat ein und der Mond, der im ersten Viertel stand, blickte zuweilen durch das zerrissene Gewölk. Der Genzianengräber griff nach seiner Hacke. Er helfe nach Hause gehen, sagte er. Uebernachten möge er nicht in dem fluchbeladenen Gebäude; – wollte ihm Einer den schönsten Sennberg versprechen, er bliebe keine Stunde länger hier. Auch der Römer drängte zum Aufbruch. Wir packten also unsere geologischen Schätze noch einmal zusammen, ließen die beiden leeren Flaschen als Gedenkzeichen im öden Hause zurück und brachen auf, thalwärts schreitend, während Gregori, der Genzianengräber, bergwärts zog, um sein nomadisches Nachtlager in irgend einer Sennhütte auf duftendem Bergheu aufzuschlagen.

Wir waren schon etliche hundert Schritte weit gegangen, als der Forstmann mit dem Ausruf: «Mein Ammonshorn!» plötzlich stehen blieb. Der Kämpfer von Vicenza mußte seinen Wandsack durchsuchen lassen. Das verwünschte Ammonshorn war zum zweitenmal liegen geblieben. Augenblicklich konstituirten wir uns als Kriegsgericht und verurtheilten den päpstlichen Krieger, zur Strafe für seine Nachlässigkeit, das geologische Kabinetsstück des Forstmanns stehenden Fußes dort zu holen, wo er es hatte liegen lassen, nämlich im öden Haus neben dem erloschenen Feuer. Blaß, fast zitternd, schaute der Verurtheilte hinter sich. Dort oben stand der Bau, der ähnlich dem fluchbeladenen Ahasver nirgends eine bleibende Stätte finden konnte, doppelt unheimlich im blassen Schein des Mondes, der bläuliche, zitternde Lichter und grellschwarze Schlagschatten auf seine Mauern warf. «Nur jetzt nicht!» rief er in seiner Seelenangst. «Morgen, bei Tage, wenn die Sonne scheint, nur jetzt jagt mich nicht in jenes Gemäuer zurück, wo der alte graue Sünder am

Stricke baumelt und nickt und der Jägerrudi mit durchschossenem Halse röchelnd vor der Thürschwelle liegt!» – «Du fürchtest dich, Bürger der ewigen Stadt?» apostrophirte ihn der Professor. «Gedenke deiner Heldenthaten bei Vicenza!» – «Führt mich meinetwegen auf freiem Feld gegen eine österreichische Kartätschenbatterie. Schickt mich nur nicht nach dem öden Haus zurück, sonst desertire ich!» so erwiederte der Römer entschlossen. Hinter dem unheimlichen Gemäuer stiegen aus dem regengesättigten Walde weiße Nebel auf von sonderbarer gespensterhafter Gestalt. Ein unwiderstehliches Grausen durchrieselte uns alle. Schweigend wandten wir uns um, schweigend warf der Soldat den Wadsack wieder über die Schulter, und schweigend eilten wir mit verdoppelten Schritten, dem rauhen Fußpfad folgend, thalwärts den Wohnplätzen lebendiger Menschen zu.



Der Lumpenkübler und sein Haus.



es Lumpenküblers Haus stand nicht mitten im Dorf und konnte nicht jedwede neugierige Greth ausspähen, was da aus-, ein- und vorging. Dagegen führte die Landstraße nicht weit davon vorbei, doch so, daß zwischen Straße und Haus ein breiter mit dichtem Gestrüpp und Waldbäumen bewachsener Graben sich befand, hinter denen letzteres versteckt lag. Zur Sommerszeit, wenn Strauch und Baum

belaubt sind, war von der Straße aus keine Spur einer menschlichen Wohnung sichtbar. Im Winter konnte man durch die entlaubten Kronen das moosbewachsene Strohdach erspähen und die blaue Rauchsäule sehen, die durch eine Dachlücke dringend emporwirbelte. In finstern Nächten schimmerte zuweilen durch Laub und Zweige ein unsicheres flimmerndes Licht herüber, welches der verspätete Wanderer ebensogut für den irrenden Geist eines Markfälschers als für ein Zeichen des Daseins einer menschlichen Wohnung halten konnte.

Jenseits des Grabens, da wo jetzt des Lumpenküblers Haus stand, hatte sich eigentlich ehemals der Galgen erhoben, weißhalb der Platz so zu sagen herrenlos war und lange öde und verlassen blieb, bis der Held dieser Geschichte davon Besitz ergriff und seine Residenz daselbst aufschlug. Das Gebäude war nicht eben ein Palast, sondern eher eine Strohhütte zu nennen und von der Schwelle bis zum Giebel kein Stück Holz daran, welches nicht gefrevelt, d. h. bei Mondschein in anderer Leute Wälder geholt worden war, da dieß die liebste und so zu sagen einzig Beschäftigung seines Erbauers; denn derselbe war eher Titularkübler als wirklicher Verfertiger von Waschzübern, Güllenstoßern, Schweinemelchtern und dergleichen. Das Stroh zum Dach hatten ihm die mildherzigen Bauern eines Nachbardorfes geschenkt, unter der Bedingung, daß er sich nicht in ihrem Gemeindegann und vor allem nicht in der Nähe ihrer Gemeindegwaldung niederlasse.

Durch den strauch- und waldbewachsenen Graben floß ein schmaler Bach. Daran sehen wir einen sechs- bis siebenjährigen Buben hantiren, mit breiter, viereckigter Stirn, krausen Locken, großen trotzigem Augen und zerfetzten Hosen, der eben damit beschäftigt ist, ein mit Hülfe eines alten Taschenmessers zurechtgeschnittes Räderwerk in Gang zu setzen. Es war eine gelungene Arbeit: ein unterschlächtiges Wasserrad, dem die nöthige Triebkraft durch einen mit Schindeln eingefassten Kanal zugeleitet wurde; daran ein Wellenbaum, der ein sinnreich ersonnenes und kunstreich ausgeführtes Hammerwerk in Bewegung setzte. Kein Wunder, daß der Bube mit stolzer Lust sein endlich lustig klapperndes Werk betrachtete.

In seiner freudigen Betrachtung wurde der Bube durch eine krächzende Stimme gestört, welche des Lumpenküblers ehelicher Gefährtin, in weiteren und engern Kreisen unter dem Namen «Kienholzanni» bekannt, angehörte. Was das wieder einmal für dumme Pflänz* seien? Ob er nicht betteln gehen könne an die Landstraße und den Kutschen der fremden Herrschaften nachspringen? «Gohst oder nit, du Donnersbub?» – «Nein,» – war die trotzig Antwort. Kienholzanni konnte nicht umhin diesen gerechten Anlaß zur Entleerung ihres Gallensackes zu benutzen, der sich dann auch in einer Fluth der mannigfaltigsten Scheltworte über den widerspenstigen Buben ergoß. Das Weib war noch im besten Zuge, als auch der Lumpenkübler des Weges daher kam. «Was es wieder einmal zu zanken gäbe?». Kienholzanni erwiderte, der Rudeli sei dann doch der nichtsnutzigste Bube im Kanton, schnäfle und chosle** den ganzen Tag, statt seine Zeit nützlich anzuwenden und etwa neben den Kutschen der reisenden Engländer her radzuschlagen oder den Rosenkranz zu beten, wobei sich immer ein Paar Kreuzer verdienen ließen. – «Laß mir den Jungen in Ruh,» beschwichtigte der Kübler. «Trägt uns so mehr ein, als sechs die unser wären und gingen auf der Landstraße betteln. Hab heut wieder sein Kostgeld abgeholt für's nächste Vierteljahr, da ich doch grad in der Stadt war» – fügte er schmunzelnd bei. Und zog eine Handvoll Thaler aus der Hosentasche, um durch ihren Zauber das noch immer keifende Weib endlich einmal zur Ruhe zu bringen. «Hast gewiß wieder das halbe Geld versoffen,» – versetzte Anni, auf eine andere Fährte überspringend, worauf jedoch der Kübler im Gefühle seiner Unschuld keine Antwort zu ertheilen geruhte. Aus den wässrigen Glasaugen und dem zinnoberrothen Gesicht

* Pflänz = Possen.

** Schnäflen = schnitzeln; choseln = im Wasser plätschern.

zu schließen, war er freilich etwas angestochen, – war ja dieß sein Normalzustand; – doch schien sein Gang auf dem engen verschlungenen Fußpfad und dem Baumstamm, der als Steg über den Bach gelegt war, noch sicher genug. Ohne sich durch das Gezänke seiner Gemahlin aus seiner Gemüthsruhe bringen zu lassen, schritt er schmunzelnd und mit seinen Thalern klimpernd des Weges fürbas.

Um sich eine deutliche Vorstellung von der Außenseite des Lumpenküblers zu machen, mag sich der geneigte Leser eine schwarze Gewitterwolke denken, unter welcher die Sonne gluthroth hervorblickt, während eine mit Heerrrauch geschwängerte Atmosphäre über dem Horizonte lagert. Die Gewitterwolke ist des Küblers schwarzer unbestimmt geformter und auf dem Ohre sitzender Wollhut; die Sonne, sein röthlich strahlendes Angesicht



und die durch Heerrauch verdüsterte Atmosphäre, dessen blaue verwaschene Blouse.

Nebst dem Lumpenkübler und dem Kienholzanni war noch eine dritte Person in der Nähe, welche ihre Aufmerksamkeit dem kleinen Mühlenbauer am Bache zuwandte. Nächst der Landstraße an den knorrigen Stamm einer alten Eiche gelehnt, stand ein Herr und betrachtete mit theilnehmend lächelnder Miene den Buben mit den großen trotzigen Augen. Der Herr mit dem zugeknöpften Ueberrocke, der ganz in den Anblick des spielenden Kindes versunken schien, mußte ein Fremder sein; denn ein gepackter Reisewagen hielt, auf ihn wartend, oben auf der Landstraße.

Bei einer Biegung des schmalen gewundenen Fußpfades trafen ihn, der fortwährend regungslos am Stamme der Eiche gelehnt stand, zufällig die Blicke des Lumpenküblers, ohne jedoch zugleich die in der Nähe harrende Kutsche zu gewahren. Stutzig werdend hemmte er seine Schritte; denn der Lumpenkübler liebte die Lauscher und Beobachter in der Nähe seiner Residenz keineswegs, denn sonst hätte er sie nicht dorthin verlegt, wo ehemals das Hochgericht stand und wo, wie die Leute sagten, in mitternächtlicher Stunde lange Gestalten in weißen Tüchern umgingen und klappernde Gerippe welche die Köpfe statt den Hüten unter dem Arm trugen, schauerliche Umzüge hielten. «Was will der dort?» frug er, als das nachfolgende Anni ihn eingeholt hatte. Es sei mit Schein Einer, der den Meitschene nachgehe. «Wollte lieber, sie lockten diese Vögel nicht in's Galgenhölzli. Das gaffen und paffen und herumstreichen in meinem Revier lieb' ich nicht.» Nichts desto weniger ging der Vater, der eigentlich viel zu gutmüthig war, seinen Töchtern einen guten Kunden zu mißgönnen, ziemlich getröstet wieder fürbas, den fremden Engländer, welchen aller Wahrscheinlichkeit nach die Reize seines Lisi oder seines Bethi nach dem Galgenhölzli gelockt hatten, keiner fernern Aufmerksamkeit würdigend.

Ob es wohl ausgegeben habe? frug der Kübler, als das würdige Ehepaar beisammen in der Stube war. «Schlecht genug», jammerte Anni; «es bedünkt mich, die Welt werde von einem Samstag zum andern allemal ein wenig nichtsnutziger und die Herzen der reichen Leute seien afangen härter als vierzehntägige Wecken.» Ob diesen Klagen packte das Weib aus seinem Armkorbe erst einen ordentlichen Ballen Butter, dann ein pfündiges Stück fetten Käse, ein Säckchen feines Semmelmehl, weißen Zucker und endlich noch über ein Dutzend Eier aus, was alles es nicht etwa aus dem Erlös von verkauften Schwefelhölzchen oder Kienholz, sondern aus den Kreuzern oder



vielmehr aus den «Santinen», welche es in der Stadt – von Thür zu Thür die Glocke ziehend – zusammengebettelt, angekauft hatte. Der Lumpenkübler überschaute geringschätzig diesen Proviant und zog dann eine ansehnliche Strohflechte unter seiner Blouse hervor, die er auf das Brett über der Thüre stellte, wo in Häusern, die auf Frömmigkeit halten, der Platz der Bibel und der Gebetbücher ist. Seine triumphirend lächelnde Miene sagte ungefähr: was frage ich diesem groben irdischen Plunder nach? der Geist ist der einzig wahre Jakob. Hierauf bemerkte er seiner würdigen Hausfrau: «wir werden wohl Gastig bekommen, da es heute Markttag ist.» – Der Lumpenkübler hatte zwar weder Tavernenrecht, noch Pintenschenkpatent; nichtsdestoweni-

ger waren in seiner rußgeschwärtzten Stube um den unreinlichen dreibeinigen Tisch zuweilen mehr Gäste versammelt, als in vielen Wirthschaften, deren Besitzer ein Paar hundert Franken für's Patent bezahlen und selbst ihre besten Kunden und Stammgäste sind.

Das Eintreffen der Vorhersagung des Küblers schien in der That nicht lange auf sich warten lassen zu wollen. Ein einsamer Wanderer bog von der Landstraße in den waldigen Graben, jenseits welchem ehemals das verhängnißvolle Gerüste mit den drei Pfeilern stand.

«Oh la bella vita militare! –

Oggi qui, domani la –»

tönte es aus einer etwas heisern Kehle. Der braune Kalabreser, das linnene, ehemals weiß gewesene Sommerröckchen, das zerrissene Schuhwerk und der Tornister auf dem Rücken stimmten gut genug mit dem italienischen Liedchen zusammen, welches der Wanderer wohlgemuth in den grünen Busch hinein sang. Und wer nicht am röthlichen Bart und den hellgrauen Augen etwelchen Verdacht geschöpft hätte, würde den Reisenden ohne Bedenken für ein Kind des Südens, für einen desertirten Lombarden oder Neapolitaner gehalten haben. Ohne weitere Umstände, gleich einem Hausfreund und alten Stammgaste, trat derselbe in des Lumpenküblers Stube ein, warf den Tornister auf den Tisch und stellte den Wanderstab in eine Ecke.

«Alleweil hellauf, Poveretti,» – begrüßte der Lumpenkübler den Ankömmling; – «**Bene, – parfaitement bien, – very well** –» war die Antwort, wobei er zugleich eine als Geldbeutel dienende Schweinsblase vorwies, in welcher sich eine Handvoll Kupfer- und Silbergeld befand. «Schöner Wochenverdienst, – nicht wahr, du alter Waldteufel. Kannst mancher jungen Tanne die Gurgel abschneiden und manchem Buchlein Beine machen, bis du so viel beisammen hast.» – «Fechtest wieder auf der Profession, oder handelst mit Bergpflanzen, daß du den Habersack bei dir hast?» – **Niente** – nichts Profession, nichts Pflanzenhändler – das **Cylamen europæum** geht sehr flau, durchaus keine Nachfrage – – Nagelneues Geschäft! Pompöses, gloriöses Geschäft! Wir sind **Ticinese**, ein armer ausgewiesener **Ticinese**! Geht brillant – bringt Geld wie Heu. **Evviva Ticinesi! Evviva** Mazzini und Radetzki und Luvini! – War eine famöse Idee, diese Tessiner-Ausweisung. Jetzt aber gib einen Schnaps her, alter Waldteufel.» –

Der Lumpenkübler war eben am Einschenken und zwar nicht allein dem Gaste, sondern zugleich auch sich selbst, als eine Gestalt von höchst ehrwürdigem Aussehen den Kopf zur Thüre herein steckte. Es war ein Kopf mit

einer Fülle sauber gekämmter, ob der hohen Stirne sorgfältig gescheitelter, schneeweißer Haare und langem, wallendem, weißem Bart, – ein ächter Apostelkopf, wären die rothe Nase und die triefenden Augen nicht gewesen. «Ist es herlaubt zu ereinkommen?» – «**Entrez toujours**, Apostel Petrus,» gab der erste Gast, welchen der Lumpenkübler mit dem fremdländischen Namen Poveretti angeredet hatte, zur Antwort, worauf dem Apostelkopfe der Leib folgte, ein durchaus nicht apostelmäßig, sondern in alte Militärhosen und einen sehr schadhafte schwarzen Frack gekleideter Leib, der auf zwei dünnen Beinen schwankend und unsicher einherging. «Ein **petit verre**, Err Lumpenkübler! Ick aben sehr viel Durst, ick harmer, halter Mann,» wälschte der frische Ankömmling und setzte sich zum ausgewiesenen Tessiner an den Tisch. «Gratulire,» sagte dieser. «Bist Pensionär des Armenvereins geworden! Wie schmeckt die Klostersuppe?» – Der Alte warf sich stolz in die Brust: «Ick bin heine halte Militäre, – heine halte Militäre ißt keine Bettlersuppe. Der Teufel ole das Harmenverein,» und goß voll Unmuth seinen Schnaps hinunter. Das sei nur zu wahr, bestätigte das Kienholzanni, das in Küche und Stube ab und zu ging, – den Armenverein habe der Teufel aus der Hölle gebracht. Mit ehrlichem Betteln könne man sich gar nicht mehr durchbringen. Es wisse mehr als drei Dutzend Häuser, wo früher alle Samstage Kreuzer ausgetheilt worden seien, – da heiße es jetzt, wenn man an der Glocke ziehe: Wir geben es dem Armenverein, haltet euch an den Armenpfleger, – da helfe kein Jammern und nöthlich thun. Vom Armenpfleger aber erhalte man, wenn's gut gehe eine Portion Klostersuppe. Ob denn die Leute meinten, man trinke nicht auch gern Kaffee und habe zuweilen ein Gelüste nach einem Stücklein Käs oder einer Wurst? – Es nehme einen nur Wunder, wo all das Geld hinkomme, welches der Armenverein den armen Leuten abzwacke; es werde wohl nicht mit rechten Dingen zugehen und ein guter Theil davon den Herren an den Fingern kleben bleiben; sonst bekäme man mehr, als nur so etwa ein oder zwei Brodlaibe in der Woche oder alle Tage ein Tröpflein Milch. Wenn es nicht etliche gute Frauen in der Stadt wüßte, die noch Religion hätten und von dem neuen Zeug nichts wissen wollen, es wüßte, si Gottseel, nicht mehr wie's machen.

– – «Gelobt sei Jesus Christ!» – Der neue Gast, der mit diesem frommen Gruß auf den Lippen in die Stube trat, war ein langer, baumstarker Kerl mit eben so verschlagenen als verwegenen Blicken. Besser als seine Gestalt stimmte seine Kleidung mit der gottseligen Anrede überein; er trug nämlich einen dunkeln, bis fast zu den Knöcheln reichenden Rock nebst abgetragenen schwarzen Beinkleidern, wozu freilich die alte Militärmütze wie eine Faust

auf's Auge paßte. Die drei Schnapstrinker starrten den Eintretenden eine Weile verwundert an, worauf zuerst Poveretti in ein schallendes Gelächter ausbrach, in welches bald auch der Apostelkopf und der Lumpenkübler einstimmten. «Bist ein Pfaffe geworden, Meerkrebs?» – frug Poveretti, als ihn das Lachen zu Worte kommen ließ. «Bin eben daran mich bekehren zu lassen, war die Antwort. Ist eine plaisirliche Geschichte.» – Er solle erzählen, rief der ganze Chor. – «Sind jetzt etwa vierzehn Tage, daß ich halb im Dusel, halb im Katzenjammer vor einer Klosterpforte lag, keine Santine in der Tasche, geschweige einen Halbbatzen zu einem Schnapsee. Auf einmal finde ich mich im Redzimmer wieder und etliche Nonnen reden mir durch ein Gitter vom Pfad zur Tugend und von der ewigen Seligkeit und lassen mir dazu gutes Essen und Trinken aufstellen. Ist nicht so schlimm, als wie man sich einbildet, der Weg zur Tugend, dachte ich, und ließ sie nach Herzenslust an mir bekehren. Wurde also ein anderer Mensch, nahm den Katechismus zur Hand, ging fleißig zur Vesper und Mette, erhielt angemessene Verköstigung und vom Klosterbeichtiger sothanen Rock nebst Hosen, worin mir freilich erst etwas ungewohnt war.» – Er habe es auch schon einmal probirt, meinte der «ausgewiesene Tessiner» – es sei aber gegen seine Natur, lange bei der gleichen Hantirung zu bleiben; zudem würde es in die Länge verteufelt langweilig und man werde zu fett dabei. – «Kömmt einem freilich hart an – den ganzen Tag kein ordentlicher Fluch, kein Kartenspiel, kein Schnaps – herumschleichen gesenkten Kopfes und mit niedergeschlagenen Augen und Abends mit den Hühnern zur Ruh. Bin deßhalb heut, als die Mette aus war über die Klostermauer ausgeflogen.» –

Es war freilich für den Meerkrebs ein wahres Kinderspiel bei geschlossener Klosterpforte den Umweg über die Mauer zu machen. War er ja in jüngern Jahren einmal als Galeerensträfling und Staatspensionär seiner Majestät bei der Sicilien sammt Ketten und Eisen vom hohen Castell in's Meer gesprungen, war tauchend den nachgesandten Schüssen entronnen, erreichte nach langem Schwimmen sicheres Land und entkam endlich, Italien seiner ganzen Länge nach als Pilger durchziehend, in die Heimat. – –

Die Dunkelheit war längst eingebrochen. In den Hals einer Flasche gesteckt brannte auf dem hinkenden Tische eine dünne Kerze, neben welche Anni eine dampfende duftende Schüssel frisch gebackener «Strübli», «Chneublätzen», «Hirzenhörnli» und «Fotzelschnitten»* stellte. Da traten

* Allerlei Backwerk.

des Lumpenküblers zwei hoffnungsvolle Töchter, Bethi und Lisi in die Stube. Sie sahen, obschon es Werktag war, sehr aufgedonnert aus, trugen hoffährige Kappen mit vielen farbigen Bändern und Blumen, samtene Vorstecker und seidene Fürtücher, aber dieß alles keineswegs von erster Frische, sondern zerknittert und entfärbt; und hätte einer seine aufmerksamen Blicke statt auf die Kappen auf die Schuhe gewendet, so würde er nicht eben die erbaulichsten Entdeckungen gemacht haben, da Lisi, welche ihre Sohlen auf den Tanzböden durchgerutscht, auf den bloßen Strümpfen lief, Bethi aber eine ihrer Zehen durch das Oberleder Luft schöpfen ließ. An den Strümpfen waren die Fersen längst dahingegangene Bestandtheile, und würde man eine unparteiische Untersuchung noch weiter, etwa auf die Wullhemmli* erstreckt haben, so wären die Resultate schwerlich befriedigender ausgefallen.

Bethi und Lisi waren heute als an einem Markttag schon früh, d. h. sobald sie aus den Federn gemocht, nämlich Morgens zwischen neun und zehn ausgezogen. Wo sie seither gewesen, was sie vollbracht, – darüber Auskunft zu verlangen fiel weder Vater noch Mutter ein. Wären Lisi oder Bethi oder alle beide erst am andern Morgen heimgekommen, der Lumpenkübler und das Kienholzanni hätten deßhalb nicht minder ruhig geschlafen. Die Meitschene, sagten sie, seien alt genug, für sich selbst zu schauen. Heute fand sich jedoch der Kübler zu einer ausnahmsweisen Bemerkung veranlaßt: «was es mit dem fremden Herrn sei, der diesen Abend im Galgenhölzli herumgestrichen? Die Meitschene sollten einandermal ihre Liebsten anderswohin bestellen.» – Bethi sagte, das gehe sie nichts an und setzte sich faul auf die «Kunst». Lisi dagegen, welches heute keinen guten Markt gehabt, meinte, es habe zwar auch keinen bestellt, aber es wolle doch hinausgehen und nachsehen; wenn's ein hübscher und reicher sei, wäre es schade ihn stehen zu lassen.

Lisi war noch nicht lange fort, so begann jemand heftig an das lose lotternde Fenster zu klopfen. «Es ist die Waldgreth» – lachte Poveretti, der zunächst saß. Er solle die alte Hexe mit einem Stecken vom Hause jagen, meinte Bethi. «Warum? erwiederte der nachgemachte Tessiner. War ja auch einmal ein Ding wie du, die Waldgreth, das in Sammt und Seide an die Jahrmärkte lief und auf keinem Tanzboden fehlte. Kein hoffährigeres Jüngferchen ging je zum Baselthor hinein» –. Die Thür ging auf und die Waldgreth kam tanzend hinein, – ein altes abgemagertes runzlichtes Weibsbild mit wirrem Blicke, rothen tiefenden Augenliedern und Kleidern, die ihm in Fetzen am Leibe hingen.

* Wullhemmli = Unterrock.

Am Arm trug es einen Korb mit Brodrinden und halb abgenagten Knochen gefüllt. Oben auf lag eine todte Krähe. «Seht den Fund, – seht den Braten!» – rief die Waldgreth, ihre Krähe an den Beinen fassend. «Habe sie ab einem Scheunenthor gerissen – – gibt mir eine gute Suppe, – Hexensuppe, – Bettlersuppe! – – Versteh' mich auf Suppen! Bin ich nicht die beste Köchin der Stadt gewesen? Hab' ich nicht den Herrschaften kochen müssen, das Hochzeitsmal, das Taufemal? – Heisa! jetzt koch' ich Hexensuppen, Bettlersuppen! – Muß ja jetzt betteln gehen, fügte die Waldgreth sich besinnend bei. Ist aber kein gutes Gewerbe mehr, seitdem die guten alten Kreuzer abgeschafft –» und zog bei diesen Worten eine Handvoll Kupfergeld zwischen den Brodrinden und Knochen hervor. «Schaut das neue Geld, das Lumpengeld! – Hab' es bei den Pfaffen erbettelt – sind lauter Pfaffenrappen, lumpige Pfaffenrappen – heisa lumpige Rappenpfaffen – Pfaffenrappen» – und tanzte dazu, mit den Händen die zerfetzte Jüpe schüttelnd, um den Tisch herum.



Poveretti schaute den Sprüngen des alten verrückten Bettelweibs mit so innigem Behagen zu, als sähe er das glänzendste Ballet, das je im Hoftheater zu Neapel oder in der großen Oper zu Paris aufgeführt wurde, wo er in

frühern Jahren als reichbetrefter Lakai in Gängen und Vorhallen so manche liebe Stunde müssig herum gelungert war. «**Brava, bravissima! Da capo, signora**» – und klatschte dazu mit solchem Anstand, als wären seine Hände mit den feinsten buttergelben Glacehandschuhen bekleidet. Die Waldgreth aber, nicht gewohnt, sich in so fremdartigen Lauten Beifall gespendet zu sehen, stellte sich mit rollenden Augen und fliegenden Haaren vor Poveretti auf, um ihn mit einer Fluth von Schimpfwörtern zu übergießen. Dieser, etwelchen süßen Zwang anwendend, zog die Schöne an seine Seite nieder und beschwichtigte nach und nach ihren Zorn mittelst des Restes von Brantwein, der sich noch in seinem Glase befand.

Der Apostelkopf hatte sich unterdessen ebenfalls von seinem Aerger über den Armenverein erholt, der «heine halte Militäire» mit Klostersuppe hatte abfüttern wollen. Mit von Schnaps und Begeisterung glühendem Angesicht, lebhafter Mimik und schallender Stimme sang er ein französisches Soldatenlied, welches mit den Worten schloß: **vivent la gloire et les amours!** Der Apostelkopf durfte dieß mit um so größerem Recht, als er ein Regimentskind, sein Vater ein Schweizersoldat im Dienste des Königs von Frankreich, seine Mutter eine Markedenterin gewesen war. Seine Carriere begann er als kleiner Rataplan; gleich seinem Vater trug er dann die Muskete und ward in Folge der glorreichen Julitage abgedankt. Später gerieth er Malern in die Hände, die seinen charakteristisch schönen Kopf als Modell benutzten, bis nach und nach seine Nase roth und seine Augen tiefend wurden. Die Bettelfuhr brachte ihn in seine Heimatgemeinde, der es nun oblag, den Bürger, der weder dort geboren noch von einer Seele gekannt war, dessen Sprache man nicht einmal verstand, in seinen alten hilflosen Tagen zu ernähren und zu pflegen. Der alte Knabe kam, wie man zu sagen pflegt, in die «Kehr», nämlich der Reihe nach von einem Haus in's andere, um in jedem vier Tage lang gefüttert zu werden. Sein Lager erhielt er dann gewöhnlich im Stall und beim Essen gewährte man ihm gewöhnlich den Vortritt vor dem Haushund, in dessen hölzernem Becken er mit den Resten tractirt wurde, welche die andern übrig gelassen hatten. Die Bedürfnisse an Tabak und Schnaps zu befriedigen, war er genöthiget, an die Straße zu stehen und den Vorübergehenden die Hand zu strecken. Nichts desto weniger sang er jetzt aus voller Kehle: **vivent la gloire et les amours!** –

Immer fleißiger machte die Stroflasche, die der Lumpenkübler unter der Blouse heimgebracht, die Runde um den dreibeinigen Tisch. Als der Wirth an ihrem Gewichte spürte, daß es nun bald mit ihr zu Ende gehe, wurde es es ihm fast schwer um's Herz und gleich einem einzelnen grauen Nebel am



unumwölkten Horizont stieg ein Gedanke in seinem Kopfe auf. Es fange doch an ihn Wunder zu nehmen, sagte er, wann denn einmal das Theilen angehe, wovon man schon so lange rede. – «Sobald die armen Teufel keine dummen Teufel mehr sind, meinte der Meerkrebs. Die armen Teufel haben schon längst das Mehr auf der Welt – sie brauchten nur zu sagen: so muß es gehen! Aber wo die Batzen fehlen, da fehlen gewöhnlich auch Verstand und Courage. Wären alle wie ich gesinnt» – dazu leuchteten die Augen des Zöglings der Klosterfrauen in wildem Feuer. «Da sei Gott vor, widerredete Poveretti, daß es einmal dahin käme!» – «Warum nicht? kreischte die Waldgretth. Möchte auch einmal in einem schönen Hause wohnen und Kutschen fahren und Mägde cujoniren» – Aber der Meerkrebs frug den Tessiner spottend, ob er etwa Geld am Zinse habe. «Theilen wir, erwiederte dieser, so sind Alle Lumpen; dann ist zu viel Konkurrenz. Reiche müssen auch sein – sind unsre Sparbüchsen! Hab ich Durst, so pump' ich einen Reichen an; was wollt' ich thun, wenn keiner mehr was hätte?» – «Wenn das Reich nur nicht wär so artherzig» – seufzte der Apostelkopf. «Kommt Alles drauf an, wie man's angreift. Betteln ist auch eine Kunst, wenn man's recht treibt. Bloß so die

Hand darstrecken und dazu plären: es Almuese dr Gotts Wille – pfui! Kein Wunder, wenn einer dabei schlechte Geschäfte macht. Bei dem klopf' ich als Wallfahrer an, der nach Einsiedeln pilgert, bei jenem als Flüchtling, der auf den Barrikaden gestanden; – bald bin ich ein reisender Handwerksbursche, bald ein Abgebrannter, ein Wasser- oder Hagelbeschädigter; – heute komm' ich aus dem Spital, morgen wandre ich nach Amerika aus, dann reis' ich wieder von Pfarrhof zu Pfarrhof und von Kloster zu Kloster auf der lateinischen Zehrung als armer demüthiger Theologe. Will euch nur ein kleines Exempel erzählen. Lagen gestern unser etliche gute Kameraden beisammen im Schatten – hätten gern einen Schnaps erworben, besaß aber keiner einen rothen Kreuzer mehr. Seh' da auf einmal eine meiner Sparbüchsen, einen guten alten Kunden, des Weges daher kommen. Paßt auf, sag' ich, und seid im rechten Augenblick zur Hand – in Zeit einer Viertelstunde schaff' ich Rath zum Schnaps. – Thue also, als ging ich auf der Straße meines Weges. Plötzlich lass' ich mich zu Boden fallen, schreie was mir aus der Kehle mag und schlage dazu mit Händen und Füßen drein. Da ist Einer, hat das Weh, denkt mein Kunde, will behülflich sein und mich aufrichten; ich aber, nicht faul, mache mich steif wie ein Scheit, und fechte mit allen Vieren nicht anders, als eine Windmühle. Was fängt der barmherzige Samariter in seiner Herzensangst an? Just was ich calculiret hatte! – Ruft meine Kameraden herbei, sie sollten mich nach Christenpflicht in's nächste Haus hineinragen und wohl besorgen, und drückt dann noch jedem ein schön Trinkgeld in die Hand. Gab nicht nur zu einem Schnaps, sondern eine pompöse Ribotte bis tief in die Nacht hinein.»

Dem Streich wurde wie billig ein allgemeiner schallender Beifall zu Theil.

«Siehst du, Meerkrebs, dafür muß es Reiche geben auf der Welt.» – «Wäre doch ein Jux einmal so recht nach Herzenslust die Geldprotzen und Schmeerbäuche zausen zu können, die verschimmelten Thaler zu vollen Händen auf die Gasse hinaus zu werfen und den vollen Weinfässern die Böden einzuschlagen, daß man bis zu den Knöcheln darin herumpflotschen könnte; dazu müßten über allen Dächern die rothen Flammen zusammenschlagen und leuchten, und die zimperliche Weibsame, die jetzt unter ihren Sonnenschirmen hervor nach unsereinem so verächtlich über die Achsel schaut, die müßte Tafelmusik machen mit ihrem Geheul und Gekreisch.» – Die Waldgreth that einen gellenden Jauchzer bei dieser Rede – «leuchte, leuchte du rother Hahn, – singt uns vor ihr seidenen Püppchen, – fließe du goldgelber Wein dem Bache zu» – –

Die alte Hexe unterbrechend stimmte Poveretti an:

«Ein freies Leben führen wir» –

welches Lied sodann von der ganzen Gesellschaft im Chor gesungen wurde. –

Lisi war längst mürrisch und unverrichteter Sache heimgekehrt, – hatte den fremden Engländer nirgends mehr gefunden. Unterdessen war es tiefe Nacht geworden. Das dünne Unschlittlicht beleuchtete mit düsterer röthlicher Flamme das verwogene Verbrechergesicht des Meerkrebses, die wahlenden weißen Haare des Apostelkopfes, die schlaue Physionomie des Schalkes Poveretti, die irren unheimlichen Züge der verrückten Waldgreth, Kienholzanni's braune Runzeln, das röthlich strahlende, wie der Wald im Lenze knospende Antlitz des Lumpenküblers, – während Bethi und Lisi, welche ihren zerknitterten Putz noch nicht abgelegt hatten, in dämmerigem Zwielficht auf dem Ofensitz eingeschlafen waren.

In einem andern Winkel der Stube lag auf bloßem Boden ein einfacher Laubsack. Durch ein scheibenloses Fenster schien der helle Vollmond darauf. Da lag Rudeli schlummernd ausgestreckt. Blendendweiß erschien im Mondlicht die breite, wolkenlose von braunen Locken beschattete Kinderstirn. Ein Bild bewußtloser Unschuld, künftiger Kraft und geistigen Ritterthums lag der Knabe da unter den Gaunern in der Bettlerstube.

Das war freilich dem Kinde nicht an der Wiege gesungen worden, daß es einst neben den Kutschen fremder Herrschaften werde das Radschlagen und auf der Landstraße Dünger auflesen müssen. Es war der Sprößling eines jungen, glücklichen, im Ueberfluß lebenden Paares. Zwei plötzliche Gewitterschläge hatten unvermuthet das Gebäude des Glücks dieser drei Menschen zertrümmert. Der Mann fallirte, die Frau starb. Rudeli's Vater theilte den kleinen Rest seiner Habe in zwei Theile. Mit der einen Hälfte zog er nach Amerika, um ein neues Glück zu suchen. Die andere Hälfte vertraute er sammt dem Kinde seinem Geschäftsfreunde, dem Notar Nehrlich an, dem bestbeläumdeten Manne der Stadt, mit dem Versprechen und Vorsatz, alle seine Kräfte auf's äußerste anzuspannen, um mindestens so viel zu erwerben, dem Knaben eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden zu lassen. Seither waren an die Ordres des Notars Nehrlich von Jahr zu Jahr größere Wechsel aus Amerika eingetroffen. Rudeli aber war verkostgeldet beim Lumpenkübler im Galgenhölzli. –

– – Wenn die Morgensonne die Gipfel der Waldbäume vergoldet, da ist ein munteres Leben los auf den dunkelgrünen Tannen und den goldgrünen Buchen. Die Eichhörnchen jagen sich knurrend um die alten Stämme und die Nußhäher wiegen sich auf den Zweigen und krächzen bald wie ein wei-



nendes Kind, bald wie eine miauende Katze oder wie ein hoch in den Lüften kreisender Weih, oder spotten der Drossel, die auf den obersten Gipfeln der Tannen sitzen und singen. Mit-ten unter Eichhörnchen, Nußhähern und Drosseln saß Rudeli im Wipfel eines Waldbaumes und johlte und ließ den Morgenwind durch seine braunen Locken und die Löcher seines blöden Hemdchens und seiner zer-rissenen Hosen ziehen.

In der von Wildniß von Dornen und Gestrüpp umwucherten Hütte des Lumpenkübler wachte noch

niemand, als Kienholzanni. Der Hausherr selber war von Alters her gewohnt, aus Tag Nacht und aus Nacht Tag zu machen, denn sein Gewerbe, nämlich nicht das Kübeln, sondern das Freveln, lief am besten in mondhellen Nächten. Lisi und Bethi hatten auch noch keinen genügenden Grund gefunden, aus dem Federbett zu schlüpfen, da für sie keineswegs die Morgenstunde, sondern vielmehr umgekehrt die späte Abendstunde Gold im Munde führte.

Was Kienholzanni heute extra früh aus den Federn getrieben hatte, war eigentlich nicht die Sorge um ihren Bohnenplätz oder ihren Flachs gewesen; denn gleich ihren Töchtern, die nicht spannen und nicht strickten und dennoch einhergingen gleich den Lilien des Feldes, so folgte auch die Mutter dem salomonischen Spruch; sie säete nicht und erntete nicht und doch war die rußige Küche im Galgenhölzli in der Regel besser bestellt, als in manchem stattlichen Bauernhaus, wo die Bäurin sich von früh bis spät keine Ruhe gönnt ihren Pflanzplätzen zu liebe und in dessen geräumigem Schornsteinschooß die Seiten und Schinken von mindestens zwei Dreizentnerigen hangen. Der Grund des Frühaufstehens bestand vielmehr in einem Extrakurier der Leb-

kuchenfrau beim Thor, der schon in frühster Frühe die dringliche Botschaft gebracht hatte, der Lumpenkübler solle ja nicht fehlen, sich sogleich auf den Weg zur Stadt zu machen, um sich beim Herrn Notar Nehrlich einzufinden, der ihm etwas dringendes mitzutheilen habe. Da nun der Lumpenkübler noch am ausschlafen seines gestrigen Rausches war, da Ehegatten keine Geheimnisse vor einander haben sollen, da sich Kienholzanni als das natürliche **alter ego** des Lumpenküblers betrachtete und insbesondere da dasselbe äußerst neugierig war zu erfahren, was der Herr Notar so pressantes zu berichten habe, – so ließ es den Gemahl vorläufig fortschnarchen, bereitete sich einen guten Kaffee sammt einem Eierdätsch* und begab sich dann statt des Lumpenküblers auf den Weg. Vorher aber rief sie den Rudeli herbei, – nicht etwa um das Frühstück mit ihm zu theilen, sondern um ihm ihre Instruktionen für den heutigen Tag zu ertheilen.

Das Vergebenfressen, sagte Anni, müsse einmal aufhören; er wäre afe wohl groß, den ganzen Tag zu gvätterle** und es wäre nun an der Zeit, daß er sich nützlich mache und etwas verdiene. Er solle damit anfangen, auf die Landstraße zu gehen; komme dann eine Kutsche, so solle er nachspringen und nur nicht lugglassen***, man möge ihn noch so hart anbrüllen, insbesondere wenn es ein Zweispänner oder gar ein Vierspänner sei – zuletzt würden die Herrschaften müd vom bloßen Zulugen, und würfen ein Almosen heraus, nur um ihn abzukommen. Auch bei Fußgängern, wenn sie gute Kleider anhätten, könne er es probiren; er solle sagen, der Vater sei gestorben, die Mutter krank und daheim hätte er noch sieben kleine Geschwister, die nichts zu essen hätten. Zur Abwechslung könne er auch sagen, die Geiß sei ihnen krepirt und sie hätten keinen Tropfen Milch im Haus – letzteres schlage besonders bei dicken Bauerfrauen, die vom Markte kämen, wohl an. Zwischen ein könne er Mist auflesen, welchen man zwar nicht selber brauche, da das betteln mehr abtrage als das Pflanzen, aber bei den Bauern gegen Gigertschiwasser umtauschen könne.

«Machst du deine Sache gut», fuhr Kienholzanni fort, «so darfst du dann bald mit dem Sack ausziehen, bei den reichen Bauern Eier, Erdäpfel und Aepfel zu betteln, – hast dann das lustigste Leben, triffst viele Kameraden an, bleibst in den Ställen übernacht und brauchst nicht heimzukommen, bis der

* Eierdätsch = Eierkuchen.

** Gvätterle = spielen.

*** Lugglassen = sich entmuthigen lassen.

Sack voll ist. An Markttagen darfst du dann aber auch in die Stadt und kannst, wenn es brav Kreuzer giebt, Wecken und Zuckerkandel kaufen.»

«Stehlen», schloß die Alte, «darfst nicht, aber wenn du etwas findest, so nimm's mit und bring's heim; besonders aber nimm dich vor den Landjägern in Acht.» Hierauf bekam Rudeli einen alten Kratten und eine hölzerne Schaufel in die Hand und wurde vor die Thüre gestellt.



Kienholzanni aber, in vollständiger Geschäftstoilette, nämlich einer Jüppe, daran die Fetzen herunterhingen, gleich den Eiszäpfen von einem alten Strochdach, ein verwaschenes rothes Sacktuch um den Kopf gebunden und den ordonanzmäßigen Bogenkorb am Arm, in welchem der Form wegen einige Büschel Schwefelhölzchen lagen, machte sich auf die Sohlen nach der Stadt zu Herrn Notar Nehrlich.

Notar Nehrlich war ein strenger Mann. Er hatte eine Glatze, über welche er einige lange, safrangelbe, am Hinterkopf angewachsene Haare zu kämmen pflegte, – ein ziegelrothes Gesicht, eine spitze Nase, dünne Lippen, eine Schreibfeder hinter dem Ohr und sah immer sehr erzürnt über die sündige Menschheit aus. Auch nahm er durchaus kein Blatt vor's Maul, seine Indignation über einen gefallenen Sünder auszusprechen, weßhalb er aber auch als der brävste Mann der Stadt galt. Seine Frau hatte das geistliche Departement unter sich. Sie war ein eifriges Mitglied mehrerer frommen und mildthätigen Schwesterschaften, kleidete sich nicht anders als in grau oder braun und durfte keinem Menschen gerade in's Gesicht schauen. Kienholzanni zählte die Frau Notarin zu ihren besonderen Gönnerinnen, bei welcher es niemals zuzusprechen ermangelte, wenn seine «Geschäfte» es nach der Stadt führten.

Keuchend, seufzend und vorübergebückt erschien es vor seiner Gönnerin. «Wie geht's, Anni»? – «Gar erschröckeli bö» –, war die Antwort. Es könne den Athem schier nicht finden und werde täglich schwächer; auch habe es heute noch nichts Warmes gehabt, – sie hätten eben im ganzen Hause nichts anderes, als ein Paar alte Brodrinden, die sie von guten Leuten z'Gottswille bekommen, und ein Tröpflein Geißmilch für den Rudeli. Der Verdienst sei eben gar zu schlecht. Er habe umsonst die ganze Woche Arbeit gesucht und die Meitschi dürften gar nicht mehr unter die Leute wegen den bösen Kleidli. Seit dem Erdäpfelprästen wäre es für die armen Leute besser, man schlüge sie gleich todt. Es sei aber eigentlich auch kein Wunder, daß unser liebe Herrgott einmal das Rauhe herauskehre, die Welt sei afen gar zu schlecht und werde noch täglich schlechter. Leider müßten aber die Frommen mit den Gottlosen leiden, sonst wäre es (das Kienholzanni) nicht in solcher Armüthigkeit und großem Elend. «Laß es nur gut sein» – erwiederte Frau Nehrlich; «bei der nächsten Kongregation will ich dann wieder ein gutes Wort für dich einlegen für vermehrte Unterstützung» –, worauf sie für Anni ein Schüsselchen Kaffee aus der Küche kommen ließ, welches nun, während es sein zweites Frühstück genoß, über Alles getreuen Rapport abstaten mußte, was es in den Häusern seiner guten Frauen behorcht und erlauscht hatte.

Unterdessen harrte Herr Nehrlich in seinem geheimen Arbeits-Kabinet, wo er jene Geschäfte abzuthun pflegte, die nicht in den Mund der Leute kommen durften. Die Nachricht, welche er dem Kienholzanni mitzutheilen hatte, war durchaus keine erfreuliche. Unerwartet, unangemeldet war Rudeli's Vater aus Amerika zurückgekehrt, zwar nicht zum Bleiben, sondern um sein Kind zu sehen, sich von seinem Wohlbefinden und guter Besorgung zu überzeugen und dann wieder dahin zu gehen, wohin ihn seine Geschäfte riefen. Es bedurfte keiner langen Auseinandersetzung, um dem Kienholzanni begreiflich zu machen, daß bei bewandten Umständen das schöne Kostgeld für Rudeli in starker Gefahr stehe, was einen sehr fühlbaren Ausfall im Einnahmenbudget des Lumpenküblers zu verursachen drohte. Nicht minder gute Gründe hatte Herr Notar Nehrlich selber, den Verlust des Oberaufsichtsrechts über Rudeli's Erziehung und das Ausbleiben der amerikanischen Wechsel zu befürchten. Es handelte sich also für beide um die wichtige und schwierige Frage, wie das plötzliche Eintreffen des Amerikaners unschädlich gemacht und derselbe, über die Erziehung seines Kindes geröstet, welches, wie dem Vater vom Notar vorläufig eröffnet worden, aus Gesundheitsrücksichten einer zuverlässigen Familie auf dem Lande zur Pflege übergeben worden war, möglichst bald wieder über den Bach geschickt werden konnte.

Nach einer langen und lebhaften Konferenz kehrte der Notar mit bedeutend erheiteter Miene in seine Schreibstube zurück. Des Lumpenküblers würdige Gefährtin jedoch begab sich in größter Eile, ohne einmal unterwegs an einer einzigen Glocke zu ziehen, auf den Heimweg. Nur der Lebkuchenfrau am Thor ertheilte sie im Vorbeigehen noch einige wichtige und geheime Aufträge. – Auf der Landstraße traf Kienholzanni den Poveretti an, der den Tornister auf dem Rücken und den Kalabreser auf dem Ohr im Begriffe stand, noch einmal als ausgewiesener Tessiner auf Reisen zu gehen. Anni wußte ihn aber zu bewegen, nach dem Galgenhölzli seine Schritte zu wenden, wo er zur Ausführung eines schwierigen Planes durchaus von Nöthen, da der Lumpenkübler viel zu dumm zu solchen Dingen sei.

Gegen Abend desselben Tages sehen wir zwei Männer auf der Landstraße gehen, welche am Galgenhölzli vorbeiführt. In einem derselben erkennen wir den Notar mit dem Paar saffrangelber Haare. Sein Begleiter ist kein anderer, als der Fremde, welcher gestern im Galgenhölzli an der Eiche gelehnt stand und dem Rudeli zusah, der Mühlen baute.

Als der Notar von der Straße gegen des Lumpenküblers Haus abbog, stutzte der Fremde in sichtlicher Verwunderung und äußerte dann den

Wunsch, dem Knaben und dessen Pflegerlern vorläufig noch unbekannt zu bleiben. Was Herrn Nehrlich betrifft, so hellten sich seine erst noch ziemlich unwölkten Züge um so mehr auf, je mehr man sich dem einsam stehenden Hause hinter dem Galgenhölzli näherte. Es hatte sich hier seit heute früh eine wunderbare Veränderung zugetragen. Der Wald von Nesseln, Disteln und anderem Unkraut, der sonst in merkwürdiger Ueppigkeit rings um die Hütte wucherte, war stark gelichtet worden. Vor der Fronte des Hauses, wo gestern noch jahrealter Unrath aufgehäuft gelegen hatte, sah man sogar etwas, das einem Gärtchen glich, nämlich regelmäßig stehende Sträucher und Stauden, welche den Weg zur Haushüre umsäumten, jedoch weniger der Gartenflora, als der Waldflora anzugehören schienen. Das Stück Pflanzland, welches dem Lumpenkübler zunächst seiner Wohnung angewiesen worden war, unter der Bedingung, daß seine Frau und Kinder nicht mehr betteln gingen, hatte bis jetzt kein anderes Erzeugniß hervorgebracht, als Hühnerdarm und breiten Wegerich, die jedoch von üppigen Brombeerstauden verdrängt worden waren, über welches Unterholz bereits junge Tannen nebst Eichen- und Buchensämlingen kräftig emporschossen; heute war dort ein reges Leben und es schien, als ob dem angehenden Urwald der Untergang geschworen sei. Mit einer schweren Reuthaue bewaffnet ging der Lumpenkübler in eigener Person unter Schnaufen und Aechzen dem wirren Gestrüppe zu Leibe, während Lisi und Bethi, da die beiden Herren gegangen kamen, drauf los hackten, als gälte es heute noch die halbe Amtei umzukaufen; etliche große Motthaufen wirbelten daneben ihre blauen Rauchsäulen in die Höhe. Vor dem Hause saß Kienholzanni, dießmal in seinem besten Staat und drehte emsig ein Butterfaß. Hinter dem Hause hervor klang es hell, wie das Dengeln einer Sense. Aus dem Geißstall heraus, der seit langem kein anderes lebendes Wesen beherbergt hatte, als zuweilen ein Schwein, aber ein zweibeiniges, nämlich einen oder den andern von des Lumpenküblers Gästen, der zu viel des edlen Schnapses zu sich genommen hatte, – tönte jetzt sogar ein trauliches «Muh» und zwar in so verschiedenen Tonarten, daß man daraus auf einen Viehstand von mindestens sechs Häuptern schließen mußte. – Rudeli selber, dem eigentlich der Besuch der beiden Herren galt, war höchstens an den großen braunen Augen zu erkennen, denn Anni hatte ihn sauber gewaschen und glatt gekämmt und Poveretti, der heute, da es galt einen Schalksstreich auszuführen, tausend Hände besaß, hatte ihm eigenhändig aus einem von Lisi's Tschöpen ein Wamms und aus einer von Bethi's Schürzen ein Paar Hosen geschneidert. Halb hinter einem Baum versteckt

schaute der Bube voll Verwunderung auf das ungewohnte Treiben, dessen Grund er nicht errathen konnte.

Herr Nehrlich grüßte das Kienholzanni mit einem freundlichen «guten Abend, Frau Gevatterin» – und fügte dann bei, ob es erlaubt sei einen Augenblick hier abzusetzen? Er habe mit dem fremden Herren einen Spatziergang gemacht; sie seien nun müde und wünschten ein wenig auszuruhen. Der Amerikaner hatte bald den scheuen Knaben hinter seinem Baumstamme entdeckt und zog ihn, indem er ihm die Hand reichte, aus seinem Verstecke hervor. «Das ist ja der kleine Mühlenbauer von gestern! Sag' mir, mein Kind, wer lehrte dich so kunstreiche Werke zu machen?» – «Der Krättenfritz», – erwiderte Rudeli. «Ein Nachbar» – erläuterte der Notar – «nein, ein Schelm», – widersprach der Bube. – Der Krättenfritz war sonst eigentlich ebenfalls einer der Stammgäste des Lumpenküblers; gegenwärtig aber lebte er als Staatspensionär für einige Monate in der Zurückgezogenheit des Zucht-hauses, weshalb Herr Nehrlich durch eine Querfrage das Gespräch von diesem Thema abzulenken suchte. «Ist vielleicht der Kübelbauer über Feld? Ihr könnt mir glauben, Frau Gevatterin, es thäte mir Leid, hier draußen gewesen zu sein und dem ehrlichen Bauer von altem Schrot und Korn nicht die Hand geschüttelt zu haben.» Ihr Mann sei auf dem Acker, aber z'nächst; ein Bauer sei halt ein geplagter Mensch und werde allweg nie fertig, besonders im Sommer. Er werde aber wohl bald kommen. Die Herren möchten sich doch unterdessen in die Stube hinein bemühen. – Es wäre sowohl der neugebak-kenen Kübelbäurin als dem Notar sehr erwünscht gewesen, den Amerikaner in's Haus hinein zu bringen, da es trotz allen angewandten Künsten im Gal-genhölzli dann doch nicht ganz so aufgeräumt und proper aussah, wie zum Exempel um ein emmenthaler Bauernhaus. In der Stube hatte man leichtere Arbeit gehabt; der Fußboden war – zum erstenmal seit Erbauung des Hau-ses – gewischt, die Spinnewebe weggeräumt und die Schnapsflasche hinter einer Bibel in groß Folio aus des Meerkrebsses neuangelegter Bibliothek ver-steckt worden. Der Amerikaner bestand jedoch darauf, im Freien zu bleiben.

Anni zog sich in die Küche zurück, den Gästen ein Kaffee zu bereiten. Dem Lumpenkübler, jetzt Kübelbauer genannt, pressirte es durchaus nicht mit Feierabend machen, sondern er schwang fort und fort mit großer Emsig-keit seine Reuthane. Die Fremden zu unterhalten mußte also Poveretti hin-ter dem Hause hervor, wo er bis jetzt gedengelt, d. h. mit einem Kieselstein auf ein Stück altes Eisen geschlagen hatte, – da ein Dengelstock und ein Dengelhammer hier ebenso schwierig aufzutreiben gewesen wären als eine

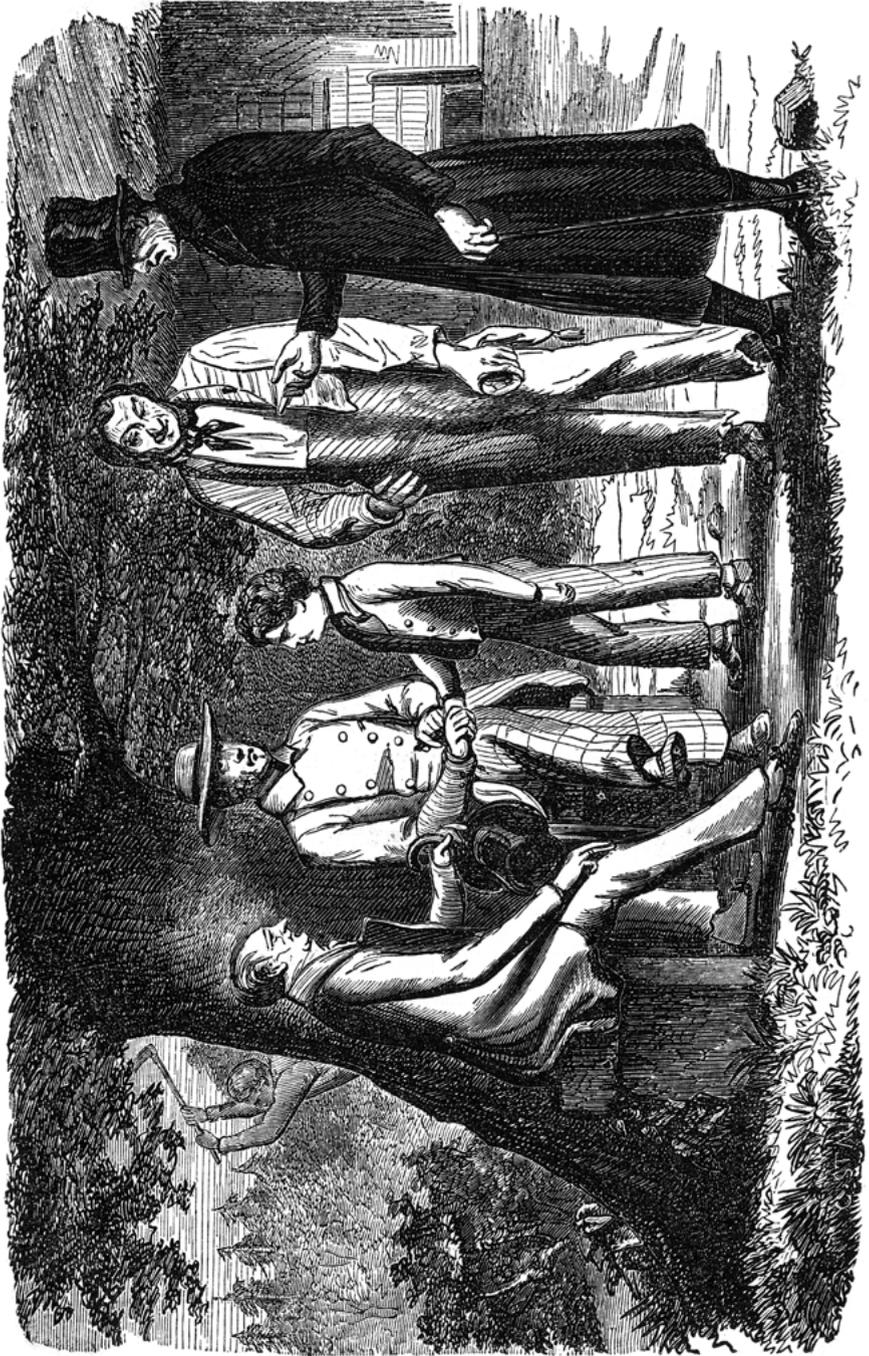
dingelfähige Sense. Ob dieß der Bauer sei? frug der Amerikaner. «Nur der Meisterknecht» –, berichtigte Poveretti, der seinen Kalabreser mit einer Zipfelkappe vertauscht und mittelst eines leichten Anflugs von Kühdünger sich das glaubwürdige Brevet eines Melkers und Stallknechtes ertheilt hatte. «Die Matten und Aecker des Kübelbauers sind wohl weit auseinander; da kann einer allein nicht wohl zu Allem schauen» – fügte er erläuternd bei.

Aus dem Geißstall tönte wieder ein «Muh» im tiefsten Basse, dem gleich ein zweites «Muh» in hohem Tenore folgte, begleitet von etlichen Klängen, welche an das Geläut einer Kühglocke mahnten.

Der Notar und der Amerikaner hatten sich auf einem steinernen Sitze niedergelassen, der sich unter einem nächst der Hütte stehen gebliebenen Waldbaum befand. Ein Antiquarius hätte wahrscheinlich ohne Mühe herausgebracht, daß die Steinbank ein Bruchstück des einst hier gestandenen jedoch längst umgestürzten Galgens sei. Der Amerikaner hielt Rudeli bei der Hand und schaute ihm forschend in's Gesicht; dieser erwiderte fest aus seinen großen braunen Augen den durchdringenden Blick. Er sei groß und stark für sein Alter; aber ob er auch schon etwas gelernt? – «Pfeiffen machen aus Weidenholz und Vogelschläge» – erwiderte der Bube. «Sonst nichts? – «Radschlagen, aber den Kutschen nach mag ich nicht.» – Was das heißen solle? wandte sich der Amerikaner an den Notar, der unruhig auf dem Galgenpfeiler hin und her rutschte. Ob der Knabe die Schule nicht besuche?

In diesem kritischen Augenblick trat ein neuer Gast hinzu, der statt des Notars mit salbungsvoller Stimme erwiderte: «aus dem Buche der Natur, welches unser Herrgott in Wald und Feld aufgeschlagen hat, läßt sich am besten lernen was allein Noth thut.» –

«Unser würdige Herr Pfarrer», präsentirte Poveretti; – «ein häufiger und stets willkommener Gast in diesem Hause.» Poveretti hatte diesem Pfarrer selbst die Weihe ertheilt, es war nämlich kein anderer als der Meerkrebs, den der an Hilfsmitteln unerschöpfliche Schalk mittelst eines Paares alter Schnalenschuhe und entsprechendem Hut in einen höchst gelungenen Landpastor umgewandelt hatte, der nun, um in der Rolle zu bleiben, das Paar grauer verwegener Augen möglichst zu Boden schlug und nur wenn er sich unbemerkt glaubte, einen verstohlenen lüsternen Blick auf des Fremden schwere goldene Uhrkette und dessen etwas wenig aus der Tasche ragende Briefftasche warf. – Halb einverstanden nickte der Amerikaner der Rede des Pastors Beifall zu, fügte jedoch bei, ein anderer als ein Hinterwäldler müsse heutzutag auch in gedruckten Büchern lesen können. «Was willst du denn eigentlich werden,



Kleiner, wenn du groß geworden bist?» – «Ein Herr» – meinte Rudeli, ohne sich zu besinnen. «Du magst wohl nicht arbeiten? Es heißt aber: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.» – «Vater und Mutter arbeiten auch nicht und essen doch.» – «Was machen sie denn?» frug der Amerikaner gespannt. «Der Vater geht in den Wald und trinkt Schnaps, – die Mutter» –

Poveretti unterbrach den Buben mit der Meldung: die Bäurin lasse die Herren zu einem Kaffee einladen, wenn es ihnen nicht zu gering sei, in ihre schlechte Stube einzutreten. «Von Herzen gern», erwiderte Herr Nehrlich hastig. «Treten wir ein, wandte er sich dann an den Amerikaner. Die guten Leute würden es als eine Geringschätzung betrachten, wenn wir ihre Einladung verschmähten.» Der Fremde folgte dem Notar, indem er den dunkellokigen Buben an der Hand führte, ohne Widerrede. Erst jetzt begann derselbe seine Umgebung mit schärfern Blicken zu mustern. Als sie beim Geißstall vorbeigingen, schallte ihnen wiederum Rindergebrüll und Kuhglockengeläute entgegen.

Auf dem dreibeinigen Tisch stand dießmal die dampfende Kaffeekanne und der Milchtopf, – das Geschirr hatte Herr Nehrlich herausgeschickt, leider aber waren in der Eile die Löffel vergessen worden; so paßten nun freilich des Lumpenküblers Paar verrostete runde Blechlöffel schlecht zu den eleganten Tassen des Notars. Neben der Kaffeekanne stand eine Schüssel mit hochaufgeschichteten dampfenden Strübli, welche Anni zu machen verstand, der reichsten Bäurin zum Trotz.

Der Lumpenkübler war endlich auch eingerückt und wurde dem Amerikaner als einer der angesehensten Bauern der Gegend vorgestellt; er verhielt sich aber sehr zurückhaltend und schweigsam und schielte bloß zuweilen sehnsüchtig nach dem Brett hinauf, wo hinter der großen Bibel die Schnapsflasche versteckt stand. Bethi und Lisi dagegen warfen, mit dem würdigen Herrn Pastor zur Wette, verlangende Blicke auf des Amerikaners Uhrkette, nicht unterlassend durch allerlei kokette Manöver die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen. Je wortkarger der improvisirte Landwirth sich erwies, um so gesprächiger wurde die Hauswirthin, sonst Kienholzanni genannt, und unterhielt mit großer Zungenfertigkeit ihre Gäste über Schweine-, Hühner- und Kinderzucht, Flachsbau und Milchwirtschaft, von welchem letzterem Zweig des Bauernwesens sie mit um so größerer Sachkenntniß reden durfte, als sie so eben beschäftigt gewesen war, das Buttern in dem geliehenen Ankenkübel in Ermanglung von Rahm mit klarem Bachwasser zu probiren. Nebst dem Notar und dem Pastor nahm auch des «Kübelbauers» Meisterknecht leb-

haften Antheil am Gespräch. Der Amerikaner begnügte sich, aufmerksam zuzuhören und die Gesellschaft im Stillen zu beobachten.

Da steckte unversehens die Waldgreth den Kopf zur Stube herein.

«Juheh, rief sie, – schon wieder Bettlerkilbe! Da wird unserem wohl auch dabei sein dürfen? – gehöre ja auch zur Zunft, – nicht wahr Schnapsbrüderlein?» – Kienholzanni machte sich sprungfertig, der unberufenen Schwätzerin mit den zehn Nägeln in's Gesicht zu fahren; aber Poveretti winkte ab. «Eine arme Närrin», belehrte er die Gäste, «die hier zuweilen den Gottswillen empfängt. Komm ein andermal Greth», fügte er bei, «du siehst, es sind jetzt Herren da.» – «Saubere Herren, die beim Lumpenkübler zu Gaste sitzen und an seinem Tische Bettelsuppen lappen! Lumpenherren, Bettlerherren, Bettlerlumpen, Lumpenbettler, – alle gleiches Pack, Lumpenpack, Bettlerpack – die Waldgreth gehört auch dazu; macht ihr Platz, ihr Herren Lumpenbettler! – Platz da beim Bettlerschmaus! Herunter mit der Flasche, die sich dort hinter dem schwarzen Buche versteckt, – herunter mit der Schnapsflasche, Schnapsbrüderlein!» – «Schafft uns die Rasende vom Halse», – rief der Notar, blaß wie ein Leintuch. Der Lumpenkübler übernahm die Exekution. Aber zum Schiebfenster herein schrie die Waldgreth: «Hast die Ofenstange gemolken, Bettelmutter, Hexenmutter, deinen Ankenkübel zu füllen? oder hast die Nidle* oben ab dem Bach genommen?» – Tanzte dann, die Röcke schüttelnd, vor der Hütte herum. «Hast dir einen schönen Garten angelegt, Lumpenkübler, seit gestern! – Die Meien hat das Hexenanni wachsen lassen übernacht» – und griff nach einer der blühenden Stauden, die ihr wurzellos in den dünnen Händen blieb; darüber brach die tolle Greth in ein jubelndes Gelächter aus. «Schaut, schaut den Hexengarten!» – und faßte Sträucher und Stauden, eines nach dem andern und riß die wurzellosen, die nur lose im Boden steckten, aus der Erde.

Kienholzanni war nicht länger zu halten. Wüthend stürzte es zur Thüre hinaus, die Waldgreth zum Schweigen zu bringen. Ob diesem Lärm und Geschrei öffnete sich der Geißenstall und der Apostelkopf, welchem der Regisseur Poveretti bei der heutigen Vorstellung die Gesangpartieen der hinter der Scene spielenden Rothblösche und Schwarzschecken zugetheilt hatte, streckte vorsichtig sein weißgelocktes Haupt heraus. – – –

Ueber all diese Enthüllungen war Herr Nehrlich, – vor Schreck und bösem Gewissen an Gliedern und Zunge gelähmt, – in seinen Stuhl zurückgesunken

* Nidle = Rahm.

und stotterte etwas von gesunder Waldluft, welche der Arzt dem schwächlichen Kinde verordnet habe. Zornfunkelnden Blickes stand der Amerikaner vor ihm – «Schurke!» – – Doch senkte sich bald wieder sein erhobener Arm, seine zorngeröthete Stirne entfärbte sich wieder. «Dem Zuchthaus werden Sie, Herr Notar, und ihre würdigen Helfershelfer doch nicht entrinnen» – und der Amerikaner wandte ihm verächtlich den Rücken, faßte Rudeli bei der Hand und verließ mit dem Knaben des Lumpenküblers Haus, den Fußpfad einschlagend, welcher durch's Galgenhölzli nach der Landstraße führte.

Als die Komödie, in welcher Poveretti mit Lust und Liebe eine Hauptrolle übernommen, sich tragisch zu entwickeln begann, hatte der Schalk nichts eiligeres zu thun, als sich aus dem Staube zu machen, den «Kübelbauer» und die «Kübelbäurin» sammt dem Notar ihrem Schicksal überlassend. Auch der Lumpenkübler fand die Stubenluft zu schwül und suchte, die allgemeine Verwirrung benützend, bei Zeiten das Freie. Lisi und Bethi waren gegangen, ihre zehn Paar Nägel der Mutter zur Verfügung zu stellen. Nur der Herr Pastor, sonst Meerkrebs, hatte ausgehalten und unter der Thüre lauernd der Dinge geharrt, die nun vorkommen würden.

Als der Amerikaner den Rudeli bei der Hand ergriff, und sich anschickte, das Haus zu verlassen, machte sich auch der Meerkrebs, mit langen Schritten dem Galgenhölzli zueilend, davon.

Es war schon tiefe Dämmerung eingebrochen, als der Vater und sein Kind den Steg überschritten, der über den Bach führte. Wäre es heller gewesen, so hätten sie vielleicht eine lange schwarze Gestalt entdeckt, die sich jenseits des Stegs hinter dem Stamm einer Eiche zu verbergen suchte. Kaum waren die beiden Wanderer an der Eiche vorbei, so sprang der Meerkrebs, einen Knittel schwingend, aus seinem Verstecke hervor.

Ein kurzer Wortwechsel, – knickende Aeste, – rauschendes Laub, – ein dumpfer Schrei und ein schwerer Fall. Dann eilige Schritte und endlich tiefe Stille. – – –

Kurze Zeit nach diesem Vorfall fuhr ein Mann aus der Schweiz kommend und von einem braungelockten Knaben begleitet von Havre nach Amerika ab.

Der Meerkrebs war zum großen Leidwesen der Klosterfrauen, die sich auf dem besten Wege wähnten, dem Himmel ein verlorenes Schaf zurückzuführen, spurlos verschwunden. Nicht lange, so verließ auch der Lumpenkübler sammt Familie seine Hütte im Galgenhölzli und zog aus der Gegend. Notar Nehrlich galt noch längere Zeit als der brävste Mann der Stadt, bis er schließlich zu männlicher Verwunderung wegen falschen Wechsels in's Zuchthaus kam.

Als der Herbst das Laub entfärbte im Galgenhölzli, klapperte Rudeli's Mühle noch immer nächst dem Steg am Bach. Von der Landstraße her tönte eine helle Stimme:

«Oggi qui, domani la --»



Es war Poveretti, der im dünnen Sommerröckchen und braunen Kalabreser seines Weges fürbas zog.

Editorischer Bericht

Die vorliegende Edition folgt weitgehend der ersten und einzigen Ausgabe der «Kiltabend-Geschichten», die in zwei Bänden 1853 und 1855 erschienen ist. Sie versammelte verschiedene Dorfgeschichten Hartmanns, die zum Grossteil zuvor in schweizerischen oder deutschen Periodika publiziert worden waren (siehe die Erläuterungen im Kapitel «Erstdrucke»), unter einem gemeinsamen Titel.

Der Neudruck folgt zeichengetreu dem ersten und zweiten «Bändchen» von 1853 und 1855. Die Orthografie wurde nicht modernisiert, variante Schreibweisen wurden dementsprechend nicht vereinheitlicht. Die historischen Eigenarten bei der Setzung von Satz- und Redezeichen weichen von heutigen Normen ab, sie wurden ebenfalls beibehalten. Im Text korrigiert wurden lediglich offensichtliche Textfehler; sie werden in der untenstehenden Liste separat ausgewiesen. Neu eingeführt wurde gemäss heutiger Schreibweise die in der Frakturschrift nicht gemachte Unterscheidung in der Grossschreibung von I und J.

Sperrungen und Schriftartenwechsel werden im Neudruck wiedergegeben. Die wenigen Trennstriche, die in der Originalausgabe vorkommen, werden nicht abgedruckt. An ihrer Stelle wird innerhalb der jeweiligen Erzählung eine Leerzeile eingerückt. Die Holzstiche werden nach Möglichkeit an ihrer ursprünglichen Stelle im Text wiedergegeben.

Folgende eindeutige Textfehler wurden korrigiert:

- 63 *Champagner*] Emendiert aus: Chamgagner.
- 65 *dem Mund*] Emendiert aus: den Mund.
- 66 *Insbesondere*] Emendiert aus: In'sbesondere.
- 68 *an einem*] Emendiert aus: an einen.
- 75 *über*] Emendiert aus: ber.
forttreibt] Emendiert aus: fortreibt.
- 78 *beiden Buben*] Emendiert aus: beiden. Buben.
- 79 *lange*] Emendiert aus: lunge.
- 85 *Schiffsgeländer*] Emendiert aus: Schiffsgelänber.
- 95 *und*] Emendiert aus: uud.
- 98 *und*] Emendiert aus: nnd.
- 113 *redete*] Emendiert aus: redetete.
- 127 *ingezäunt*] Emendiert aus: eingezäumt.

- 150 *vor dem Schlafengehen*] Emendiert aus: vor Schlafengehen.
159 *Massflaschen*] Emendiert aus: Maasflaschen.
160 *das*] Emendiert aus: daß.
165 *Weib.*] Emendiert aus: Weib.
186 *Namen. Man*] Emendiert aus: Namen Man.
188 *Hantierung*] Emendiert aus: Hantieruug.
194 *ausgestorben*] Emendiert aus: ansgestorben.
196 *Gruppe*] Emendiert aus: Grnppe.
197 *allbeid'.*] Emendiert aus: allbeid'.
Hirsch.] Emendiert aus: Hirsch.
208 *Lehnstuhl*] Emendiert aus: Lehnstnhl.
210 *leises Ach. Nicht*] Emendiert aus: leises Ach Nicht.
219 *Fürsprecher*] Emendiert aus: Fürspreche.
220 *einzukaufen*] Emendiert aus: eiuzukaufen.
228 *Posten*] Emendiert aus: Pfoften.
236 *stündigen. Nur*] Emendiert aus: stündigen Nur.
246 *Träumen*] Emendiert aus: Trämen.
250 *Landstraßen*] Emendiert aus: Landstraßeu.
254 *unterrichtete*] Emendiert aus: unterterrichtete.
Konferenz. Ein] Emendiert aus: Konferenz Ein.
259 *anders*] Emendiert aus: auders.
262 *Parthieen*] Emendiert aus: Pathieen.
272 *fragte. Dagegen*] Emendiert aus: fragte Dagegen.
285 *Strümpfe,» – heulte*] Emendiert aus: Strümpfe, – heulte.
291 *angeredet.*] Emendiert aus: angeredet,.
294 *ein. Nachdem*] Emendiert aus: ein Nachdem.
297 *werde.*] Emendiert aus: werde.
abschlachten.] Emendiert aus: abschlachten.
299 *gehörte.*] Emendiert aus: gehörte.
Herr.] Emendiert aus: Herr.
300 *gingen. Die*] Emendiert aus: gingen Die.
301 *leuchtete.*] Emendiert aus: leuchtete.
302 *erbenkt.*] Emendiert aus: erhenkt.
315 *Ruh,*] Emendiert aus: Ruh,.
«Trägt] Emendiert aus: Trägt.
zinnoberrothen] Emendiert aus: zinoberrothen.
317 *Atmosphäre*] Emendiert aus: Athmossphäre.
337 *doch.*] Emendiert aus: doch».

Erstdrucke

«*Karlidürsen Joggi's Liseli*»

Im Vorwort erläutert Hartmann, dass diese Erzählung «neu» sei und somit zum ersten Mal im Rahmen der «Kiltabend-Geschichten» abgedruckt werde. Er verschweigt, dass einige Absätze zu Beginn der Erzählung bereits 1849 im «Morgenblatt für gebildete Leser» (Nr. 88, 12. April 1849, S. 349) publiziert worden waren. Diese Passagen bildeten damals die Einleitung zu einer Erzählung, die Hartmann später mit dem Titel «Schweizerisches Soldatenleben» versah (siehe unten). «*Karlidürsen Joggi's Liseli*» ist somit eine von zwei Erzählungen, die in den «Kiltabend-Geschichten» das erste Mal erschienen sind; siehe auch unten «*Der Lumpenkübler und sein Haus*».

«*Der Heuet auf dem Nesselhof*»

Erstdruck in: «Neuer Bauernkalender für das Jahr 1849», herausgegeben vom landwirtschaftlichen Verein des Kantons Solothurn, Solothurn 1849, S. 15–18.

«*Der Erdäpfelteufel*»

Erstdruck in: «Neuer Bauernkalender für das Jahr 1850», herausgegeben vom landwirtschaftlichen Verein des Kantons Solothurn, Solothurn 1850, S. 15–18.

«*Schweizerisches Soldatenleben*»

Erstdruck unter dem Titel «Kiltabendgeschichten» als Fortsetzungsgeschichte in: «Morgenblatt für gebildete Leser», Nr. 88, 12. April 1849, S. 349 f. (hier zum einzigen Mal mit Zusatztitel: «Kiltabendgeschichten. Aus der Westschweiz.»); Nr. 89, 13. April 1849, S. 354 f.; Nr. 90, 14. April 1849, S. 357 f.; Nr. 91, 16. April 1849, S. 362 f.; Nr. 92, 17. April 1849, S. 366 f.; Nr. 93, 18. April 1849, S. 369 f.

«*Dursli, der Auswanderer*»

Erstdruck als Fortsetzungsgeschichte in: «Neuer Bauernkalender für das Jahr 1847», herausgegeben vom landwirtschaftlichen Verein des Kantons Solothurn, Solothurn 1847, S. 33–49 (Kap. 1–12), unter dem Titel «Begegnisse eines Auswanderers» und mit einem kurzen Nachwort (auf S. 49), in dem auf die Fortsetzung im Folgejahr hingewiesen wird. Der zweite Teil der Erzählung erschien in: «Neuer Bauernkalender für das Jahr 1848», herausgegeben vom landwirtschaftlichen Verein des Kantons Solothurn, Solothurn 1848, S. 20–36 (Kap. 13–24), unter dem Titel «Erlebnisse eines Auswanderers». Zu Beginn steht ein kurzer Hinweis auf den Abdruck des ersten Teils im Vorjahreskalender.

«*Der Heimathlose*»

Erstdruck als Fortsetzungsgeschichte in: «Morgenblatt für gebildete Leser», Nr. 175, 23. Juli 1850, S. 697 f.; Nr. 176, 24. Juli 1850, S. 702 f.; Nr. 177, 25. Juli 1850, S. 706 f.; Nr. 178, 26. Juli 1850, S. 709 f.; Nr. 179, 27. Juli 1850, S. 714 f.; Nr. 180, 29. Juli 1850, S. 717 f.; Nr. 181, 30. Juli 1850, S. 722 f.; Nr. 182, 31. Juli 1850, S. 725 f.; Nr. 183, 1. August 1850, S. 730 f.; Nr. 184, 2. August 1850, S. 733 f.

«*Aenneli von Siebenthal*»

Erstdruck als Fortsetzungsgeschichte unter dem Titel «Aenneli von Siebenthal. Eine Badgeschichte aus den Alpen» in: «Morgenblatt für gebildete Leser», Nr. 25, 20. Juni 1852, S. 577–584; Nr. 26, 27. Juni 1852, S. 606–613.

«*Peterli, der verlorne Sohn*»

Erstdruck in: «Neuer Bauernkalender für das Jahr 1852», herausgegeben vom landwirtschaftlichen Verein des Kantons Solothurn, Solothurn 1852, S. 15–29 (Kap. 1–7). Der Text hat ein kurzes Nachwort (auf S. 29), in dem auf die geplante Fortsetzung im Folgejahr hingewiesen wird. Der nächste «Bauernkalender» erschien jedoch erst 1855, also nach dem zweiten Band der «Kiltabend-Geschichten», in ihm findet sich jedoch keine Fortsetzung. Die Publikationslücke erschien Hartmann wohl als zu gross und ein zeitgleiches Erscheinen mit seinen «Kiltabend-Geschichten» wohl ebenfalls nicht angemessen.

«*Der verlassene Bau*»

Erstdruck als Fortsetzungsgeschichte unter dem Titel «Der verlassene Bau. Eine Geschichte aus der westlichen Schweiz» in: «Morgenblatt für gebildete Leser», Nr. 140, 12. Juni 1851, S. 557 f.; Nr. 141, 13. Juni 1851, S. 562 f.; Nr. 142, 14. Juni 1851, S. 565 f.; Nr. 143, 16. Juni 1851, S. 570 f.; Nr. 144, 17. Juni 1851, S. 573 f.; Nr. 156, 18. Juni 1851, S. 579; Nr. 146, 19. Juni 1851, S. 581 f.; Nr. 147, 20. Juni 1851, S. 586 f.

«*Der Lumpenkübler und sein Haus*»

Zum «Lumpenkübler» gibt es keine vorab publizierte Fassung. Wie «Karli-dürsen Joggi's Liseli» handelt es sich hiermit um eine genuin für die «Kiltabend-Geschichten» geschriebene Erzählung.

Zeitgenössische Rezensionen (1852–1855)

Rezensionen zu Band 1

- Allgemeine Zeitung, Nr. 245, 1. September 1852, Beilage, S. 3913 f.
Der Bund, Nr. 247, 5. September 1852, S. 995 f.
Neue Zürcher Zeitung, Nr. 253, 9. September 1852, S. 1093.
Helvetia. Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung 10 [Oktober] (1852), S. 287.
Wolfgang Menzel: Volksliteratur. In: Wolfgang Menzels Literaturblatt, Nr. 90, 10. November 1852, S. 369–372.
Anonym: Literarischer Bericht aus der Schweiz. In: Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 9, 26. Februar 1853, S. 204–210.

Rezensionen zu Band 1 und 2

- Die Muse. Blätter für ernste und heitere Unterhaltung 2 (1854), S. 822 f.
Jahreszeiten. Zeitschrift für Literatur, Kunst und gesellige Unterhaltung 13/2 (1854), Sp. 1658 f.
Salon. Unterhaltungsblatt zur Frauen-Zeitung, Nr. 7, 1. April 1855, S. 54–56 (inkl. Teilabdruck von «Karlidürsen Joggi's Liseli»).Hoffmann: Kiltabend-Geschichten von A(lfred) Hartmann. In: Hamburger literarische und kritische Blätter, Nr. 10, 2. Februar 1855, S. 79 f.
Robert Prutz: Literatur und Kunst. In: Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben 5/1 (1855), S. 29–35.
Anonym: Erzählungen aus dem Volk und für das Volk. In: Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 34, 23. August 1855, S. 619–627.
Anonym: Literarische Rück- und Ausblicke beim Jahreswechsel. In: Morgenblatt für gebildete Leser, Nr. 1, 1855, S. 16–19.

Dank

Der Herausgeber dankt dem Herausbergergremium der «Schweizer Texte» und dem Chronos-Verlag herzlich für die Möglichkeit, Hartmanns Erzählungen neu aufzulegen. Ein besonderer Dank gilt Eveline Wermelinger, die akribisch die Texte erfasst und nach den Bänden von 1853 und 1855 korrigiert hat.

Stellenkommentar

- 9 *Dorfgeschichten*] Siehe zur Gattungsdefinition Kapitel 2 des Nachworts.
im Stuttgarter Morgenblatt erschienen] Die Angaben zur Erstpublikation sind für alle Geschichten in der Editorischen Notiz aufgeführt.
- 13 *Leberberg*] Als Sammelbegriff für die Gebiete des sogenannten Berner Juras, der fünf Amtsbezirke, die leberbergischen Ämter, umfasste: Pruntrut, Delsberg (mit Laufen), Freiberge, Moutier und Courtelary.
Kühlein von Brienz] Die Briener Kühe galten gemeinhin als «sehr kleine, dabei oft äusserst niedliche Kühe» (*Zeitschrift für die gesammte Thierheilkunde und Viehzucht* 6 [1839], S. 445). Dass sie aber gleichwohl sehr viel Milch gaben, übergeht Hartmann in seinem Vergleich, der mehr auf das äussere Erscheinungsbild abzielt.
Freiburgerin oder Erlenbacherin] Gemeint sind Freiburger oder Simmentaler Kühe, die zu den grossen Kuhrassen gezählt wurden.
Bettlerschlämpli] schlampig gekleidete Bettlerin.
Was ein Bauer heissen will] Die Definition des Standes richtete sich nach dem Besitz. In der «Allgemeinen Zeitung» lieferte Hartmann eine vergleichbare Bestimmung der Berner Bauern: Die «ächten <Bauern> [leben] wie kleine Könige auf ihren stattlichen von Fruchtbaumwäldern umgrüntten Höfen», die zusammen mit den Wirten und Müllern die «eigentliche Aristokratie im Bernbiet» bilden würden. «Neben ihr wohnen in Hütten und Häuschen die <mindern Leute>, die Tauner, zu denen sich jeder zählen muß[,] der nicht mehr als ein oder zwei Kühlein und ein paar Geisen besitzt. Wer etwa dazu ein Pferd oder zwei im Stall stehen hat, der ist ein <halber> Bauer.» (*Allgemeine Zeitung*, Nr. 82, 23. März 1850, S. 1310.)
Tauner oder Geißbauer] Siehe vorangehendes Lemma.
Kühfladen] Kuhfladen.
junge Bursche] junge Burschen.
Kiltbube] Jüngling, der auf die Kilt geht, das heisst nachts heimlich sein Mädchen besucht, siehe auch unten stehendes Lemma *Kiltgang*.
- 15 *Ellenwaarengeschäft*] Stoffgeschäft.
rangschirte Frau] eine selbstbewusste, bisweilen herrisch auftretende Frau (von franz. ranger).
der freinere Tscholi] der gutmütigere Trottel.

- Gottwilche bin-is*] Steigerungsform vom einfachen «wilche» (willkommen); also: herzlich willkommen bei uns.
- Erdäpfel*] Kartoffeln.
- 16 *Tschoppen*] Jacke.
Fürtuch] Schürze.
Vorstecker] Brustlatz.
- 17 *Jüpplein*] Röckchen.
Meitschi] Mädchen.
Blust] Blüte.
Chacheli] aus Ton gefertigte Schälchen.
Grasanken] Butter von Kühen, die mit Gras (nicht mit Heu) gefüttert wurden.
- 18 *Justement*] gerade so (franz.).
zwängen] erzwingen.
öppe] etwa.
Jüppe] Rock.
Pflotsch] Schlamm, Dreck.
Parisöli] Schirm (franz.).
partu] durchaus (von franz. partout).
dengelen] eigentlich das Sichel- oder Sensenblatt mit einem Hammer gerade schlagen, hier im übertragenen Sinne: etwas einhämmern wollen.
parisölen] Schirm tragen.
im Heuet] zur Zeit der Heuernte.
zu den Säuen lügen] zu den Säuen schauen, auf die Säue aufpassen.
das trage mehr ab] das habe grösseren Nutzen.
Wälschparlen] welsch, französisch reden.
Klavierlen] Klavier spielen.
- 19 *Schakona*] Jakonett, feiner Baumwollstoff.
Merino] feine Wolle des Merinoschafs.
Füllimähren und Färlimooren] Stuten und Mutterschweine.
- 20 *Melchter*] Melkeimer.
Rothschäcke] rotgescheckte Kuh.
hoffährtig] stolz.
Schwarzblösch] schwarze Kuh mit weissen Flecken.
Stiel] Schwanz.
langte Joggi nach Frau Lämmli's Arm] ergriff Joggi Frau Lämmli's Arm.
Pfitusig] Kraftausdruck: Pfui Teufel.
retirierte] zog sich zurück (von franz. retiré).

- trampfte ihr der Bauer nach*] stapfte ihr der Bauer hinterher.
das schmöcke nicht wohl] das rieche nicht gut.
Mayen] Maiblumen.
- 21 *einen Kram*] Krämerware.
bigost] bei Gott.
b'sunderbar] besonders.
Tschuphuhn] Henne mit auffälligem Federbusch auf dem Kopf.
Gringli] Verkleinerungsform von «Gring», Kopf.
Wittfraueli] Wittwe, «Fraueli» als Verkleinerungsform von Frau.
- 22 *Ulmerpfeife*] geschnitzte Pfeife.
Lehenmannli] Lehensmann, «Mannli» als Verkleinerungsform von Mann.
verganteten] ausgesteuerter, das heisst zahlungsunfähiger Mann, dessen Besitz auf einer Gant öffentlich zwangsversteigert wurde.
- 23 *überlästig*] überaus lästig.
däwäg] auf diese Weise.
wüster Hung] schlimmer Hund.
Muttenstüpfen] Bauer (verächtlich).
hangen] hängen.
Aetti] Vater.
Pfnüsel] Schnupfen.
Gsüchti] langwierige Krankheit, Siechtum.
Gusti] Kalb.
- 24 *z'Kilt*] zur Kilt, siehe unten *Kiltgang*.
- 25 *groblächtig*] grobschlächtig.
Holzbeige] Holzstoss.
Schätzeli] Schätzchen.
Donnersmeitschi] Kraftausdruck.
Sackermentsmoore] Kraftausdruck, Moore: Sau.
Gfell] Balgerei.
unkomod] ungemütlich.
Ankenkübel] Buttereimer.
Rumpussen] raufen.
Groblächtigkeit] Grobheit.
Chnab] Knabe.
Wittlig] Wittwer.
- 26 *zum Nachtessen rüstete*] zum Abendessen zubereitete.
Es blange noch lange nicht] Es habe nicht den Wunsch.
wüstest Gritti] hässlichste alte Mann.
füülst] faulste.

- 27 *als Knecht dingen*] als Knecht angestellt sein.
fürnehmste] vornehmste, das heisst der geschickteste.
stellte den Joggi] machte Joggi stumm.
wundershalb] um seine Neugierde zu befriedigen.
- 28 *Segesse*] Sense.
Schlegel und Weggen] Schlägel und Keil.
Fünfliber] Fünffrankenstück.
Gfell] Glück.
Schick] Geschicklichkeit.
Nähjerenhände] Näherinnenhände.
Säumälchtere] Schweinetränke.
ein Aerveli Holz] einen Arm voll Holz.
Geschirrschaft] Geschirrschrank.
besch mer nume drü Chnebeli [...] *mitenangere z'rumpusse*] Vermochtest Du mir nur drei Holzknebel zu bringen? Warst Du zu faul oder konntest Du nicht mehr tragen? Du bist doch ein schwaches Bürschlein! Ich nehme es mit dreien von Dir auf einmal auf, wenn ich nicht fürchten müsste, dass sie in der Mitte auseinanderbrechen. Oder wollen wir es probieren, miteinander zu rangeln?
- 29 *afe*] mittlerweile.
z'si] zu sein.
Gaden] Dachzimmer.
Schmutzgüggel] dreckiger Hahn, hier im übertragenen Sinne als Schimpfwort gemeint.
- 30 *Sennthum*] Kuhherde.
Waizengarbe] Weizengarbe.
Bütten] grosses hölzernes Gefäss.
Ankenhafen] Tontopf zur Aufbewahrung der Butter.
Hundstage] Schönwetterperiode vom 23. Juli bis 24. August.
herum wadten] herumwaten.
- 31 *wie ein Rheinbube zu fluchen*] Redewendung; Schiffer und Flösser auf dem Rhein galten als rauhe Gesellen.
Sakerment] Sakrament. Es zeichnet die derbere Umgangssprache aus, das kirchliche Ausdrücke als Kraftausdrücke verwendet werden und dabei der eigentliche Wortlaut etwas abgewandelt wird.
geküchelten] gebackenen.
Heustock] Heulager.
Strübli und Hirzebörnli] Spritzkuchen und Konfekt.
Tennsthore] Scheunentore.
Fuder] Wagenladung.

- 32 *Brämi*] Russflecken.
Hafen] Topf.
Was er da hocke, gaffe und am Lulli sugge?] Was er da rumsitze, schaue und an seiner Pfeife nuckle?
- 33 *Häägen*] Zäunen.
Schlehenbeeren] Schlehdorn.
kummlich] bequem.
erschätzelen] gewinnen.
- 34 *Haag*] Zaun.
Scheuer] Scheune.
Mira] meinetwegen.
Deuxel] Teufel.
Blättere] eigentlich: Pocke (Blattere), hier im übertragenen Sinne gemeint.
Chyb] Ärger.
- 35 *Zulangen*] Zugreifen.
schier] fast.
b'hört] abgehört, abgefragt.
Tenn] Dreschplatz.
Güggel] Hahn.
Zäggen] Zecke.
- 36 *verwerchet*] verarbeitet.
Guttuch] feines Tuch.
- 37 *Charegleisgumper*] wörtlich: Wagengeleisehüpfer.
abeinander] auseinander.
ferm] fest, kräftig.
Sprengwägeli] einspannige, leichte Kutsche mit kleiner Ladefläche.
Scharabänke] von franz. «char a banc», Kutsche mit mehreren Sitzbänken.
Schäslein] einspannige, zweisitzige Pferdekutsche (von franz. chaise).
- 38 *Der Heuet auf dem Nesselhof*] In seinen «Rückblicken» behauptet Hartmann irrigerweise, dass der «Heuet» seine erste Dorfgeschichte gewesen sei; siehe hierzu das erste Kapitel des Nachworts. Sie ist jedoch eine jener «pikanten humoristisch gehaltenen Dorfgeschichten», für die sich Hartmann selbst rühmte (Alfred Hartmann: Rückblicke. «Ich war und blieb ein Heide». Hg. von Monika Hartmann und Verena Bider, bearbeitet von Patrick Borer und Hans-Rudolf Binz. Baden 2011 [Veröffentlichungen der Zentralbibliothek Solothurn, 32], S. 165).
änet] jenseits.

- Güllenbächlein*] Jaucherinnsal.
Grasbähre] einrädige Schubkarre, mit der Gras transportiert wurde.
Seigel] Sprossen.
Impkörbe] Bienenkörbe.
Heuschochen] kegelförmige Heuhaufen.
Viehwaar] Vieh (despektierliche Bezeichnung).
vorfern] vor zwei Jahren.
- 39 *Futtertenn*] Futtergang.
ingegrast] hier: das Vieh mit Gras füttern.
Tschupp] Anspielung auf eine Variante des schweizerischen Kinderliedes «Riti-Rössli», in dem die drei dort vorkommenden Mädchen als «Tschupp» bezeichnet werden.
- 40 *Z'Lisi söll go z'Morge choche*] Die Lisi soll das Frühstück kochen.
z'Babi cha go] Die Babi soll es tun.
S'isch hüt am Gritli az'füre] Heute ist Gritli an der Reihe, Feuer zu machen.
Seid ihr z'Düfels, Meitschene? Weit-er cho afüre, uf d'r Stell oder nit?] Seid ihr des Teufel, Mädchen? Wollt ihr wohl sofort Feuer machen!
Schlärpli] unnütze Person.
Huschen] Schläge, Ohrfeigen.
prägeln] kochen.
nächten] am Vorabend.
g'hürschig] schnell.
zum z'Morgenessen] zum Frühstück.
Zikoriwasser] Zichorienkaffee, der aus der Wurzel der Zichorie gewonnen wird.
Milchhafen] Milchtopf.
Erdäpfelrösti] geraffelte und gebratene Kartoffeln.
- 41 *Walmen*] Heuhaufen.
Füfüßen] Socken.
Gropp] Kaulkopf (Fischart).
Maserpfeife] Pfeife mit gemasertem Kopf.
schmäderfrässiger] auch: schnäderfrässig, wählerisch beim Essen.
Hung] Hund.
linden] weichen.
Brösmeli] Brotkrümel.
öppen einist] irgendwann einmal.
pressiren] beeilen (von franz. presser).
man sei näume schon dureweg dra] anderswo seien alle schon daran.
- 42 *Meitlene*] Mädchen.

- geguselt*] gestochert.
abzuhunden] abzuschufften.
d'Hüng] die Hunde.
z'Liederligen änen] drüben in Liederligen.
Meitschene] Mädchen.
im Wältsche] in der Westschweiz, in der französischsprachigen Schweiz.
Brästen] Kartoffelkrankheit.
Reiti] Dach- oder Dörrboden.
rätschte] eigentlich: knarrende Geräusche machen (wie eine Ratsche), hier im übertragenen Sinne: quatschte.
Gartenbag] Gartenzaun.
Röllidubak] Tabak, der in Blätter eingewickelt verkauft wurde.
verheuen] die Heuernte einbringen.
z'Nachtkochen] Abendessen kochen.
- 43 *Brühelöcher*] Jauchelöcher.
Chiltknaben] Knaben, die auf die Kilt gehen, siehe oben *Kiltbube*.
Hoscho Eisi] Ruf, mit dem um Einlass gebeten wird. So auch in dem berühmten Gedicht «Der Kilter», siehe folgendes Lemma sowie unten *Pfarrer Kuhn sel. in seinem «Hoscho, Eisi»*.
Bänzli auf der Bigi] Anspielung auf das Gedicht «Der Kilter», in dem Benz (Bänzli) seiner Angebeteten von einem Holzstoss aus zuruft, siehe vorangehende Lemma sowie unten *Pfarrer Kuhn sel. in seinem «Hoscho, Eisi»*.
- 44 *Mäder*] zum Mähen angestellter Tagelöhner.
Schwaden] Lagen von Heu.
geblangt] sich gesehnt.
Tschupp] Siehe oben *Tschupp*, hier: Kopf.
- 45 *Dackbetten*] mit Federn gefüllte Bettdecke.
Es werd' öppe nüt sy, als öppen ein Chilter] Es wird wohl nichts anders sein als ein Kiltgänger.
Polizeier] Polizist.
Gsätzlein] Diminutiv von Gesetz, auch in der Bedeutung von Liedstrophe.
Kilbe] Jahrmarkt, Kirmes.
- 46 *Dürst*] heulendes und tosendes Gespenst.
Gäuthier] gespenstiges Wesen.
verflukten] verfluchten.
Fleugen] Fliegen.
überzwerch] sehr schräg.

- Aparti nichts*] Nichts Besonders.
- 47 *Schachen*] Mit Gehölz und Gestrüpp bewachsene Umgebung von Flüssen.
Schaube] Bund von Stroh, mit dem man das Dach deckt.
die Halbe Wein] die halbe Flasche Wein.
Wasseramtei] der südlichste Teil des Kantons Solothurn, heute Bucheggberg-Wasseramt.
- 48 *hat es dir wüst geböset*] hat es dir schlimm zugesetzt.
Mäscheli] kleine Masche.
lampen die Fetzen herunter] hängen die Fetzen herunter.
Ammannsegg oder Kriegstetten] Gemeinden in der Wasseramtei.
gimmer öppis z'ässe] gib mir etwas zu essen.
Ig au ässe] Ich (will) auch (etwas) essen.
Su wey mer Häröpfel] So wollen wir Kartoffeln.
brieggen] weinen.
der Aetti krame] der Vater kaufe.
Chömet, Ching, mir wey go luege, wie sie so chrutig sy und so schön blüije] Kommt Kinder, wir wollen nachschauen, wie sie so blätterreich sind und so schön blühen.
Erdäpfelplätz] Kartoffelacker.
Karst] zweizackige Hacke.
reuten] roden.
Lug] Schau.
wie schöne Meye sie hei] welch schöne Blüten sie haben.
Brägleti Häröpfel] Gebratene Kartoffeln.
Wenn chöme-mir über? gell, Müetti, hüt wottsches choche?] Wenn bekommen wir (sie)? Gell, Mutter, heute kochst Du für uns?
- 49 *Erdäpfelmöckli, Erdäpfelbry, Erdäpfelröste*] verschiedene Zubereitungsarten der Kartoffel: in Stücke geschnitten, als Brei, als Rösti (geraffelt und gebraten).
Reiswellen] Reisigbündel.
b'langten] ungeduldig warteten.
Zuckerkandel] Kandelzucker.
- 50 *Löhl*] Einfaltspinsel.
Landjäger] Polizist auf dem Land.
eins kücheln] etwas backen.
- 51 *märtete*] handelte.
dingte der Säufer noch ein] legte der Säufer noch fest.
pärse] selbstverständlich (von franz. per se).
ausfoppen] zum Besten halten.

- 52 *chuzlig*] kitzlig.
sich zäpfen] schweigen.
- 53 *rechtsiger*] (ge)rechter.
Udüfel] Teufel.
Kurasch] Mut (von franz. courage).
besch üs nüt g'chromet] hast du uns nichts gekauft.
- 54 *hangen*] hängen.
- 55 *tausendstimmiges Wehgeschrei*] Die Kraut- und Kartoffelfäulnis vernichtete ab Mitte der 1840er-Jahre etwa die Hälfte des europäischen Kartoffelanbaus. Ein zeitgenössischer Bericht beschrieb 1845 die Lage in der Schweiz mit folgenden Worten: «Die Kartoffelkrankheit hat sich nach den Berichten der Zeitungen fast über die ganze Schweiz erstreckt. Auch Zug, Thurgau, Aargau, Solothurn und die französischen Kantone sind bereits von derselben heimgesucht. Allenthalben indessen haben die Regierungen sofort die nöthigen Maßregeln getroffen.» (Moritz Beyer; E. A. Fritsch: Noth- und Hilfsbüchlein gegen die Kartoffelseuche. Leipzig 1845, S. 81.) In seinen «Rückblicken» gedachte Hartmann ebenfalls dieser Periode: «Der Jahreswechsel von 1846 auf 1847 vollzog sich unter den düstersten Vorzeichen. Die Kartoffelkrankheit hatte das Brod der Armen zerstört; es war Theuerung im Land.» (Hartmann: Rückblicke, S. 167.)
- 56 *Tröckne*] Trockenheit.
dängelen] das Sichel- oder Sensenblatt mit einem Hammer gerade schlagen.
Mayen] Maibaum
z'blinzlige] blindlings.
Consigne] (militärische) Weisung (franz.).
Dragoner] Reiter.
Fourier] Soldat, der für Logistik zuständig ist.
Scherm] vor dem Wetter geschützt.
- 57f. *den Düfour auf der Pfeife führte*] Der aus Genf stammende Guillaume Henri Dufour (1787–1875) galt als gemässigter Konservativer und leitete als General die eidgenössischen Truppen im Sonderbundskrieg von 1847. Somit ist klar, dass des «Müllers Rubi» zu den eidgenössischen Truppen zählt.
- 58 *Sackzeichner*] einer, der Mehlsäcke beschriftet.
Schleppsäbeln] Säbel der Reiter, die an einem langen Riemen getragen wurden.
Sonderbundskrieg] Der Sonderbundskrieg dauerte vom 3. bis 29. November 1847. Es standen die im Sonderbund zusammengeschlossenen

konservativen katholischen Kantone Luzern, Schwyz, Uri, Zug, Ob- und Nidwalden, Freiburg und Wallis den restlichen Schweizer Kantonen mit liberaler Regierung gegenüber. Letztere gingen als Sieger aus dem Bürgerkrieg hervor.

59 *He nu so de*] Nun denn, also gut.

Chuttli] Verkleinerungsform von Kutte, Jacke.

parat] bereit.

ein's für die Neuen und ein's für die Alten] Gemeint sind die beiden politischen Lager, die sich im Sonderbundskrieg gegenüberstanden. Als Neue galten die Liberalen und Radikalen, als Alte die Konservativen.

Gastig] Gäste.

Jesuiten] Die Jesuiten gehörten zum konservativen Lager.

Siegwart] Konstantin Siegwart-Müller (1801–1869) war einer der führenden Politiker des Sonderbunds und wurde von der liberalen Presse heftig angegriffen. Bereits 1843, während des Streits über die Aufhebung der Aargauer Klöster, hatte Siegwart mit einer Abspaltung der katholischen Kantone von der restlichen Schweiz gedroht.

an Kaiser und Franzosen verrathen] Gerüchte über eine mögliche militärische Intervention von Österreich und Frankreich gab es seit Ende 1846. In diesem Jahr hatte Frankreich den Sonderbund mit günstigen Waffenlieferungen unterstützt (vgl. Christa Sutz: Frankreichs Politik in der Sonderbundskrise. Bern, Frankfurt am Main 1976, S. 42–54). Der Kriegsrat des Sonderbundes und hiervon insbesondere Siegwart-Müller hatte 1847 mehrere Gesuche um bewaffnete Intervention an Österreich und Frankreich gerichtet (vgl. ebd., S. 169–175). Nach Beendigung des Sonderbundkrieges strebte der Kanton Luzern ein Landesverratsprozess gegen Siegwart-Müller an, der sich durch Flucht jedoch dem Prozess entzog.

Ländler] Einwohner der (katholischen) Urkantone.

seinethalb] seinetwegen.

60 *Ochsenbein*] Der Berner Politiker und spätere Bundesrat Ulrich Ochsenbein (1811–1890) war im Sonderbundskrieg Kommandant bei den eidgenössischen Truppen.

Ankenmilch] Buttermilch.

Sonderbündler] Anhänger des Sonderbunds.

ausfötzeln] verspotten.

z'nächst] ganz in der Nähe.

Freischäärlern] Teilnehmer der Freischarenzüge vom 8. Dezember 1844 und 31. März 1845. Radikale und Liberale versuchten mit diesen militärisch schlecht vorbereiteten Schlägen die konservative Luzerner

- Regierung zu stürzen, scheiterten aber. In der Folge verbündeten sich die konservativen Kantone zum Sonderbund.
- eint oder anderer*] der eine oder der andere.
- 61 *die der König von Frankreich geschickt*] Siehe Lemma oben *an Kaiser und Franzosen verrathen*. Die Unterstützung des Sonderbundes durch Frankreich betont Hartmann auch im «Meister Putsch»; vgl. Hartmann: Meister Putsch und seine Gesellen. Ein helvetischer Roman in sechs Büchern. Hg. und mit einem Nachwort von Patricia Zihlmann-Märki und Christian von Zimmermann in Zusammenarbeit mit Eveline Wermelinger. Zürich 2017 (Schweizer Texte. Neue Folge, 48), S. 224.
- Wälsch*] Französisch.
- Kreuzstücken*] kleine Partikel vom Kreuz, die in katholischen Kirchen als Reliquien verwahrt werden.
- 62 *z'Chrieg*] in den Krieg.
- z'Düfels Sach*] Teufels Sache.
- abeinander*] entzweit.
- freien Amt*] südöstlicher Teil des heutigen Aargaus.
- Prä*] Sold.
- Salis-Soglio*] Johann Ulrich von Salis-Soglio (1790–1874) war der Oberbefehlshaber der Sonderbundstruppen.
- Habersack*] Hafersack.
- Tagsatzung*] Die Tagsatzung war die politische Versammlung der eidgenössischen Orte und bildete bis 1848 das einzige zentrale Gremium der Eidgenossenschaft. Die Tagsatzung verfügte über wenig exekutive und legislative Kompetenzen, die vielmehr bei den einzelnen Kantonen lag. Durch ihre integrative Funktion war sie für die Identitätsbildung der Eidgenossenschaft jedoch von hoher Bedeutung.
- gleitig*] schnell.
- Gewimmel von Soldaten*] Ähnliche Schilderung auch in Hartmann: Meister Putsch, S. 229.
- Hie da*] Hie und da.
- 63 *Biggern*] kleine Pferde, Klepper.
- Donners-Donner [...] Strohlhagel*] heftige Fluchwörter.
- jedes Babi und Züsi*] Mädchennamen.
- Gigertschwasser*] Schnaps aus Kernobst.
- das rothe Armband mit dem weißen Kreuz*] Die eidgenössischen Soldaten trugen erst seit 1815 eine Armbinde mit den Schweizer Wappen um ihre Zugehörigkeit zu den eidgenössischen Truppen zu signalisieren.
- Schneckenwälsche*] Neuenburger und Jurassier.
- Zürihegel*] Ursprünglich ein Begriff für ein Taschenmesser, das bei

- Zürchern Kindern seine Verbreitung fand; im übertragenen Sinne allgemein für Zürcher.
- 64 *das Prä langen mochte*] der Sold reichte.
verthan] ausgegeben.
Kaputrock] Soldatenmantel, weiter Überrock.
Werda!] Wer da?
Haltla, Mano!] Halt an, Mann!
- 65 *gewirset*] verletzt.
nahm den Finkenstrich] lief schnell davon.
von Siegwart an den Gesandten von Frankreich] Siegwart-Müller bat in der Tat Frankreich resp. dessen Gesandten, Charles Joseph Edmond de Bois-Le-Comte (1796–1863) um militärische Unterstützung; siehe oben *an Kaiser und Franzosen verrathen*.
- 66 *Sogar eint und anderer Dragoner*] Sogar der eine oder der andere Dragoner.
- 67 *öppen-öppis so apartig Merkwürdiges*] etwas so besonders Merkwürdiges.
Chübelischläger] Kübelschläger, Trommler.
Batterie Zwölfpfünder] Kanone, deren Munition 12 Pfund wiegt.
gepfoselt] gewackelt.
b'langte] reizte.
mache uns viel zu viel Fiseli-Fäseli] ziere sich zu sehr.
- 68 *Hellebarden, Sempacherspießen und Fidelisknütteln*] Ähnlich rückständig schildert Hartmann auch im «Meister Putsch» die Bewaffnung der Sonderbundtruppen; vgl. Hartmann: Meister Putsch, S. 207 und 246.
Gislikon] Im luzernischen Gislikon (eigentlich: Gisikon) fand am 23. November 1847 ein Gefecht zwischen den eidgenössischen und den Sonderbundstruppen statt. Am Folgetag kapitulierte Luzern als zweiter Kanton des Sonderbunds. An dem Gefecht waren auch Soldaten aus Solothurn beteiligt, wie sich Hartmann noch in seinen «Rückblicken» erinnerte; vgl. Hartmann: Rückblicke, S. 170.
kaessirte] machte den Hof.
Brunnendünkel] hölzernes Wasserleitungsrohr.
Laffette] fahrbares Gestell, auf dem die Kanone montiert ist.
- 69 *klänkte*] läutete.
- 70 *apart*] besonders.
einen Schlötterlig anzuhängen] wörtlich: Rotz anzuhängen, im übertragenen Sinn: übel nachzureden.
Most] ungegorener Obstsaft.

- 71 *Sappeure*] Soldaten mit Handwerksaufgaben.
stahlen ihm das Stroh] So auch im «Meister Putsch», vgl. Hartmann: Meister Putsch, S. 232.
Habergarben] Haferbündel.
schlagen General] bestimmte Art des Trommelns, welche die Truppe zum Aufbruch mahnt.
- 72 *abzuprotzen*] das Geschütz vom Wagen nehmen.
Weidhaag] Hecke.
Kübelschläger] Trommler.
Gersauerstücklein] Schildbürgerstreich.
Bis nit höhn] Sei nicht verärgert.
Haagstecken] Zaunstecken.
Elgger] Franz von Elgger (1794–1858) war der Generalstabschef aller Sonderbundstruppen.
Abyberg] Theodor Ab Yberg (1795–1869) war Kommandant der zweiten Sonderbundsdivision.
gepülvert] geschossen.
- 73 *tschäterte*] klapperte und rasselte.
Schanze der Sonderbündler] Im «Meister Putsch» beschreibt Hartmann das Gefecht bei Gisikon aus der Perspektive der Sonderbündler, vgl. Hartmann: Meister Putsch, S. 242 f.
der alte Denzler z’Thun] Anspielung auf Louis Denzler (1806–1880), den Oberst im eidgenössischen Artilleriestab. In Thun befand sich seit 1819 die eidgenössische Central-Militärschule.
Es ketzerte] Es gebärdete sich wild.
Kartätschen] mit Schrotladung gefülltes Artilleriegeschoss.
Train] für den Transport zuständige Truppe.
es hätte mir schier g’chrüset] es hätte mich wohl sehr gekitzelt, das heisst unruhig gemacht.
- 74 *Hälsig*] um den Hals gebundener Strick.
- 75 *Wässermatten*] bewässerte Wiesen.
- 78 *Harnischplätze*] Knäuel von feinen Eisendrähten zur Reinigung von Pfannen und Töpfen.
Magenwürste] geräucherte Würste.
Buchsi-Märet] Markt in Münchenbuchsee.
- 79 *Bittwoche*] die Woche vor Christ Himmelfahrt (Auffahrt).
St. Ursen] die St.-Ursen-Kathedrale in Solothurn.
- 80 *ausgepichte Magen*] Magen, die viel vertragen (von pechen: mit Pech überzogen).
Gutteren] Flaschen.

- Brüder Liederlich*] Anspielung auf das in «Des Knaben Wunderhorn»
abgedruckte Lied über den versoffenen Bruder Liederlich.
- 81 *die höflichsten Bursche*] die höflichsten Burschen.
- 84 *B'schüttifässern*] Jauchefässern.
- 85 *Gigampfi*] Schaukel.
Gütterli] kleine Flasche.
- 86 *Kolatz*] Frühstück.
- 87 *ein Bischen*] ein bisschen.
- 88 *Es nahm mich doch z'Deuxelwunder*] Ich war doch sehr neugierig.
gutes Muthes] guten Muthes.
- 89 *rangschiert*] zurechtgewiesen.
- 90 *Milchgepse*] flacher Milchzuber.
- 91 *lügen*] sehen.
Bernermeitschene] Berner Mädchen.
z'ringelum] ringsherum.
Züpfenschnüre] Bänder, welche die zu Zöpfen geflochtenen Haare zu-
sammenhalten.
Wybeeri und Rosinli] Weinbeeren (Trauben) und Rosinen.
Kyß] Ärger.
Gräbt] Bestattung.
Hüdeli] Kleinkind.
näume] irgendwie.
g'schmuecht] ohnmächtig.
füremachen] herausgeben.
- 93 *greinen*] weinen.
Röcklibub] Kleiner Junge, der noch keine Hosen, sondern einen Rock
trägt.
- 94 *Schmutz*] Kuss
kantsam] diensteifrig.
dümpfelte] hineintauchte.
Kittelfecken] Jackenschoss.
verrebelt] verendet.
- 95 *Gattig*] Gestalt, Aussehen.
- 96 *ungesinnet*] unerwartet.
allerwegen] gewiss.
- 97 *Uerten*] Rechnungen.
es einen fast lüpfen wollte] es einem fast schlecht wurde.
kummlig] gemütlich.
unverschant] unverschämt.

- hatten wir mit dem Wirth [...] akkodiert]* waren wir mit dem Wirt
übereingekommen.
- 98 *hausbäblich]* häuslich.
Ratafia] Likör.
Btz.] Batzen.
Mühwalt] Bemühungen.
- 99 *Gilet]* Weste.
überzwärch] sehr schräg.
da würde es Einen von uns nach dem Andern putzen] da würde einer
nach dem anderen von uns sterben.
- 100 *Häsplig]* Streit.
- 102 *chüselen]* flüstern.
Taväre] Taverne.
- 103 *Glunke]* Pfütze.
- 104 *ringer]* besser.
ein Brötisli] einen Braten.
- 105 *Türkenkorn]* Mais.
Düpfli] kleiner Kochtopf.
- 106 *welschen Gügge]* Truthahn.
- 108 *chächste]* rüstigste.
G'satz] Vorsatz.
- 109 *reuten]* roden.
geprägelt] gebraten.
abgelugt] abgeschaut.
Kinderbetterenkost] Kost für eine Kindsbetterin.
einewäg] gleichwohl.
trümmelig] schwindlig.
- 110 *z'gstänglige]* wörtlich etwa: auf dem Gestänge, also stehend.
Mutte] Rasenstück.
verbrösmelen] zerkrümeln.
eigelig] eigensinnig.
z'Acher] auf den Acker.
zu Nacht gekocht] das Abendessen gekocht.
- 111 *Stücker]* etwa.
Ufrichtig] Aufrichtfest.
- 113 *Tanntschuppli]* junge Tanne.
- 114 *herauflangen]* heraufreichen.
- 115 *Fecken]* Rockschoß, -zipfel.
füre machen] hervorholen, herausgeben.
- 117 *geparlt]* gesprochen (von franz. parler).

- verflukter*] verfluchter.
 118 *Säyet*] Aussaat.
Sprenzeln] Holzstücke.
Miesch] Moos.
Holzbigi] Holzhaufen.
 119 *Dütschi*] Schemel.
 120 *Weibsame*] Weibervolk.
schnädert] quatscht.
z'Stubeten] Hausbesuche machen.
ein Immeli Nüsse] ca. 250 Gramm.
langt das Kartenspiel [...] hervor] holt das Kartenspiel hervor.
Häägen] Zäunen.
änen am Meer] drüben hinter dem Meer.
z'Märet] auf den Markt.
 121 *albez*] die ganze Zeit.
Ygrasig] Gras mähen.
 122 *in der Uerte lag*] bei ihm wohnte.
chätschte] kaute.
zwängen] erzwingen.
lugten sauer] schauten sauer.
 124 *im Heuet*] während der Heuernte.
 125 *acherieren*] pflügen.
Häfel] Schälchen.
 126 *flattirt*] geschmeichelt.
fürbaß] weiter.
lothweise] Ein Lot entsprach dem 32. Teil eines Pfundes.
 127 *Düpflein*] Tüpfelchen.
schröckelich] schrecklich.
 129 *Heimet*] Heimat.
 130 *abwäg*] verwirrt.
 132 *rangschieren*] ordnen.
Nachtchuzen] Nachteulen.
 133 *z'Chrieg dingen*] in die Armee eintreten.
Hilme] vor Wind und Wetter schützender Ort.
Butik] Wirtschaft.
 134 *auf den Agertschenaugen herumtrappet*] auf die Hühneraugen, also
 Füsse, tritt.
einen Arvel dürres Resp] einen Arm voll dürres Reisig.
 135 *ausgeseckelt*] ausgenommen.

- Ich langte dem Herrn Schmid die Hand*] Ich ergriff die Hand von Herrn Schmid.
einewäg] ohnehin.
- 137 *Viehrüfe*] Bekanntmachungen von privaten Viehverkaufsabsichten.
märten] feilschen.
es nahm mich z'Düxels Wunder] es interessierte mich sehr.
schleiteren] schräg abfallende.
- 138 *G'lieger*] Nachtlager.
Geschlämp ohne Chust] fades Getränk ohne Geschmack.
- 139 *Gottwilche*] herzlich willkommen.
breichen] darbieten.
ringer] lieber.
- 140 *Halbleinb'chleidig*] halbleinene Kleidung.
- 143 *Der Heimathlose*] Den inhaltlichen Kern dieser Geschichte hatte Hartmann aus einem Gedicht von Franz Krutter, das 1847 unter dem Titel «Der Heimatlose» im «Wochenblatt für Freunde der schönen Literatur und vaterländischen Geschichte» erschienen war (Nr. 7, 13. Februar 1847, S. 25 f.). Aus der Ich-Perspektive berichtet dort der namenlose Heimatlose von seinem Lebensweg, der das Grundgerüst für Hartmanns Erzählung abgibt. Der Knabe wird von einem alten Mann gegen einen Pudel adoptiert, kommt als Verdingkind in eine Gemeinde, wo er ein Mädchen kennenlernt. Der Pfarrer verweigert, wie bei Hartmann, die Verheiratung der beiden, die sich daraufhin in Rom vermählen lassen. Das Paar wird jedoch nicht in die Gemeinde aufgenommen, woraufhin es alle gesellschaftlichen Bande hinter sich lässt und als Heimatlose umherzuziehen beginnen: «Fahr wohl mein Name, du Heimat mein, / – Jetzt will ich rechtlos und Heimatlos sein» (ebd., S. 26). Der Inhalt des Gedichts sei, so heisst es in einer Klammerbemerkung zu Beginn, «getreu den Gerichtsakten entnommen» (ebd., S. 25), gibt also offenbar ein reales Schicksal wieder.
öden Moor] Die Sumpflandschaft im Berner Seeland war bis zur Jura-gewässerkorrektur zwischen 1869 und 1891 nur spärlich besiedelt.
eine Sprache] Das Jenisch, die Sprache der Fahrenden, enthält Elemente des Deutschen, des Jiddischen und verschiedener romanischer Sprachen.
des theuren Jahres siebzehn] Missernten hatten 1816 und 1817 Hungersnöte und Teuerung zur Folge.
Byswind] kalter Nordostwind.
Röbricht] Rohr.
- 146 *Ulmerkopf*] geschnitzter Pfeifenkopf.

- copulirt*] getraut.
Trülle] drehbarer Käfig, Pranger.
- 148 *Flühen*] Felswänden.
hundertjährig] Lies: hundertjähriges.
- 149 *Schubzwecke*] Kurze Nägel für die Herstellung von Schuhen.
- 150 *ein Gesetz*] 1812 und 1819 wurde mittels Konkordaten versucht, Heimatlose in Gemeinden zur Sesshaftigkeit zu zwingen.
- 152 *genzianenblaue*] enzianblaue.
- 153 *Zurzacher Messe*] Wichtiger Warenmarkt im aargauischen Zurzach.
- 155 *Dirnen*] hier in der neutralen Bedeutung: Mädchen.
- 157 *haarigtes*] haariges.
- 158 *Chlais auf der Chliberen*] Klaus auf der Klippe.
Zu den] Zu der.
Holzboden] Schuh mit Holzsohle.
- 159 *Gigertschiwassergutteren*] Schnapsflaschen.
vergeldstagt] für bankrott erklärt.
Hudel] Lump, moralisch und finanziell heruntergekommener Mensch.
um sein Löhnlein verpforen] ging leer aus.
- 160 *Bursche*] Burschen.
armüthig] ärmliches.
der Limp und der Lämp] Beide Begriffe bezeichnen einen liederlichen Menschen.
- 161 *Butschierem*] Flaschenwein, der teurer ist als der offen ausgeschenkte.
- 162 *Mähder*] Mäher.
Kummlichkeit] Annehmlichkeit.
- 164 *Lewat*] Raps.
Geismilch] Ziegenmilch.
- 165 *Glockentschöppen*] Jacken, deren Ärmel oben weit und unten eng sind.
Ringlimensch] Hure.
- 166 *Bürgernützung*] Geld oder Naturalien, die aus Gemeinschaftsbesitz (wie zum Beispiel Gemeindewäldern) erwirtschaftet und an Gemeindebürger verteilt wurden.
- 167 *Ordre*] Befehl (franz.).
- 173 *ländliche Soireen*] Eine solche Szene gestaltet Hartmann in der Rahmenhandlung des Erstdrucks seiner Erzählung «Schweizerisches Soldatenleben» von 1849. Seine Vorstellung vom «Kiltabend» war also bereits zu dieser Zeit ausgeprägt. Die gleichsam programmatische Szene, die unter dem Titel «Kiltabendgeschichten. Aus der Westschweiz» veröffentlicht wurde, sei deshalb hier etwas gekürzt wiedergegeben: «[...] Es war im Wintermonat, wo die Nächte so lang werden, daß man sie

fast an beiden Enden wieder zusammenknüpfen kann. Ein kalter Nebel lag über Feld und Wald, man hätte mit Löffeln davon abstechen können. An solchen Tagen kommt es vor, daß die reichen Engländer aus purem Maßleid [Überdruß] sich aufhängen oder vergiften. Ein Bauer ist klüger als ein Engländer und thut sich selten ein Leides an, denkt aber bei so trübseliger Witterung zumeist an Viehseuchen, Hagel-schlag und ähnliche unanmuthige Vorkommnisse. So ging's eben auch Karlidürsen Joggi. Er saß oben am Tisch zunächst der düster brennenden Ampel, hatte vor sich eine Schiefertafel und in der Hand die Kreide, und suchte auszurechnen, was es kosten würde, wollte er die <Lebwaar> in seinem Stall in der Viehassekuranz versichern. [...] So weit die Ampel zünden mochte, hatte die <Weibsame> mit ihren Spinnrädern Posto gefaßt, die ihr einförmiges Lied surrten und schnurrten. Auf der Ofenbank saß des Müllers Rubli aus dem Schwaderloch. [...] Unten am Tisch war noch der Schulmeister, ein Bürschchen, das vor zwei Jahren aus dem Seminar entlassen worden, und bohrte durch die Dämmerung, die dort herrschte, mit den Augen in einem Zeitungsblatt. Lieseli war die einzige in der ganzen Stube, deren Augen so munter glänzten wie am schönsten Frühlingstag. Sie helfe, meinte sie, ein Lied singen, wenn der Schulmeister anstimme wolle; man könnte sonst fast meinen, man wäre hier an einer <Gräbt>. [...] Aus dem Singen werde allweg heute nichts, bemerkte der Schulmeister; es schnüre ihm den Hals zusammen, als ob er den Schulinspektor die Dorf-gasse heraufkommen sähe. [...] So sollte einer eine Geschichte erzählen, rief Liseli; entweder etwas recht lustiges, daß man dabei lachen möge, oder etwas, wo es einem davon kalt über den Rücken laufe, daß man in keinen finstern Winkel mehr schauen dürfe. [...]» (Morgenblatt für gebildete Leser, Nr. 88, 12. April 1849, S. 349 f.) «Jetzt gab der Ringgi unter dem Ofen unversehens Laut, vor dem Haus ließen sich Tritte hören und bald ging die Stubenthür auf. Ein schlankes Bürschchen trat wohl-gemuth ein, den Bündel, den es trug, in einen Winkel legend. <Guten Abend miteinander, und hätt' Euch gern gefragt, Vetter Joggi, ob Ihr mich übernacht haben wollt?> – <Warum nicht, Friedli! Gottwilche bei uns!> war des Bauern Antwort. <Liseli soll dir etwas zum Erwärmen einschenken; das thut wohl, wenn man aus dem Nebel kommt.> Liseli langte flink eine Flasche vom Wandbrett herunter und schenkte das perlende Gigertschiwasser* (*Obstbranntwein) in ein blankes Gläschen, dann holte sie ein gewaltig Stück duftiges schwarzbraunes Roggenbrot aus der Tischlade hervor und legte es mit einem Messer vor den neuen Ankömmling auf den Tisch. [...] <Jetzt erzählst du uns aber eine recht schöne Geschichte,>

sprach Liseli zum Vetter, indem sie ihm sein Gläschen zum zweitenmal füllte. «Sie sind heute Alle so schweigsam und langweilig zum Einschlafen, und es ist ein rechtes Glück, daß du noch gekommen bist.» – «Dir zu lieb, Base, will ich schon so was aus dem Aermel schütteln, mit dem Vorbehalt, daß ihr's nicht gar zu genau nehmen dürft; denn wenn Einem so mitten im Eifer der genaue Sachverhalt nicht gleich einfallen will, so lügt man in der Geschwindigkeit etwas dazu.» – Das wäre man von einem gewissen Trummerfriedli schon gewohnt, meinte der Joggi; er solle es nur nicht gar zu grob machen. – Da des Müllers Rubli seinen Dufour stopfte, so füllte Friedli sein Pfeifchen ebenfalls aus des Wachtmeisters Päcklein, zündete an und setzte sich dem goldhaarigen Bäschen gerade gegenüber. «Es fällt mir ein Stücklein ein, das ich habe aufführen helfen, just als der Krieg gegen den Sonderbund angegangen. So paßt denn auf und redet mir nicht hinein.» (Morgenblatt für gebildete Leser, Nr. 89, 13. April 1849, S. 354 f.)

Pfarrer Kuhn sel. in seinem «Hoscho, Eisi»] Der Berner Lehrer und Pfarrer Gottlieb Jakob Kuhn (1775–1849) sammelte und schrieb Lieder und Gedichte in Berndeutsch. In dem Gedicht «Der Kilter» (in: Volkslieder. Zweyte, ganz umgearbeitete Ausgabe. Bern 1819, S. 119–121), auf das sich Hartmann hier bezieht, gestaltet Kuhn den nächtlichen Dialog zweier Liebender. Der junge Benz bittet bei Eisi um Einlass.

Kiltgang] In seinen Erzählungen schildert Hartmann mehrfach Szenen, in denen er den herkömmlichen Inhalt des Begriffs darstellt, resp. darauf anspielt: den nächtlichen Besuch eines jungen Mannes bei seiner Angebeteten, siehe hier S. 13, 24 f., 43 und S. 161.

In einigen kritischen Beurtheilungen] Gemeint ist in erster Linie die Rezension in den «Blättern für literarische Unterhaltung» vom 26. Februar 1853. Hartmann greift in seinem Vorwort das zentrale Argument auf, wonach dialektale Wendungen nur dann erlaubt seien, wenn ein hochdeutscher Ausdruck fehle; siehe hierzu auch Kapitel 3 des Nachworts.

177 *Kurort Weißenburg]* Die Kuranstalt Weissenburg existierte seit dem 17. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert war das in der Gemeinde Därstetten gelegene Weissenburgbad weltweit bekannt. In seinen «Rückblicken» beschreibt Hartmann einen dortigen Kurbesuch im Sommer 1850, der ihm als Inspirationsquelle für seine Dorfgeschichte diente; vgl. ebd., S. 179–183.

sehnigten] sehnigen.

bedienen] In den «Rückblicken» schildert Hartmann die Reisemöglichkeiten ganz ähnlich; vgl. ebd., S. 178.

- gähen*] steil.
- 179 *fremden Herrschaften*] Touristen und Kurgäste.
hohen Gießbäche] Die über 500 Meter hohen Wasserfälle waren seit dem 18. Jahrhundert ein beliebtes touristisches Ziel.
Schulmeistern] Anspielung auf den Brienzer Lehrer Johann Kehrl (1774–1854), der sich zusammen mit dem Pfarrer Daniel Wyss um die touristische Vermarktung der Giessbach-Fälle bemühte. Er baute nicht nur Fusswege, sondern bemühte sich auch um folkloristische Unterhaltung mit Gesang und Musik.
- 180 *allmählig*] allmählich.
- 182 *prästirt*] schafft.
um die Mittagsstunde nicht] Eine vergleichbare Beschreibung beider Kurhäuser findet sich auch in Hartmanns «Rückblicken»; vgl. ebd., S. 178f.
- 183 *pasteur demissionaire*] 1845 legten viele Geistliche im Waadtland ihre kirchlichen Ämter nieder (Demission) beziehungsweise wurden von ihren Ämtern ausgeschlossen, weil sie es ablehnten, politische Proklamationen der neuen radikalen Regierung in der Kirche vorzulesen; siehe unten *Druey*. Während seines Aufenthalts im Sommer 1850 musste sich Hartmann ein Zimmer mit einem Waadtländer Pfarrer teilen, der ebenfalls «lang und hager» war (Hartmann: Rückblicke, S. 179).
Embonpoint] Körperfülle.
gallonirter] ausstaffierter.
- 184 *Herr I....*] Möglicherweise eine Reminiszenz an den Notar Joneli aus Boltigen, den Hartmann während seines Kuraufenthaltes 1850 in Weissenburg kennenlernte und der ebenfalls ein vornehmes Holzhaus bewohnte; vgl. Hartmann: Rückblicke, S. 181, siehe auch unten Lemma *hölzernes Haus*.
Güldenrodel] Schuldbriefverzeichnis.
das mächtige Geschlecht der Freiherren von Weissenburg] Urkundlich bezeugt in der Region Nidersimmental ist das Geschlecht der von Weissenburg erst seit Ende des 13. Jahrhunderts. Bereits im 14. Jahrhundert starb der letzte legitime Nachkomme.
- 185 *Gantrisch und Stockhorns*] markante Berge nördlich des Simmentals.
Druey] Henry Druey (1799–1855) war ein bedeutender Politiker aus der Westschweiz. Er war Gründungsmitglied der radikalen Association patriotique, die 1845 die Waadtländer Regierung stürzte. Als neuer Machtinhaber zwang Druey diejenigen Pfarrer, die sich geweigert hatten, die Proklamation der neuen Regierung zu verlesen, zum Rücktritt; siehe oben *pasteur demissionaire*.

- 186 *Binockel*] Kartenspiel.
rubicunde] vor Anstrengung im Gesicht gerötete.
- 192 *Nußhaages*] Hecke von Haselsträuchern.
Heugaden] Heuhütte.
Münch] Der Berg Mönch in den Berner Alpen.
Weidwerk] Jagd.
- 194 *Büsseli*] Kätzchen.
- 195 *lebende Bilder*] Auch diese Abendbeschäftigung hatte Hartmann während seines Kuraufenthaltes selbst erlebt, wie er in seinen «Rückblicken» schreibt; vgl. ebd., S. 180.
Geschichte der Hagar, Rebekka am Brunnen, Joseph in Egypten] Siehe die entsprechenden Geschichten im Alten Testament.
- 196 *Söller*] Balkon, Vorbau.
Holbein] Hans Holbein der Jüngere (* 1497–1543).
nach der Volkssage] Hartmann kannte die Sage möglicherweise aus dem «Schweizerischen Geschichtsforscher», in dem sie 1812 (S. 56f.) publiziert worden war. Drei Jahre später folgte ein Abdruck einer überarbeiteten Fassung in den «Alpenrosen. Ein Schweizer-Almanach auf das Jahr 1815» (S. 281–283). Sie enthält den von Hartmann geschilderten Mord, darüber hinaus (und in Erweiterung zum «Schweizerischen Geschichtsforscher») berichtet sie von einem wohlthätigen Testament des ermordeten Grafen, der sein gesamtes Gut den Armen vermachte. Die Reichen der Gegend waren jedoch nicht bereit, dem letzten Willen Folge zu leisten und bereicherten sich selbst, weshalb bisweilen nachts ein Gespenst aus Rache auf den Weiden umgehe (vgl. hierzu ausführlicher Johannes Vollschwitz: Die Frau von der Weißenburg. Das Lied und die Sage. Straßburg 1914 [Freie Forschungen zur deutschen Literaturgeschichte, 1], insbesondere S. 121–128; ein Wiederabdruck der Sage findet sich in Rudolf Baumann: Sagen aus dem Simmental. Langenthal 2013, S. 237). In der Sage trägt der Ermordete freilich den Namen Johann von Weissenburg, die Gemahlin bleibt, anders als bei Hartmann, namenlos.
- 197 *Birsch*] Pirsch.
- 206 *Brabanter Spitzen*] Klöppelspitze mit fein gearbeiteten Mustern.
hölzernes Haus] Das Haus des Notars Joneli in Boltigen (siehe oben Lemma *Herr I...*) beschreibt Hartmann in seinen «Rückblicken» mit ähnlichen Worten: «eine großartige Holzconstruction im sogenannten Oberländerstyl, damals schon 100 Jahre zählend und dennoch so sauber und blank, als ob sie erst gestern gebaut worden wäre» (Hartmann: Rückblicke, S. 181).

- 207 *logirt*] untergebracht.
- 208 *Saenenkäse*] Käse aus dem Saanenland, der Region um Gstaad im Berner Oberland.
- 209 *folgende Strophen*] Hartmann berichtet in seinen «Rückblicken», dass er das Gedicht während seines Kuraufenthaltes 1850 verfasst habe, vgl. ebd., S. 182 f.
- 214 *Dakbett*] Dackbett, mit Federn gefüllte Bettdecke.
Purgaz] Brech-, Abführmittel.
- 215 *Munizänner*] Peitsche.
Choli] schwarzes Pferd.
Hushaltig] Haushalt.
lose] horche.
die Frau, wo obenuse lugt isch sis Müetti] die Frau, die oben heraus-schaut, ist seine Mutter.
Aber du magst das Gfell im Peterli [...] wo hütigs Tags im Kanton umme lauft.] Aber du magst Peterli das Glück nicht gönnen, die Paar Batzen reuen dich, die man noch für ihn aufwenden müsste. Deswegen muss jetzt der arme Knabe, der Ratsherr oder Landammann werden könnte, sein Leben lang nach Kuhstall stinken und den Melchstuhl am Hintern tragen. Damit du's weisst, Handli, du bist der schlimmste Hund gegen dein Kind, der heutzutage im Kanton herumläuft.
z'liegende] liegend.
höhn] böse.
- 217 *meh hott ume; büst e chli*] mehr rechts herum; ein klein wenig nach links.
wenn dr's nit gut g'nug cha] wenn ich es dir nicht gut genug mache.
ungatlich] ungeschickt.
genatürt] veranlagt (von franz. nature).
- 218 *Wegetzen*] Pflug.
verwerken] verarbeiten, verdauen.
- 219 *Pflegel*] Dreschflegel.
Rothklebs] rot gefleckte Rinder.
angatige] angehe.
Flachsbecheln] das Flachs mit einer Hechel reinigen.
Waschebauchen] Wäsche mit Lauge waschen.
ordligsten] ordentlichsten.
zämefüßlige i d'Regierig ine gumpet] rasch in die Regierung hineingesprungen.
anstellig] geschickt.
- 220 *weiß angelismet*] weiss gestrickt.
elben] gelben.

- B'chleidig*] Bekleidung.
Eierzüpfle] Zopfbrot, mit Eiern gemacht.
221 *klepfte*] klatschte, schlug mit einem Stock.
222 *beinebens*] nebenbei.
Ankenbälli] Butterbällchen.
wettigi Häuser und sövel Lüt] was für Häuser und so viele Leute.
Chromläde] Krämerladen.
Gutsche] Kutsche.
wenn-ig nur den Peterli g'säch] wenn ich nur den Peterli sehen würde.
223 *Chuderhöppli*] verworrene und verknäulte Hanffasern.
Rösslspieler] Der Begriff «Rösslspiel» (Rössli = Pferdchen) hatte mehrere Bedeutungen, die allesamt, übertragen auf die Studenten, diese der Lächerlichkeit preisgeben. Zum einen ist damit ein spielerisches Kräftemessen von Knaben gemeint, die sich huckepack tragend in einem fingierten Kavalleriekampf umzureissen versuchen. Zum anderen ist damit auch ein drehendes Karussell gemeint oder gar ein Glückspiel mit Pferde-Figürchen.
224 *Ob er z'Müetti nümme kenni?*] Ob er die Mutter nicht mehr kenne?
Hoffmannstropfen] Tropfen, die allgemeine Schwächezustände kurieren.
besch] hast.
Sy nümme Gummang] Sind nicht mehr angesagt (von franz. commun).
225 *Attila*] Uniformjacke.
226 *Geißchäsli*] Ziegenkäse.
similorigem] goldigem.
Nit daß er wüssi] Nicht dass er wüsste.
Strübli] Spritzkuchen.
Fotzelschnitten] in Eierteig gebratene Brotscheiben.
ob öppe ne Matte umewäg syg, wo me fräsch b'schüttet heb] ob etwa eine Wiese in der Nähe sei, die man frisch gedüngt habe.
Gülle] Jauche.
227 *Sundig*] Sonntag.
gepflännt] geweint.
228 *Regierig*] Regierung.
229 *Pflänz*] Flausen.
230 *anläßige*] kokette.
231 *Geldstagsrödel*] Konkursverzeichnisse.
rösseln] reiten (von Ross, Pferd).
Schnabelbur] Schnabelbauer.
Rollenknaster] Rolltabak.

- ung'sinnet*] unverschämt.
übelzytig] mühsam.
hindertsi und fürs] wörtlich: rückwärts und vorwärts, hier: in- und auswendig.
Syg doch nit so b'häbig] Sei doch nicht so verstockt.
232 *su loh g'seh*] so lass sehen.
233 *abgefummelt*] abgeschlagen, ausgetrieben.
234 *gramseln um's Herz herum*] wörtlich: ums Herz herumkrabbeln; hier: wurmen.
Kremenze] Verzierungen.
235 *kujoniren*] quälen.
236 *Kundsame*] Kundschaft.
237 *Chüngeli*] Häschen.
wirbelsinnig] närrisch.
Rönnle] Mahlwerk.
gixe] quietsche.
238 *eilf*] elf.
239 *Pantoffeln brodirte*] Pantoffeln bestickte.
B'setzigstein] Pflasterstein.
240 *Spinnhuppen*] Spinnfäden.
Ampel] Lampe.
Exgüsen] Entschuldigungen.
schenierlich] unstatthaft.
gigampfen] schaukeln.
241 *Zwicke*] Faden, dünne Schnur.
242 *Schlurpen*] Schlarpen.
243 *Grasbogen*] Zweispitz; der Hut war Teil der Amtstracht.
246 *Kehr*] Runde.
246f. *Bschütten*] B'schütten, bekleckern.
249 *gebrichtet*] berichtet.
Chutli] Jacke.
250 *Suverän*] Souverän.
251 *Kalbeten*] Kälber.
gstyff's Chalbeli] steifbeiniges Kalb.
bouchirten] teurer Wein, dessen Korken mit Lack versiegelt ist.
Schmollis] Prost.
hinauflüpfen] hinaufheben.
252 *Fasel*] Jungvieh.
über das Hung gehen] wörtlich: über den Honig gehen, das heisst den Honig stehlen.

- änen ummen lüpfen*] umdrehen, sprich: überreden.
 254 *Kilchhöre*] Kirchgemeinde.
 257 *Gülten*] Schuldbriefe.
 259 *Insulten*] Beleidigungen.
 260 *Läuferlein*] Fensterflügelchen.
 261 *Schienkörbe*] Holzkörbe.
soignirte Edukation] sorgfältige Erziehung (von franz. *éducation soignée*).
trumpire] täusche (von franz. *tromper*).
 262 *Schäube*] Schürze.
 265 *chuppen*] Pferde kastrieren.
 268 *Schaufelsieben*] Karte mit Pik Sieben.
Kreuzbuben] Karte mit Kreuz-Bauer.
 269 *Zwiebelschweitzli*] Zwiebelschwitze.
 272 *Brabanter*] Taler.
selbander] jeder für sich.
 273 *angrännen*] weinen, Grimassen schneiden.
Mährchen von den Erdmännlein] Auf welche Märchen Hartmann hier konkret anspielt, liess sich nicht eruieren. Im 19. Jahrhundert wurden ganz unterschiedliche Geschichten von dem ebenso böswilligen wie hilfsbereiten Zwergenvolk überliefert und schriftlich aufgezeichnet, vgl. etwa Ernst Ludwig Rochholz: *Schweizersagen aus dem Aargau*. 2 Bände. Aarau 1856 oder «Dat Erdmänneken», das als 91. Märchen in den «Kinder- und Hausmärchen» der Brüder Grimm überliefert ist, sowie «Das winzige, winzige Männlein» in Ludwig Bechsteins «Neuem deutschen Märchenbuch» von 1856.
 274 *falben*] fahlen.
 275 *Mahden*] gemähtes Gras.
Walmen] zu einer Reihe zusammengeharktes Gras.
rahn] schlank.
 277 *König von Neapel*] Ferdinand II. (1810–1859).
und hatte wohl der Weil] und hatte wohl dazu die Zeit.
greine] weine.
 278 *Lismer*] Luzerner Ausdruck für Wollpullover, hier metaphorisch für eine Person aus Luzern.
 283 *schmählte*] tadelte.
den Bindbaum festgerieilt] dasjenige Holzstück angebunden, das oben auf dem Heu liegt und dieses festhält.
 288 *um's Merken*] merklich.
 290 *Agassiz*] Louis Agassiz (1807–1873) stammte aus dem heutigen Mont-

- Vully und lehrte zwischen 1832 und 1846 in Neuenburg, seit 1847 an der Harvard University in Cambridge als Professor für Naturkunde.
- Petrefakten*] Versteinerungen.
- im Interesse der Italia libera tapfer gegen die Oesterreicher gefochten*] Im ersten italienischen Unabhängigkeitskrieg kämpften die päpstlichen Truppen unter General Giovanni Durando (1804–1869) im Juni 1848 gegen die österreichische Herrschaft für die Befreiung Italiens.
- 292 *halb zog sie ihn*] Zitat aus der Ballade «Der Fischer» von Johann Wolfgang Goethe.
- retirirte*] flüchtete (von franz. *retirer*).
- 295 *die Kaiserlichen*] Österreichische Truppen marschierten im Sommer 1815 während der Nachwehen des sechsten Koalitionskriegs in die Schweiz ein und kämpften mit eidgenössischen Truppen gegen Frankreich.
- 297 *das trage doch nichts ab*] das bringe nichts (ein).
- 298 *räßem*] scharf.
- 300 *procediren*] prozessieren.
- 302 *Gebäu*] Gebäude.
- 303 *verwarfen*] hatten Fehlgeburten.
- 304 *homines diluvii testes*] Der Zürcher Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) veröffentlichte 1726 eine Schrift mit dem Titel «Homo diluvii testis», auf die hier angespielt wird. Scheuchzer hielt das Fossil eines Riesensalamanders für ein menschliches Skelett, das in seinen Augen die Sintflut bezeugte.
- Hugi*] Der Solothurner Franz Joseph Hugi (1791–1855) verkaufte 1825 seine naturkundliche Sammlung der Stadt Solothurn, die den Grundstock des späteren Naturmuseums bildete.
- 309 *Tod von Ypern*] der personifizierte Tod (Redewendung).
- 311 *Paletots*] Mantels.
- dejeuner à la fourchette*] Mittagessen.
- 312 *Abasver*] Der Ewige Jude, der der Sage nach Jesus auf dem Weg zur Kreuzigung verspottete und deshalb verflucht wurde, ewig durch die Welt zu wandern.
- 317 *afangen*] mittlerweile.
- 318 *Santinen*] Rappen, Pfennige, von franz. *centime*.
- 319 *Poveretti*] Die Figur war der Leserschaft des «Postheiris» seit 1849 bekannt. In einer losen, aber nicht zum Abschluss gebrachten Serie unter dem Titel «Antonio Poverettis' Verwandlungen» wird die Wandlungsfähigkeit von Poveretti in Illustrationen und kurzen Begleittexten vorgeführt. Aufs Korn genommen werden in den «Kreuz- und

Querzüge[n] eines kosmopolitischen Vagabunden durch die zweiundzwanzig Kantone der Schweiz», so der Untertitel der Serie, die wechselnden, dominierenden gesellschaftlich-politischen Themen in den verschiedenen Kantonen. In Basel wird Poveretti zum Beispiel Mitglied einer frommen Gesellschaft, im Aargau ein Volksredner, in Bern begibt er sich in die radikalliberale «Junge Rechtsschule» und tritt dann in Genf als Sozialist auf; vgl. «Postheiri», Nr. 20, 1849, S. 86f.; Nr. 24, 1849, S. 104f.; Nr. 1, 1850, S. 3, Nr. 5, 1850, S. 19; Nr. 26, 1851, S. 108. Auch in der Dorfgeschichte tritt Poveretti als Vagabund auf, der je nach Situation seinen Auftritt – hier: seine Art zu betteln – verändert. In den Illustrationen weist er dieselbe Physiognomik wie im «Postheiri» auf.

Cyclamen europæum] europäisches Alpenveilchen.

Mazzini und Radetzki und Luvini] Giuseppe Mazzini (1805–1872) war ein radikaler Freiheitskämpfer aus Italien, der sich lange in der Schweiz aufhielt. Zwischen 1835 und 1836 lebte er in Grenchen (Kanton Solothurn), seit 1848 immer wieder im Tessin, von wo aus er mehrere Umsturzversuche in Italien unternahm. Joseph Wenzel Radetzky von Radetz (1766–1858), österreichischer Feldmarschall und Generalgouverneur von Lombardo-Venetien, war sein politischer und militärischer Gegenpart. Giacomo Luvini-Perseghini (1795–1862) war ein Radikalliberaler, der den Ideen Mazzinis anhing, und einer der führenden Tessiner Politiker. Er war als eidgenössischer Gesandter bei der (nur für vier Monate amtierenden) liberalen Regierung, die sich nach dem Mailänder Fünf-Tage-Aufstand 1848 konstituiert hatte. Wenn Poveretti sie alle hochleben lässt, zeigt sich hierin erneut seine Wandlungsfähigkeit, siehe oben *Poveretti*.

Tessiner-Ausweisung] In der Zeit zwischen 1848 und 1853 kam es gegenüber dem Tessin immer wieder zu Repressionsmassnahmen von Österreich, das seine Herrschaft über Mailand und das Königreich Lombardo-Venetien zu sichern suchte. Viele liberale und radikale Aufständische hatten im Tessin nicht nur Unterschlupf gefunden, sondern unterstützten von dort aus auch die Umstürzbemühungen aktiv, weshalb Österreich als Vergeltungsmassnahme unter anderem sämtliche Tessiner aus der Lombardei auswies.

320 *herlaubt zu ereinkommen*] Hier und im Folgenden verdeutlicht die absichtlich falsche Rechtschreibung den italienischen Akzent des Sprechers.

321 *Vesper und Mette*] Abendgebet und nächtliches oder frühmorgendliches Gebet.

sothanen Rock] einen dementsprechenden Rock.

- 324 *Markedenterin*] Händlerin.
Rataplan] Wörtlich: Rumatata (franz.), das heisst Trommler.
glorreichen Julitage] Nach der Julirevolution von 1830 wurde das französische Heer neu organisiert und aufgeteilt.
- 325 *artherzig*] hartherzig.
- 326 *Ribotte*] Trinkgelage.
- 327 *Unschlittlicht*] Lampe mit minderem Tierfett.
fallirte] ging bankrott.
- 328 *Weih*] mittelgrosser Greifvogel.
Bohnenplätz] Bohnenfeld.
- 329 *pressantes*] dringendes.
- 330 *Kratten*] Korb.
- 331 *Erdäpfelprästen*] Kartoffelkrankheit.
- 333 *umzugarsten*] umzugraben.

Nachwort

Hartmanns schriftstellerisches Selbstverständnis

Die äusseren Stationen des Lebensweges von Alfred Hartmann sind rasch erzählt. Er erblickte am 1. Januar 1814 auf Schloss Thunstetten im Oberaargau das Licht der Welt. Sein Vater Sigmund Emanuel Hartmann (1759–1833), der einer im 17. Jahrhundert in Bern eingebürgerten Bürgerfamilie entstammte, war in zweiter Ehe seit 1812 mit Rosina Margaretha Tscharner (verwitwete von Graffenried) verheiratet und verwaltete als Oberamtmann den Bezirk Aarwangen. Alfred Hartmann besuchte zunächst ein bei den Berner Patriziern beliebtes Erziehungsinstitut in Gottstatt und trat 1827, als die Familie nach Solothurn übersiedelte, ins ehemals von Jesuiten geleitete Gymnasium von Solothurn ein. Er begann ein Jurastudium, verbrachte einige Semester in München (1831/32), Heidelberg (1832/33) und Berlin (1833/34) und begab sich 1834 auf eine Studienreise nach Paris. Dort reifte der Entschluss, als Schriftsteller und Publizist tätig zu werden. Zurück in Solothurn, wo er erst 1855 das Bürgerrecht erhielt, lernte er seine aus einer patrizischen Familie stammende zukünftige Frau Cleopha Gugger kennen, die er im Juni 1837 heiratete und mit der er zwei Kinder hatte (Otto, 1839–1876, und Hildegard, 1843–1925). Hartmann initiierte verschiedene literarische und journalistische Projekte, die meist nur von kurzer Dauer waren, nachhaltig bekannt wurde er als Redaktor des seit 1845 erscheinenden «Postheiris», den er bis 1875 herausgab; von 1857 bis 1858 war er der erste Feuilletonredaktor beim «Bund». Hartmann engagierte sich in verschiedenen Solothurner Gesellschaften und gründete unter anderem 1857 die bis heute existierende Töpfergesellschaft. Am 10. Dezember 1897 starb Hartmann in Solothurn.

Ein bewegtes Leben, wie etwa jenes von seinem Solothurner Zeitgenossen Charles Sealsfield (1793–1864), hat Hartmann sicherlich nicht geführt. Der äusserlich eher ruhig anmutende Lebensweg mag zwar keine grossen und spektakulären Reisen oder Ereignisse aufweisen, weltabgewandt lebte Hartmann freilich ebenso wenig. Vielmehr sind seine publizistischen Aktivitäten und seine literarischen Arbeiten als Ausdruck einer intensiven Teilnahme an den gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen der sich zum modernen Bundesstaat formierenden Schweiz zu verstehen. Seine in den 1830er-Jahren beginnenden journalistischen Projekte bis hin zu seiner Feuilletonarbeit beim «Bund» sind durch einen wesentlichen Gedanken miteinander verbunden

und motiviert: die schweizerische Literatur zu fördern sowie den Schweizer Dichtern ein Publikationsorgan anzubieten, in dem sie einen «Vereinigungspunkt» finden sollten.¹ Auf diesem Weg suchte Hartmann der entstehenden Eidgenossenschaft zu einer eigenständigen nationalen kulturellen Identität zu verhelfen. Sein aktives Mitwirken in Solothurner Vereinen, im landwirtschaftlichen Verein, in der Mittwochs-, der Töpfer- und der Museumsgesellschaft,² bezeugen ebenfalls sein Interesse, nicht nur sich selbst zu bilden, sondern auch seinen Mitmenschen vielfältige Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten zu offerieren, die wiederum auf die gesamte Gesellschaft einen positiven Einfluss haben sollten. Als Postheiri hielt Hartmann zunächst seinen Solothurner Mitbürgern den satirischen Spiegel vor und spiesste humorvoll ihre Eigenheiten und Absonderlichkeiten auf, später wurde er zum nationalen Beobachter, der die «Dummheit» seiner Mitmenschen «aus vollem Halse» verlachte,³ um sie dadurch auf den richtigen Weg zu leiten.

Folgt man Hartmanns eigener Einschätzung, die er 1881 in seinen autobiografischen «Rückblicken» niedergeschrieben hat, so wurde seine gesellschaftliche Neigung und sein politisches und kulturelles Interesse erst im beginnenden Erwachsenenalter geweckt. Bis zu seiner Pubertät war er ein «Halbwilder»⁴ und «Naturbursche»⁵, der an Vogeljagd und anderen Abenteuern deutlich mehr Gefallen fand als an schulischem und musikischem Unterricht. Für Wissen, Bildung und Literatur interessierte er sich erst mit der Zeit. Nach dem Umzug 1827 von Thunstetten in die Stadt Solothurn erhielt Hartmann von seinem Lehrer Anton Kaiser (1791–1849), der ihm seine Privatbibliothek öffnete und ihm «Schiller, Göthe, Lessing, einiges von Wieland, später Shakespeare zu lesen» gab, erste intellektuelle Anregungen.⁶ Mit den Jahren wuchs in Hartmann der Wunsch, «in die Welt hinaus[zugehen]»,⁷ weshalb er sich sehr bereitwillig zu einem Rechtswissenschaftsstudium überreden liess. Dadurch ergab sich für ihn im Herbst 1831 die Möglichkeit, sich zusammen mit seinem Solothurner Freund Franz Bünzly (1811–1872) an der Münchner Universität zu immatrikulieren.

1 Anonym: Schlusswort. In: Der Morgenstern. Eine Zeitschrift für Litteratur und Kritik (1836), S. 380.

2 Vgl. hierzu Walther von Arx: Alfred Hartmann. Sein Leben und seine Schriften. Solothurn 1902 (Beilage zum Jahresbericht der Kantonsschule Solothurn 1901/02), S. 39–44.

3 Postheiri, Nr. 1 und 2, 1847, S. 1.

4 Alfred Hartmann: Rückblicke. «Ich war und blieb ein Heide». Hg. von Monika Hartmann und Verena Bider, bearbeitet von Patrick Borer und Hans-Rudolf Binz. Baden 2011 (Veröffentlichungen der Zentralbibliothek Solothurn, 32), S. 30.

5 Ebd., S. 35.

6 Ebd., S. 56.

7 Ebd., S. 73.

Es folgten typische Studentenjahre, die nicht so sehr durch das eigentliche Studium und den Besuch von Vorlesungen geprägt waren, als vielmehr vielfältige und nachhaltige Impulse und Anregungen für das spätere Leben bereithielten. Hartmann ging ins Theater, besuchte Kunstsammlungen, traf sich mit Kommilitonen zum Fechten und Biertrinken und begann, romantische Schriftsteller wie Ludwig Tieck, Novalis, Joseph von Eichendorff und E. T. A. Hoffmann zu lesen.⁸ Als er im Sommer 1833 seinem Freund Bünzly nach Paris einen langen humoristischen Brief über seine Erlebnisse als Student in München schrieb, wuchs ihm die Arbeit unter der Hand beinahe zu einem druckfähigen Manuskript aus. Hier hatte Hartmann sein schriftstellerisches Initiationserlebnis, wie er in seinen «Rückblicken» schreibt: «Zum ersten Mal [...] ging in mir die leise Ahnung auf, ich hätte das Zeug zu einem Schriftsteller und Poeten in mir.»⁹

Zwei Jahre später war Hartmann selbst in Paris und nahm die vormals begonnene Arbeit wieder auf. Statt sich den Studien zu widmen, schrieb er Tag und Nacht und hatte am Ende ein mehrere Bogen umfassendes Manuskript zustande gebracht, das er, mit deutlicher Referenz auf Heinrich Heines «Reisebilder» (1826–1830), unter dem Titel «Münchener Bilder» veröffentlichen wollte. Die Identifikation mit Heine ging gar so weit, dass Hartmann sein Manuskript Heines Hamburger Verlag Hoffmann und Campe anbot und von diesem auch prompt einen Vertrag erhielt. Aus Zensurgründen unterblieb jedoch der Druck; Hartmann publizierte die «Bilder» später im «Morgenstern».

Aus Paris teilte er 1835 seiner Mutter, die selbst eifrig moderne Literatur las und auch eigene Poesien schrieb, seinen Entschluss mit, Schriftsteller zu werden. Sie antwortete, wenig überrascht, mit grosser Zustimmung: «[...] [J]e trouve que, la carrière que tu as choisi est tout ce que tu pouvais faire de mieux dans ta position actuelle puisque tu parrais posséder les talents requis pour y figurer avec avantage.»¹⁰ Mit dieser Antwort in der Tasche machte sich Hartmann auf den Heimweg und hielt seine «Lehr[-] und Wanderjahre» für beendet.¹¹ In Tat und Wahrheit dauerte es aber noch ein gutes Jahrzehnt, ehe Hartmann als Schriftsteller seine Stellung im literarischen Feld gefunden hatte und als Publizist etabliert war.

Zurück in Solothurn setzte er sich sogleich an den Schreibtisch. Zusammen mit seinen Freunden Franz Krutter (1807–1873) und Josef Anton Dollmayr (1804–1840) rief Hartmann die literarische Monatsschrift «Der

⁸ Vgl. ebd., S. 81.

⁹ Ebd., S. 102.

¹⁰ Ebd., S. 130.

¹¹ Ebd., S. 130.

Morgenstern. Eine Zeitschrift für Litteratur und Kritik» ins Leben, an der sich auch Martin Disteli (1802–1844) als Illustrator beteiligte, der nur wenig später mit seinem «Disteli-Kalender» respektive dem «Schweizerischen Bilderkalender» bekannt wurde.¹² Der «literarische Jugendstreich»,¹³ wie es Hartmann in seinem Lebensrückblick charakterisierte, hatte aber keinen Erfolg und brachte es mit Mühe und Not auf nur einen Jahrgang.¹⁴ Auch Hartmanns zweiter publizistischer Unternehmung von 1840/41 war nur eine kurze Dauer beschieden. Der Almanach «Alpina. Schweizerisches Jahrbuch für schöne Literatur», den Hartmann mit Krutter und Georg Schlatter (1812–1872) herausgab, enthielt zwar unter anderem mit «Wie Joggeli eine Frau sucht» eine Erzählung von Albert Bitzios/Jeremias Gotthelf (1797–1854) und Balladen von Adolf Ludwig Follen (1794–1855), brachte es aber ebenfalls nur auf eine Jahresausgabe. Einige Jahre später wagte sich der Freundeskreis an ein weiteres Projekt. Im «Wochenblatt für Freunde der schönen Literatur und vaterländischen Geschichte» sollten jedoch belletristische Arbeiten nur den kleineren Teil ausmachen, wohingegen das Hauptaugenmerk auf der Präsentation historischer Urkunden, Regesten und dergleichen liegen sollte. Als literarisch-unterhaltende Beilage wurde dem «Wochenblatt» der «Postheiri. Blätter für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl» beigegeben. Während das «Wochenblatt» bereits im Sommer 1846 mangels Abonnenten nach nur einem Jahr wieder einging, hatte sich der «Postheiri» bis dahin bereits einen solchen Namen gemacht, dass er noch rund dreissig weitere Jahre Bestand haben sollte. Bis Ende 1875 verfasste Hartmann einen Grossteil der satirisch-humorvollen Texte und sicherte sich dadurch bis heute einen Platz in der deutschsprachigen Literaturgeschichte.¹⁵

Während sich Hartmann mit seinen Texten für den «Postheiri» allmählich ein Lesepublikum erschrieb, begann er ein weiteres publizistisches Projekt, das seinen bis heute anhaltenden Ruhm begründen sollte. Als Mitglied des landwirtschaftlichen Vereins übernahm er 1846 die Redaktion des neu ins Leben gerufenen «Neuen Bauernkalenders», welchen der Verein ab 1847

12 Vgl. dazu Christian von Zimmermann: Zur Einführung. In: Jeremias Gotthelf: Historisch-kritische Gesamtausgabe, Abteilung D: Neuer Berner Kalender, Bd. 3.1: Kommentar, Teilband 1. Hg. von dems. et al. Hildesheim, Zürich, New York 2012, hier S. 7–46.

13 Hartmann: Rückblicke (Anm. 4), S. 135.

14 1839 konnte Hartmann seine zuvor im «Morgenstern» abgedruckte Erzählung «Unverhofft kommt oft» in der «Alpenrose» publizieren und erhielt dafür sein erstes Honorar als Schriftsteller, wie er sich in den «Rückblicken» deutlich erinnerte; ebd., S. 149.

15 Vgl. zum zeitgenössischen Kontext Barbara Mahlmann-Bauer: Die Berner Presse und Albert Bitzios. In: Jeremias Gotthelf: Historisch-kritische Gesamtausgabe, Abteilung F: Politische Publizistik 1828–1854, Bd. 3: Kommentar 1841–1854. Hg. von dems. et al. Hildesheim, Zürich, New York 2013, S. 1377–1551, hier S. 1441–1453.

herausgab. Die Arbeit an diesem Kalender brachte ihn, wie er in seinen «Rückblicken» schreibt, ins «richtige[] literar.[ische] Fahrwasser». ¹⁶ Für den Kalender hatte er die Aufgabe, «jeden Jahrgang mit einer pikanten humoristisch gehaltenen Dorfgeschichte auszustatten»: ¹⁷ «Die Schilderungen aus dem Bauernleben auf den Höfen und in den Dörfern des Jura und an der Aare wurden mein Spezialfach, in welchem ich etwas Originelles zu leisten vermochte.» ¹⁸ Die Erzählungen, die Hartmann zwischen 1846 und 1851 für den «Neuen Bauernkalender» verfasste, gingen dann in die Anthologie der «Kiltabend-Geschichten» ein (siehe Kapitel 3).

In seinem autobiografischen Rückblick stilisiert sich Hartmann zu einem Meister der Humoreske, indem er die Arbeiten für den «Bauernkalender» als Fortführung seiner humoristischen «Münchner Bilder» und der kurz zuvor begonnenen Tätigkeit für den «Postheiri» darstellt. So schreibt er, dass er im «Bauernkalender» als Erstes die Erzählung vom «Heuet auf dem Nesselhof» abgedruckt habe, in welcher die bäuerliche Misswirtschaft und die mangelnde Arbeitsmoral auf dem Nesselhof karikiert und verlacht werden.

Seine Erinnerungen irrten sich aber: Im «Bauernkalender» erschien 1847 zuerst die Erzählung vom «Dursli, dem Auswanderer», die ebenfalls in die vorliegende «Kiltabend-Geschichten»-Sammlung aufgenommen wurde (siehe Kapitel 2). Wie viele andere «Kiltabend»-Erzählungen ist sie keine Humoreske, auch wenn in ihr sehr wohl amüsante Passagen anzutreffen sind. Vielmehr ist sie eine zugleich unterhaltende wie volksaufklärerische Geschichte über die Nachteile des Auswanderns. Der «Heuet» erschien erst zwei Jahre später im «Bauernkalender».

Mit dem «Neuen Bauernkalender» richtete sich Hartmann an ein eher ländliches Publikum. Von 1849 an wurden seine Erzählungen auch im Stuttgarter «Morgenblatt für gebildete Leser» abgedruckt, für das Hartmann zugleich auch als politischer Korrespondent tätig war. ¹⁹ Dass sich Hartmann in dieser Zeitschrift an eine andere, «gebildetere» und eher städtisch-bürgerliche Leserschaft richtete, reflektierte er in seinen «Rückblicken» gar nicht. Das wirft ein erhellendes Licht auf Hartmanns Verständnis von seinen «Kiltabend»-Erzählungen. Wie viele seiner schreibenden Zeitgenossen, die sich an die damals noch junge und ungemein populäre Gattung der Dorfgeschichten wagten, zu der auch Hartmanns «Geschichten» zu zählen sind, glaubte er, dass Erzählungen über das Dorfleben alle Leserschichten ansprechen wür-

¹⁶ Hartmann: Rückblicke (Anm. 4), S. 165.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Seit 1850 berichtete er auch in der Augsburger «Allgemeinen Zeitung» über das politische und kulturelle Leben der Schweiz; hier veröffentlichte er jedoch keine Erzählungen.

den. Seine zeitgenössischen Leser attestierten den «Kiltabend-Geschichten» auch genau dieses Potenzial, wie die sehr positiven Rezensionen in den verschiedenen Journalen und Zeitungen belegen (siehe Kapitel 3).

Hartmanns Selbsteinschätzung, dass seine «Kiltabend-Geschichten» wesentlich dazu beigetragen haben, dass er nicht nur als Publizist und Journalist, sondern auch als Schriftsteller bei seinen Zeitgenossen Anerkennung fand, ist aus heutiger Perspektive beizupflichten. Die «Kiltabend-Geschichten» stellen in der Tat neben dem «Postheiri» seinen «erste[n] namhafte[n] literar. [ischen] Erfolg» dar und waren der Grundstein für seinen «literarischen Ruf», wie Hartmann in den «Rückblicken» schreibt:²⁰ «Mein Ziel, dem ich seit nahe an zwanzig Jahren nachgestrebt, war erreicht, mein schriftstellerischer Name begründet.»²¹

Für Hartmann selbst scheinen die «Kiltabend-Geschichten» und die folgenden literarischen Werke, insbesondere die Romane «Meister Putsch und seine Gesellen» (1858), «Junker Hans Jakob vom Staal» (1860) und «Fortunat» (1879), freilich einen grösseren Stellenwert gehabt zu haben als die publizistischen und journalistischen Arbeiten. Vor allem der «Postheiri» bereitete ihm in späteren Zeiten mehr Mühsal als Freude und trug ihm zwar eine «gewisse Berühmtheit» ein, nahm aber auch seine «beste Arbeitskraft und Arbeitszeit in Anspruch»:²² «Aber wie viel Anderes, wie viel Besseres hätte ich während diesen 30 Jahren leisten können, wäre mir nicht der Postheiri wie ein Bleigewicht am Fuße gehangen!»²³

Der melancholische Unterton dieser Aussage darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Hartmann im 19. Jahrhundert der einzige Solothurner Schriftsteller war, der zumindest teilweise von seinen Einnahmen leben konnte;²⁴ aus dieser Perspektive hatte er also durchaus etwas erreicht. Freilich verdeutlicht die Rede von der Fussangel auch, dass Hartmann der traditionell als «schönen» oder «hohen Literatur» apostrophierten Dichtung mehr Wertschätzung entgegenbrachte als der journalistischen Berufsschriftstellerei, der viele seiner schreibenden Zeitgenossen wie etwa Wilhelm Hauff (1802–1827), Heinrich Heine (1797–1856) oder Karl Gutzkow (1811–1878) nachgehen mussten. In seinen «Rückblicken» herrscht das Gefühl eines zweifachen

²⁰ Hartmann: Rückblicke (Anm. 4), S. 187.

²¹ Ebd.

²² Ebd., S. 164.

²³ Ebd., S. 165.

²⁴ Vgl. Ruedi Graf: Literarisches Leben und Schaffen. In: Geschichte des Kantons Solothurn 1831–1914. Landschaft und Bevölkerung, Wirtschaft und Verkehr, Gesellschaft, Kultur, Bd. 4, Teil 2. Hg. vom Regierungsrat des Kantons Solothurn. Solothurn 2011, S. 472–491, hier S. 478.

Ungenügens vor: weder als schöngestiger Literat noch als erfolgsorientierter Publizist wirklich sein Potenzial voll ausgeschöpft zu haben.

Dass er jedoch in der Schriftstellerei seine Berufung sah, das lässt sich mit Sicherheit und gerade auch mit Verweis auf die «Rückblicke» konstatieren. Er beginnt seine autobiografischen Schilderungen 1881 mit einem bemerkenswerten Zitat, in dem er einerseits die eigene Freude am Schreiben zum Ausdruck bringt, andererseits aber auch den Verdruss schildert, der sich bei ihm aufgrund der geringen oder geringschätzigen Rezeption seiner Arbeit einstellte:

«Schon Tausende von Seiten habe ich für das Publikum geschrieben und drucken lassen und habe manche Freude davon erlebt, zumeist während des einsamen Schaffens im stillen Kämmerlein; aber auch manches Herzeleid und manchen Verdruss: wenn die Kritik mich hartnäckig übersah und böswillig todschwieg; wenn das, was ich für mein Bestes hielt, unbeachtet blieb; wenn der flüchtige Leser mich nur halb oder gar nicht verstand und sich nicht die Mühe geben mochte, mich ganz zu verstehen.»²⁵

Es war im Grunde nur folgerichtig, wenn er seine Biografie nicht mehr für die Öffentlichkeit verfasste, sondern sie im Wesentlichen an seine Tochter Hildegard sowie seine acht Enkelkinder richtete. Gleichwohl sollte Hartmanns eher pessimistisches Selbstbild einen nicht davon abhalten, seine Werke mit ästhetisch unverstelltem und historisch interessiertem Blick neu respektive erneut zu lesen.²⁶ Seine «Kiltabend-Geschichten» wurden nicht nur von Zeitgenossen weitgehend begeistert wahrgenommen (siehe Kapitel 3); auch heute noch vermag die sprachliche und erzählerische Raffinesse zu erfreuen.

Die «Kiltabend-Geschichten» und die Gattung der Dorfgeschichte

Die «Kiltabend-Geschichten» gehören zur literarischen Gattung der Dorfgeschichte. Diese kam zu Beginn der 1840er-Jahre auf und wurde insbesondere durch Berthold Auerbachs «Schwarzwälder Dorfgeschichten» populär gemacht, die rasch zum idealtypischen Muster avancierten. Charakteristische Merkmale der Dorfgeschichten sind das Dorf als dargestellter Handlungs-

²⁵ Hartmann: Rückblicke (Anm. 4), S. 14.

²⁶ Vgl. die Neuausgabe des «Meister Putsch»: Alfred Hartmann: Meister Putsch und seine Gesellen. Ein helvetischer Roman in sechs Büchern. Hg. und mit einem Nachwort von Patricia Zihlmann-Märki und Christian von Zimmermann in Zusammenarbeit mit Eveline Wermelinger. Zürich 2017 (Schweizer Texte. Neue Folge, 48).

raum und das ländliche Leben als allgemeines Thema. Gezeigt werden bäuerliche und kleinbürgerliche Figuren, aber auch Arme und Besitzlose, die in den Dorfgeschichten erstmals als Protagonisten auftraten. In sozialer Perspektive wurde damit in den Dorfgeschichten ein bis dahin unbeachteter Darstellungsbereich erschlossen, der seither als literaturwürdig und -fähig gilt.

Auch wenn die Dorfgeschichten einen gemeinsamen thematischen Kernbereich haben, um den sie kreisen, so fallen die Erzählungen sehr unterschiedlich aus, wodurch die Gattung sehr heterogen wirkt. Neben der stilistischen und sprachlichen Bandbreite der Gattung, die von einfachen Prosaerzählungen im Stile der Volksaufklärung bis hin zu gereimten Verserzählungen in der Tradition der idyllischen Schäferlyrik reicht,²⁷ variieren auch die erzählerischen Funktionen und Intentionen sehr stark. Die ersten vormärzlichen Dorfgeschichten tragen vielfach politische Botschaften in sich und propagieren liberale oder gar sozialistische Ideen und schildern (durchaus gewalttätige) Konflikte zwischen Landbevölkerung und Obrigkeit oder beschreiben in drastischen Bildern das Elend armer Tagelöhner.²⁸ Unter dieser Perspektive wurde das Dorf als Mikrokosmos gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse und Zustände angesehen und gleichsam zum Modell der eigenen Nation genommen. Literarisch liess sich hier eine überschaubare Gemeinschaft darstellen und verschiedene Handlungsweisen mit ihren Motivationen und Konsequenzen aufzeigen sowie Formen des gesellschaftlichen Miteinanders entwerfen.

Spätere Dorfgeschichten rückten von dieser politischen und nationalen Perspektive wieder ab und wollten vorwiegend unterhalten. Sie stellten das Landleben in idyllisch-verklärenden Bildern dar und verzichteten auf die Darstellung allzu krasser Gesellschaftskonflikte und drastischer Elendsschilderungen. Die politischen und unterhaltenden Dorfgeschichten richteten sich vor allem an eine gebildete, städtische und bürgerliche Leserschaft. Daneben rückte aber auch das «Volk» selbst als anvisierte Leserschaft in den Fokus, die man mit Erzählungen aus dem eigenen Lebensraum leichter zu «fesseln» und zu belehren können glaubte. In dieser Hinsicht stehen die Dorfgeschichten in der Tradition der Volksaufklärung und wurden dementsprechend als neue und moderne Form des volksaufklärerischen Erzählens angesehen.

Vielen Autoren war es ein Anliegen, mit ihren Dorfgeschichten beide Lesepublika, gebildete Bürger wie nur wenig gebildete Landbewohner,

27 Vgl. mit Hinweisen auf die ältere Forschungsliteratur: Marcus Twellmann: Dorfgeschichte. In: Vormärz-Handbuch. Hg. von Norbert Otto Eke im Auftrag des Forum Vormärz Forschung. Bielefeld 2020, S. 580–589.

28 Vgl. etwa die Anthologie Dorfgeschichten aus dem Vormärz. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Kircher. 2 Bände. Köln 1981, die unter anderem Erzählungen von Berthold Auerbach, Ernst Dronke, Josef Rank, Carl Arnold Schloenbach und Luise Otto enthält.

anzusprechen. Dieser Gedanke, alle potenziellen Leser mit einer Literatur zu erreichen, die gesamte Nation quasi durch ein und dieselben Texte zu versammeln und ihr dadurch ein verbindendes Band zu geben, war neu und trug dazu bei, die Dorfgeschichten populär zu machen.²⁹ Berthold Auerbach (1812–1882) brachte dieses Ansinnen in seiner für die Dorfgeschichte wegweisenden Poetik «Schrift und Volk» von 1846 auf die Formel «Dichtung aus dem Volke und für das Volk».³⁰ Ob die Dorfgeschichten auch tatsächlich in allen Schichten gelesen wurden und alle Leser gleichermaßen fesselten, darüber gehen freilich die Meinungen bis heute weit auseinander.

Eine weitere Gruppe von Dorfgeschichten verfolgte primär volkskundliche Interessen und bemühte sich durch die Beschreibung von Bräuchen, Sitten, Glauben und Aberglauben sowie mit der Sammlung von Sagen, Märchen etc. die Identität und Mentalität einer bestimmten Region zu bewahren und zu überliefern.

All diese Aspekte finden sich auch in Hartmanns «Kiltabend-Geschichten» wieder. Sein Vorwort greift bereits die zentralen Punkte auf. Das «Volksleben» erscheint ihm als ebenso «romantisch, rührend, schreck- oder spaßhaft» (siehe oben, S. 9), wie es ehemals das Leben der Ritter und Adligen war, und kann deshalb auch den Stoff für seine literarischen Erzählungen bieten. Mit grossem Nachdruck weist Hartmann darüber hinaus auf die regionale Verankerung seiner Geschichten im «sonnige[n] Südabhang des Juragebirges» (ebd.) hin und stellt deren ethnografischen Gehalt aus. Seine Erzählungen selbst spiegeln die inhaltliche Varianz und Bandbreite der Gattung der Dorfgeschichte wider. Auf der einen Seite verfasste er humoristische Erzählungen wie etwa «Der Heuet auf dem Nesselhof» oder «Schweizerisches Soldatenleben», auf der anderen Seite legte er auch ernsthaftere Geschichten vor. In der Erzählung «Der Heimathlose» macht er sich zum Anwalt der Besitzlosen und kritisiert die Dorfgemeinschaft, die sich an Gesetze und Traditionen klammert und sich dadurch als herzlos und grausam erweist. Andere Texte wie etwa «Dursli, der Auswanderer», «Peterli, der verlorne Sohn» oder auch «Der Erdäpfelteufel» haben eine offenkundig aufklärerische und belehrende Funktion. In «Karlidürsen Joggi's Liseli» und «Aenneli von Siebenthal» werden Liebesgeschichten geschildert, die jedoch ganz anders gestaltet sind:

29 Vgl. Jesko Reiling: Die Nation im Dorf. Dorfgeschichten im 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Ideengeschichte 2 (2015), S. 29–38, ders.: Eine Literatur für alle. Auerbach und die Volkspoesie. In: Berthold Auerbach (1812–1882). Werk und Wirkung. Hg. von dems. Heidelberg 2012 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 302), S. 97–120.

30 Berthold Auerbach: Berthold Auerbach's gesammelte Schriften, Bd. 20: Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. Zweite Gesamtausgabe, Stuttgart 1864, S. 6 (Erstausgabe als Einzeldruck Leipzig 1846).

Während «Liseli» zeigt, wie eine Bauerstochter mit Witz und Bestimmtheit zu ihrem Glück findet, werden im «Aenneli» unglückliche Liebschaften geschildert und wie in romantischen Erzählungen auf geheimnisvolle Weise miteinander verzahnt. Auch «Der verlassene Bau» greift auf romantische Erzählmuster zurück, während sich «Der Lumpenkübler und sein Haus» als Mischung aus humorvoller und sozialkritischer Erzählung erweist.

Wie bereits erwähnt, veröffentlichte Hartmann seine «Kiltabend-Geschichte» zuerst in unterschiedlichen Organen. Im «Neuen Bauernkalender» sprach er eindeutig eine bäuerliche Leserschaft an, das «Morgenblatt» rekrutierte seine Leserschaft hingegen vor allem aus dem Bürgertum.³¹ Diese ursprünglichen Publikationsorgane korrelieren in auffälliger Weise mit der jeweils dort veröffentlichten Erzählung. Im Kalender veröffentlichte Hartmann seine eher belehrenden Geschichten, die in der Tradition der Volksaufklärung stehen,³² im «Morgenblatt» hingegen sind es eher unterhaltende Erzählungen, sei es in romantischer Erzählweise oder als Humoreske («Soldatenleben») oder mit harscher Sozialkritik («Der Heimathlose»). Mit der Publikation seiner Erzählungen unter dem Titel der «Kiltabend-Geschichten» führte er beide Leserschaften zusammen, wobei ihm dies im Vorwort als gar nicht erklärungsbedürftig erschien. Das zeigt, wie selbstverständlich ihm die Vorstellung war, dass seine Erzählungen allesamt als «Dorfgeschichten» anzusehen seien.

Das Genre der Dorfgeschichte galt den Lesern im 19. Jahrhundert als neue Erzählform und als literarischer Befreiungsschlag von überdrüssig gewordenen Literaturen wie etwa der romantischen Salonliteratur, der vormärzlichen Tendenzliteratur oder den französischen Grosstadtromanen. Gelobt wurde an den Dorfgeschichten vor allem eins: dass sie die Realität des Volkslebens authentisch wiedergeben würden. Der Journalist Joseph Eduard Braun (1818–1847) wies 1843 erfreut darauf hin, dass sich die Dorfgeschichte dahin wende, «wo die Natur sich am nacktesten und reinsten zeigt, wo sie am unmittelbarsten auftritt, also unter das eigentliche und wahre Volk, unter die Bauern und ähnliche unverfälschte Naturen».³³ Auch prominente Literaten

31 Im «Neuen Bauernkalender» erschien 1847 «Dursli, der Auswanderer», 1849 «Der Heuet auf dem Nesselhof», 1850 «Der Erdäpfelteufel», 1852 «Peterli, der verlorne Sohn»; im «Morgenblatt» erschien 1849 «Schweizerisches Soldatenleben», 1850 «Der Heimathlose», 1851 «Der verlassene Bau» und 1852 «Aenneli von Siebenthal».

32 Als Humoreske passt auch «Der Heuet auf dem Nesselhof» in diese Reihe. Der «Heuet» belehrt die Leser durch das Mittel der Satire.

33 Joseph Eduard Braun: Ein Phänomen in der neuesten Literatur. In: 150 Jahre Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach 1843–1993. Hg. von Bernd Ballmann und Albrecht Regenbogen. Horb a. N. 1994 (Veröffentlichungen des Kultur- und Museumsvereins Horb a. N. e. V., 10), S. 51–58, hier S. 53.

zeigten sich begeistert. Gustav Freytag (1816–1895) und Karl Gutzkow begrüßten die Gattung mit «innige[r] Freude», weil sie eine «Rückkehr zur Natur und Wahrheit» darstelle,³⁴ und Karl Hagen freute sich darüber, dass die Dorfgeschichte «uns unmittelbar in die Mitte von Volkszuständen [führe], wo noch die stille Natur waltet, wo das Heiligthum einer naturgemäßen Entwicklung noch nicht durch die Laster der großen Welt getrübt worden ist».³⁵

Mit ähnlichen Worten wurden auch Hartmanns «Kiltabend-Geschichten» rezipiert (siehe Kapitel 3) und dabei eine Denkfigur ins Feld geführt, die insbesondere für die poetologische Diskussion um 1850 sehr zentral war: die Gegenüberstellung von Volkspoesie und von Kunstpoesie, denen man die verschiedenen Literaturgattungen jener Zeit jeweils zurechnete. Während negativ konnotierte Gattungen wie die Salon- oder Tendenzliteratur als Kunstpoesien gebrandmarkt und als unnatürlich, in ästhetischer sowie moralischer Hinsicht verfehlt angesehen wurden, galten die Dorfgeschichten als Natur- oder Volkspoesien und wurden für unverdorbene, natürliche und deshalb gute Dichtungen gehalten. Diese Grundkonstellation wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts mit unterschiedlichen Argumenten untermauert. So erkannte man die Opposition etwa in der sprachlichen Gestaltung der Literatur (einfache und verständliche Sprache der Dorfgeschichten versus den rhetorisch gekünstelten Sprachstil der Grossstadtromane) oder identifizierte sie auch in den Figurendarstellungen (unverdorbene gute Landbevölkerung versus verdorbene städtische Protagonisten). Darüber hinaus unterschied man damit auch die Rezeptions- und Wirkungsweise von Literatur: Wenn alle Leser von einer Erzählung ergriffen würden, handelte es sich um echte Volkspoesie, wo hingegen nur eine kleine intellektuelle Elite daran Gefallen fand, sprach man von Kunstpoesie. Ebenso verhielt es sich im Hinblick auf die dichterische Kreativität. In der Volkspoesie beschreibt der Dichter allgemeine Wesenszüge des Volkes und bietet damit ein objektives Bild, in der Kunstpoesie legt er hingegen lediglich seine eigenen Gedanken und Ideen nieder.

Berthold Auerbach, um den prominentesten Dorfgeschichtenautor des 19. Jahrhunderts heranzuziehen, war davon überzeugt, dass der Autor von Dorfgeschichten als Volksschriftsteller ein Sprachrohr des Volksgeistes sein müsse, also nur dasjenige zum Ausdruck bringen dürfe, was dem Wesen

34 Gustav Freytag: *Deutsche Dorfgeschichten*. In: *Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880*, Bd. 2. Mit einer Einführung in den Problemkreis und einer Quellenbibliographie. Hg. von Max Bucher, Werner Hahl, Georg Jäger, Reinhard Wittmann. Stuttgart 1976, S. 196.

35 Karl Hagen: *Berthold Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten*. In: *Realismus und Gründerzeit*, Bd. 2 (Anm. 34), S. 152.

und dem Charakter des Volkes entspreche. Erst dann habe die Dichtung auch den grösstmöglichen positiven Einfluss auf das Volk und helfe diesem, die eigene kulturelle Identität nicht nur zu bewahren, sondern auch weiterzutragen und fortzuentwickeln.³⁶ Der Basler Volksschriftsteller Theodor Meyer-Merian (1818–1867) sah 1867 ebenfalls die zentrale Eigenschaft der Volksliteratur darin, dass sie «mit dem Volksgeiste den innigsten Bund eingehen» müsse:³⁷

«Die Sprache, Rede- ja Denkweise der Volksschrift muss freilich immer [...] die Sprache und Auffassung des Volkes selber sein. Das Volk muss Seinesgleichen, oder jedenfalls einen ihm ganz Nahestehenden zu hören meinen. Wer für's Volk schreiben will, braucht deshalb nicht Bauer, Handwerker, Dienstbote u. s. w. zu sein, muss sich nur in die Lage dieser hineinversetzen [...]. Er muss also das Volk genau kennen, ihm sich gleichzustellen wissen, dem Gemüthe nach, wie in Art und Weise des Denkens, Ausdrucks [...]. Zu dem Ende darf er das Volk nicht als theoretischen Begriff, sondern er soll es als lebendige wahre Persönlichkeit vor Augen stellen. [...] Dafür [...] wird ihn auch der Bauer, Handwerker u. s. w. hören, verstehen und aufnehmen [...].»³⁸

Gemäss dem Literaturverständnis um 1850 sind also Volksliteratur und Volksschriftsteller ganz wesentlich durch ihr Verhältnis zum Volk definiert. Je enger und näher diese Verbindung ist, desto besser die Dorfgeschichte und deren Autor. Hartmann und seine «Kiltabend-Geschichten» können in dieser Hinsicht als Musterbeispiele gelten: Alle zeitgenössischen Rezensenten attestierten Hartmann die detaillierte und tiefgründige Kenntnis des Volkslebens und priesen deshalb seine solothurnischen Geschichten in den höchsten Tönen (siehe Kapitel 3).

Mit diesem Aspekt einher geht auch die Tatsache, dass für die Dorfgeschichten der regionale Bezug von herausragender Bedeutung war: Die konkrete topografische Verortung trug wesentlich dazu bei, den Realismus der Erzählungen zu begründen. Damit verbunden war auch der ethnografische Gehalt der Dorfgeschichten. Je nach Region werden unterschiedliche Bräuche und Sitten geschildert und ein bestimmter Dialekt verwendet, diese Aspekte lieferten den Zeitgenossen Hinweise darauf, wie gut der jeweilige Autor das von ihm beschriebene Volksleben tatsächlich kannte. Hartmanns «Kiltabend-Geschichten» schliessen sich explizit an die Auffassung an, dass

36 Vgl. hierzu und zum Vorangehenden: Jesko Reiling: *Volkspoeseie versus Naturpoeseie. Wirkungsgeschichte einer Denkfigur im literarischen 19. Jahrhundert*. Heidelberg 2019 (Beihefte zum *Euphorion*, 107).

37 Theodor Meyer-Merian: *Volksliteratur und Volksschrift*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit* 6 [1867], S. 1–27, hier S. 14.

38 Ebd., S. 14.

die Dorfgeschichte nicht nur als literarische Erzählform, sondern auch als Medium der Volkskunde anzusehen sei.

Die Rede von der Volkspoesie als «natürlicher Dichtung» impliziert freilich nicht die Absenz ästhetischer Ansprüche; ganz im Gegenteil verfolgten die Dorfgeschichtenautoren auch ästhetische Vorstellungen. Auerbach hielt etwa dezidiert fest, dass eine «echte Volksschrift [...] den Gesetzen der Kunst entsprechen» müsse,³⁹ ihm und vielen anderen Autoren ging es darum, volkstümliche oder populäre Erzählungen zu verfassen, die auch den gehobenen literarischen Ansprüchen der Bildungsbürger entsprachen. Wie schon erwähnt, war auch Hartmann diesem Programm verpflichtet. Implizit verbunden mit der Forderung nach einer ästhetisch ansprechenden Darstellung ist auch die Absage an ein Erzählen im Stile der Volksaufklärung des 18. Jahrhunderts. In älteren volksaufklärerischen Erzählungen herrschte die belehrende Funktion vor, wie es sich leicht in Rudolph Zacharias Beckers weit verbreitetem «Noth- und Hülf-Büchlein für Bauersleute oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte des Dorfes Mildheim» von 1788 oder auch in Heinrich Zschokkes Erzählung «Das Goldmacherdorf» von 1817 nachvollziehen lässt. Im Gegensatz zu den volksaufklärerischen Erzählungen ist das Volk in den Dorfgeschichten nicht bloss Objekt der Belehrung, sondern wird vielmehr als handelndes Subjekt vorgeführt, was sich auch bei Hartmann wiederfindet (vgl. etwa «Der Heuet auf dem Nesselhof» oder «Der Heimathlose»).

Neben der Volksaufklärung ist auch die bis in die Antike zurückreichende Tradition der Idyllik als eine weitere Gattung anzusehen, aus der sich die Dorfgeschichte speiste. Friedrich Theodor Vischer (1807–1887) bezeichnete in seiner «Aesthetik» von 1857 die Dorfgeschichte explizit als moderne und «realistische Idylle».⁴⁰ Diese Bezeichnung weist freilich auf einen Aspekt hin, der im 19. Jahrhundert kontrovers diskutiert wurde und bis heute für Gesprächsstoff sorgt. Es ging um die Frage, wie realistisch respektive naturalistisch oder wie idealistisch die ländlichen Schilderungen seien. Eine einheitliche Antwort kristallisierte sich – angesichts der sehr heterogenen Gattung der Dorfgeschichte – nicht heraus, vielmehr standen sich die divergierenden Urteile oftmals diametral und unversöhnlich gegenüber, so auch im Fall Hartmanns: Während der Rezensent der «Blätter für literarische Unterhaltung» 1853 lobend darauf hinwies, dass Hartmann kein «naturgetreues» Abbild des Landlebens gebe, sondern sich bemühe, es «poetisch aufzufassen, das

³⁹ Auerbach: Schrift und Volk (Anm. 30), S. 120.

⁴⁰ Friedrich Theodor Vischer: Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen. 3. Theil, 2. Abschnitt, 5. Heft: Die Dichtkunst, Stuttgart 1857, S. 1318.

Einzelne, Abgerissene zu einem lebendigen Ganzen zu gestalten»,⁴¹ es also «idealisiert» darstelle, sprach zwei Jahre später ein Kritiker Hartmann sämtliche «ästhetischen und poetischen Ansprüche[]» ab und hielt die Erzählungen ganz und gar nicht für «poetisch befriedigende[] Darstellung[en]». ⁴² Vielmehr attestierte er ihnen lediglich «Wahrheit» und diffamierte sie damit als (zu) naturalistische Schilderungen.⁴³

Robert Prutz (1816–1872) suchte den Streit über den Realismus der Dorfgeschichten mit einem kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Argument auszuhebeln. Dorfgeschichten könnten gar keine «Ursprünglichkeit und Naivität» zeigen, sondern seien stets ein «Product der Reflexion»; jeder zeitgenössische Dichter verfüge über eine «kritische Bildung», welche seine schriftstellerische Arbeit präge:⁴⁴

«Es ist doch immer erst Natur aus zweiter Hand, was der Poet uns hier bietet; aus diesen Bauernburschen und Mägden [der Erzählungen] spricht nicht das unverfälschte bäuerliche Bewußtsein, sondern der Dichter spricht aus ihnen, der philosophisch und ästhetisch gebildete, der reflectirende, die Fragen der Zeit nicht aus der engen Perspective des Bauerns, sondern von der hochgelegenen Warte moderner Bildung überschauende Dichter.»⁴⁵

Mit dieser Bestimmung wandte sich Prutz in erster Linie gegen frühere Auffassungen vom naiven Volksschriftsteller oder von einer urtümlichen Dichtung, wie sie etwa Auerbach propagiert hatte. Während Auerbach noch davon überzeugt gewesen war, auch ein moderner Dichter könne auf authentische Weise dem Empfinden und Denken der Landbevölkerung einen Ausdruck verleihen, identifizierte Prutz dies lediglich als Imitation, eben als «Natur aus zweiter Hand».

Diese Widersprüchlichkeiten, die sich in den Diskussionen über die Gattung der Dorfgeschichte manifestierten, sind in literaturgeschichtlicher Hinsicht bemerkenswert und geben den spezifischen Beitrag der Gattung zur Ästhetikdiskussion des 19. Jahrhunderts zu erkennen. An den Dorfgeschichten entzündeten sich mit den Debatten über idealisierte Darstellung oder konkreter getreuer Abschilderung sowie mit den Diskussionen über die allgemeinen und spezifischen Bedeutungsdimensionen, die den Dorf-

41 Anonym: Literarischer Bericht aus der Schweiz. In: Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 9, 26. Februar 1853, S. 207.

42 Anonym: Erzählungen aus dem Volk und für das Volk. In: Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 34, 23. August 1855, S. 622.

43 Ebd.

44 Robert Prutz: Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848 bis 1858, Bd. 2, Leipzig 1870², S. 234.

45 Ebd.

geschichten eingeschrieben sein können, Problemfelder, die für die weitere ästhetische Diskussion relevant blieben. In den theoretischen Reflexionen über die Dorfgeschichte tritt erstmals ein «Protorealismus» zutage, der als Grundlage der späteren «Ausarbeitungen des <programmatischen Realismus>» anzusehen ist.⁴⁶

Ein «kerngesundes Schweizerprodukt»: überwiegend positive zeitgenössische Rezeption

Die «Kiltabend-Geschichten» wurden von den Zeitgenossen sehr positiv wahrgenommen. Hartmanns Selbsteinschätzung, dass die Erzählsammlung seinen literarischen Ruhm begründete (siehe oben), lässt sich vor diesem Hintergrund ohne Weiteres bestätigen. In der «Helvetia» hiess es beispielsweise 1852: «Mit Freuden wird jeder Leser dieses Büchlein begrüßen». ⁴⁷ Die «Neue Zürcher Zeitung» (NZZ) war gar davon überzeugt, dass die «Kiltabend-Geschichten» als «kerngesunde[s] Schweizerprodukt» eine «Loosung zu einer neuen Richtung in der Literatur» darstellten.⁴⁸ Die «Hamburger literarischen und kritischen Blätter» lobten 1855, dass die Erzählungen «zu dem Vorzüglichsten» gehörten, «was auf dem Gebiete der Dorfgeschichten-Literatur geleistet worden» sei.⁴⁹ Auch der anonyme Rezensent in der Zeitschrift «Die Muse. Blätter für ernste und heitere Unterhaltung» hielt fest, dass die «schweizerischen» Dorfgeschichten «nicht genug» empfohlen werden könnten.⁵⁰ Ähnlich tönte es Anfang September 1852 im «Bund»:

«Wir Schweizer müssen es daher immer als ein doppelt freudiges Ereigniß betrachten, wenn es Einem unserer Angehörigen gelingt, im Gebiete der Poesie ein Werk zu schaffen, das alle Bedingungen enthält, sich in der Literatur Bahn zu brechen, und damit nicht nur dem Verfasser, sondern auch dessen Heimath zur Ehre gereicht. Unter die Kategorie dieser literarischen Erscheinungen zählen wir unbedenklich die <Kiltabendgeschichten>»⁵¹

46 Jörg Schönert: Berthold Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten der 40er und 50er Jahre als Beispiel eines «literarischen Wandels»? In: Zwischen Goethezeit und Realismus. Wandel und Spezifik in der Phase des Biedermeier. Hg. von Michael Titzmann. Tübingen 2002 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 92), S. 331–346, hier S. 331.

47 Helvetia. Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung 10 (1852), S. 287.

48 Neue Zürcher Zeitung, Nr. 253, 9. September 1852, S. 1093.

49 Hoffmann: Kiltabend-Geschichten von A.(lfred) Hartmann. In: Hamburger literarische und kritische Blätter, Nr. 10, 2. Februar 1855, S. 79.

50 Die Muse. Blätter für ernste und heitere Unterhaltung 2 (1854), S. 822.

51 Der Bund, Nr. 247, 5. September 1852, S. 995 f.

Wiederkehrende Themen in den Rezensionen sind diejenigen Aspekte, die auch in der allgemeinen Diskussion über die Dorfgeschichten von Bedeutung waren. Es geht um die meist als sehr gelungen beurteilte Darstellung des Volkslebens und dabei insbesondere um die Frage nach dem Realismus beziehungsweise Idealismus der Erzählungen. Kaum überraschend ist die Tatsache, dass verschiedene Rezensenten Hartmanns Stellung zu Auerbach und Gotthelf bestimmen und seine Dorfgeschichten im Hinblick auf deren gattungsbestimmende Mustertexte perspektivieren. Als Grundtenor kann die Einschätzung des Rezensenten im «Salon. Unterhaltungsblatt zur Frauen-Zeitung» gelten, der Hartmann als einen «Meister» bezeichnete, der «nach Auerbach und Gotthelf, an welch Letzteren er allerdings manchmal erinnert, eine der ersten Stellen» einnehme.⁵²

In den meisten der eher kurzen Rezensionen wird Hartmanns besonderes Vermögen hervorgehoben, das Volksleben detailliert und tiefgründig beobachtet zu haben. Für die Rezensenten ist damit eine der grundlegenden Bedingungen guter Literatur erfüllt. So lobte etwa der «Bund» Hartmanns «scharfsinnigste Beobachtung des Volkes», weil sich daraus die «Wahrheit der Charakterzeichnung» ergebe.⁵³ Auch die NZZ erfreute sich an Hartmanns Realismus: «so ist die Natur, so die Menschen»;⁵⁴ ebenso hob die «Helvetia» hervor, dass das Solothurnische Volksleben «mit voller Treue wiedergegeben» sei.⁵⁵ Die «Blätter für literarische Unterhaltung» hielten 1853 fest, dass Hartmann «den rechten Blick» ins Landleben habe, eine Einschätzung, welche die «Hamburger literarischen und kritischen Blätter» zwei Jahre später wortwörtlich übernahmen.⁵⁶ Die «Jahreszeiten» resümierten 1854: «Dorfgeschichten aus dem Juragebirge, voll Naturwahrheit.»⁵⁷ Und auch das «Deutsche Museum» wies 1855 auf die «genaue und glückliche Kenntniß des schweizer Volkslebens» hin,⁵⁸ die sich in den Geschichten manifestiere und die man aus ihnen gewinnen könne.

Die «Blätter für literarische Unterhaltung» betonten ebenfalls die «ethnographische Treue» der Erzählungen,⁵⁹ beurteilten sie jedoch diametral anders.

52 Salon. Unterhaltungsblatt zur Frauen-Zeitung, Nr. 7, 1. April 1855, S. 54.

53 Der Bund (Anm. 51), S. 996.

54 NZZ (Anm. 48), S. 1093.

55 Helvetia (Anm. 47), S. 287.

56 «Man sieht es bald, der Verfasser gehört zu Denjenigen, die «den rechten Blick» in das Volksleben haben.» (Hamburger literarische und kritische Blätter (Anm. 49), S. 79).

57 Jahreszeiten. Zeitschrift für Literatur, Kunst und gesellige Unterhaltung 13/2 (1854), Sp. 1658–1659, hier Sp. 1658.

58 Robert Prutz: Literatur und Kunst. In: Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben 5/1 (1855), S. 34.

59 Blätter für literarische Unterhaltung (Anm. 42), S. 621.

Für sie waren die Erzählungen so voll mit «schrecklicher Naturwahrheit», dass sie Hartmann gar vorwarfen, einen «grimmigen Haß auf seine Landsleute» zu haben.⁶⁰ Der Rezensent hatte dabei vor allem an Erzählungen wie den «Erdäpfelteufel» oder den «Lumpenkübler» gedacht, deren bisweilen recht krasse naturalistische Szenen des ärmlichen Landlebens ihm die Lektüre gründlich verdorben hatten. Aus seinem sehr sittenstrengen Poesieverständnis heraus erschienen sie ihm als plakative Unmoral, der er keinen ästhetischen Wert zubilligen konnte. Diese Auffassung blieb freilich, soweit bislang bekannt, singulär.

Alle anderen Rezensenten registrierten Hartmanns sorgfältige Beobachtungsgabe mit Zustimmung und sahen seine realistischen Schilderungen mit wohlwollenden Augen an, denen sie die ästhetische Gestaltung explizit attestierten. Die «Allgemeine Zeitung» hielt 1852 bereits in der ersten Rezension der «Kiltabend-Geschichten» fest: «Die meisten Erzählungen sind hübsch abgerundete Gebilde; die Schilderung ländlicher Sitte hat das Detail J. Gotthelfs, ohne in die niederländisch derbe Manier dieses Schriftstellers zu fallen.»⁶¹ Diese Ansichten findet sich auch in der nur wenige Tage später erschienenen Rezension im «Bund», in der aufgrund der «Frische und Leichtigkeit der Darstellung» Hartmanns Erzählungen sogar über diejenigen von Auerbach und Gotthelf gestellt werden.⁶² Im Hinblick auf Gotthelfs Erzählungen und Romane wird Hartmanns Erzählstil und moralisches Gefühl kurzgeschlossen: «In künstlerischer Abrundung seiner Erzählungen [...] und in taktvoller Unterscheidung dessen, was zu sagen erlaubt und nicht erlaubt ist, geben wir Hr. Hartmann unbedingt den Vorzug vor seinem landsmännischem Rivalen», also Gotthelf.⁶³ Auch in späteren Rezensionen wird die poetische Gestaltung der Erzählungen positiv hervorgehoben. So heisst es etwa in den «Blättern für literarische Unterhaltung» 1853: «Was er [= Hartmann] uns vorlegt[,] ist nicht ein bloßes, naturgetreues und doch unwahres Daguerreotyp, es ist ein mit Sinn und Geschick ausgeführtes Gemälde mit lebenswarmen und lebensfähigen Gestalten.»⁶⁴ Ebenso preist das «Deutsche

60 Ebd. So heisst es: «[...] [W]ir können es kaum glauben, daß in einem deutschen Stamme so viel Rohheit und Lieblosigkeit, so viel Dünkel bei so großer Geistesarmuth, so viel Gemeinheit und Verworfenheit, mit einem Worte, so viel physischer und moralischer Schmutz [sic] vereinigt sein sollte, als in den hier geschilderten Schweizern. Wir müssen gestehen, uns hat oft geekelt vor den geschilderten Menschen und Szenen, aber gelernt haben wir doch aus dem Buche und Interesse dürfen wir ihm nicht absprechen, nur darf man nicht mit ästhetischen und poetischen Ansprüchen kommen, denn davon verräth selbst der Verfasser wenig [...]» (Ebd., S. 622).

61 Allgemeine Zeitung, Nr. 245, 1. September 1852, Beilage, S. 3913 f., hier S. 3914.

62 Der Bund (Anm. 51), S. 996.

63 Ebd.

64 Blätter für literarische Unterhaltung (Anm. 41), S. 207.

Museum» 1855 Hartmanns «glückliche[] Darstellungsgabe» und in derselben Art und Weise erwähnen die «Hamburger literarischen und kritischen Blätter» die «geschickte[] und anziehende[] Form» der Erzählungen.

In den Rezensionen wird zudem die Verschiedenheit der Erzählungen positiv hervorgehoben. Der Rezensent der NZZ hebt an der einen Erzählung den «Volkshumor» hervor («Heuet auf dem Nesselhof»), lobt bei der anderen («Erdäpfelteufel»), dass sie «ohne Predigt zu ernstlichem Nachdenken führt», und erkennt das an den Tag gelegte Mitgefühl, den «Ruf, der aus der tiefsten Menschenbrust zum Himmel emporschreit», in «Der Heimathlose». ⁶⁵ Ebenso bunt ist die Charakterisierung der Erzählungen durch die «Helvetia». Es ist von «ergreifender Wirkung» die Rede («Der Heimathlose»), aber auch die «warnende[] Natur» anderer Geschichten wird erwähnt und zuletzt auf die «heitere[n] Szenen und Anekdoten» des «Schweizerischen Soldatenlebens» hingewiesen. ⁶⁶ Die «Hamburger literarischen und kritischen Blätter» halten im selben Sinne summarisch fest: «Wer angenehme, leichte Unterhaltung sucht, der findet diese, wer mehr und Ernsteres wünscht, [findet] zugleich gar treffliche Lebensregeln und Mahnungen, die wohl beherzigt, nicht verfehlen werden, zum Guten zu ermuntern, vom Bösen abzuschrecken.» ⁶⁷ Der «Salon» lobte Hartmanns «originelle Erzählungen» dafür, dass sie eine «interessante und anregende Lektüre» bieten würden, ⁶⁸ und fasst damit das Urteil der «Blätter für literarische Unterhaltung» zusammen, die zwei Jahre zuvor festgehalten hatten:

«Wir müssen unsern Lesern überlassen, sich mit den hier dargebotenen Geschichten selbst bekanntzumachen; wir können ihnen versichern[,] daß sie das Buch befriedigt aus der Hand legen, daß sie nicht bloß erfreuliche Unterhaltung, sondern auch mannichfache Belehrung finden werden, denn dies ist eben das Eigenthümliche der wahren Poesie[,] daß sie, ohne es bezwecken zu wollen, neue Quellen der Erkenntniß eröffnet. Und so wird sich dem Leser aus den vorliegenden Geschichten ein viel richtigeres Verständniß des Volkslebens in der Schweiz, namentlich in den Ländern am Jura ergeben, als er aus Dutzenden von Reisehandbüchern oder Werken von Touristen jemals gewinnen könnte.» ⁶⁹

Hartmanns Erzählungen werden in den Rezensionen also dafür gelobt, dass sie vielfältigen Interessenslagen und Leserbedürfnissen gerecht werden können. Zugespitzt formuliert: Sie bieten allen alles. Gelehrten wie weniger Gebildeten geben sie Unterhaltung, moralische Belehrung oder Wissenserweiterung

⁶⁵ NZZ (Anm. 48), S. 1093.

⁶⁶ Helvetia (Anm. 47), S. 287.

⁶⁷ Hamburger literarische und kritische Blätter (Anm. 49), S. 79.

⁶⁸ Salon (Anm. 52), S. 54.

⁶⁹ Blätter für literarische Unterhaltung (Anm. 41), S. 207.

und erfüllen damit jene heterogenen Anforderungen, welche die Zeitgenossen im Allgemeinen an die Dorfgeschichten stellten (siehe Kapitel 2).

Hartmanns bürgerlicher Werte- und Normenhorizont manifestiert sich auch an einem weiteren Aspekt, auf den in den zeitgenössischen Rezensionen lobend hingewiesen wird: seinem Humor. Der «Bund» sah darin Hartmanns literarische Könnerschaft und rekurrierte damit indirekt auf Hartmanns humoristische Feder im «Postheiri» – und nahm somit diejenige Perspektivierung vorweg, die Hartmann selbst in seinen «Rückblicken» von sich als Schriftsteller niederlegte (siehe Kapitel 1):

«Was ihn [Hartmann] dann noch besonders auszeichnet, das ist der Humor, der unverwüsthche und doch immer gemessene Humor, mit welchem er die Welt und ihre Kinder betrachtet und vermittelst dessen er allen seinen geistigen Kindern ein so frisches, wohliges Aussehen verleiht, daß der Leser nicht anders als mit heiter gehobenem Gemüthe von diesen Gestalten scheiden kann.»⁷⁰

Für die zeitgenössischen Dorfgeschichtenleser war der Humor eine wichtige Grösse bei der Beurteilung der literarischen Qualität. Auerbach hatte bereits 1846 festgehalten, dass der Humor «ein nothwendiges Element» einer jeden Dichtung fürs Volk sei,⁷¹ worin ihm Meyer-Merian rund zwanzig Jahre später mit Nachdruck zustimmte.⁷²

Mit dem Hinweis auf den friedlich-heiteren Optimismus grenzte die «Allgemeine Zeitung» Hartmanns Erzählungen von den vormärzlichen, sozialkritischen und politischen Dorfgeschichten ab. Statt scharfer gesellschaftlicher Gegensätze und explosiver Konflikte zeichne Hartmann lieber humorvolle Bilder, die den Leser in einer guten Stimmung zurückliessen:

«Der heiteren Lebensanschauung des Dichters widerstrebt ein tragischer Ausgang; die Conflictte lösen meistens sich friedlich, und wo dieses nicht möglich [ist], entläßt er uns doch nicht ohne Hoffnung einer später friedlichen Lösung. Der Gegensatz des Neuen, Fremden und der alten Sitten erregt bei ihm nicht den bittern Spott J. Gotthelfs; sein Humor läßt ihn dieß leichter verwinden.»⁷³

Der Vorwurf der Derbheit und der politischen Verbitterung waren durchaus geläufige Vorbehalte gegenüber den gotthelfschen Werken,⁷⁴ die man des-

⁷⁰ Der Bund (Anm. 51), S. 996.

⁷¹ Auerbach: Schrift und Volk (Anm. 30), S. 171.

⁷² «So empfiehlt sich denn der Humor selbst der Volksschrift als das wahre Salz, wenn man ihn nicht geradezu als ein nothwendiges Element will gelten lassen.» (Meyer-Merian: Volksliteratur und Volksschrift (Anm. 37), S. 18).

⁷³ Allgemeine Zeitung (Anm. 61), S. 3914.

⁷⁴ Vgl. Barbara Mahlmann-Bauer: Gotthelf als Volksschriftsteller. In: Jeremias Gotthelf, der Querdenker und Zeitkritiker. Eine Vortragsreihe aus Anlass des 150. Todestags Jeremias Gotthelfs. Hg. von Barbara Mahlmann-Bauer, Christian von Zimmermann, Sara Margarita

wegen hinter diejenigen von Hartmann oder auch Auerbach zurücksetzte. Gottfried Keller (1819–1890) äusserte sich beispielsweise in mehreren Rezensionen über Gotthelfs Erzählungen und kritisierte den «Schmutz[.]» der Darstellung und den «so übertriebenen ungeschickten Breughel-Stil».75 Darüber hinaus stiess sich Keller an Gotthelfs unverhohlener politischer Parteinahme und bezeichnete diesen deshalb als «Wühler», dessen «Schriften von Invektiven gegen die jetzigen Regenten und Alles[,] was von ihnen ausgeht»,76 nur so wimmeln würden. Keller erläuterte damit ausführlich, was sich in der von der «Allgemeinen Zeitung» ausgesprochenen Rüge wegen des «bittern Spotts» nur verdeckt andeutete.

Während Hartmann und Gotthelf hinsichtlich der geschilderten Roh- und Derbheit unterschieden wurden, so wurden sie doch auch wegen eines Merkmals gemeinsam kritisiert. Insbesondere deutsche Rezensenten störten sich an dem «übermäßigen Gebrauch des Dialekts».77 Während es Robert Prutz im «Deutschen Museum» 1855 bei einem kurzen negativen Statements belässt, der anonyme Rezensent 1854 in den «Jahreszeiten» darauf hinweist, dass die «Kiltabend-Geschichten» wegen der Mundartwendungen in Norddeutschland «etwas schwer lesbar sein» dürften,78 äusserte sich der Kritiker 1853 in den «Blättern für literarische Unterhaltung» ausführlicher zum Thema. In seinen Augen sei die Verwendung «provinzielle[r] Ausdrücke» nur erlaubt, wenn ein Sachverhalt nicht durch «hochdeutsche Wörter» ausgedrückt werden könne.79 Aber selbst dann dürfe man zu diesem Mittel nur im «höchsten Nothfall» greifen, ansonsten sei strikt auf dialektale Wendungen und Begriffe zu verzichten; aus dieser Perspektive heraus wird Gotthelf heftig kritisiert.80 Wenn es einem als Schriftsteller um die Darstellung der Bevölkerung einer bestimmten Gegend gehe, also das Lokale von besonderem Interesse sei, solle man alles in Mundart verfassen, so der Rezensent weiter. Die Vermischung von Schriftsprache und Mundart sei aber zu vermeiden,

Zwahlen. Bern 2006 (Berner Kulturhistorische Vorlesungen 2004/2005), S. 21–74, insbes. S. 32–35.

75 Gottfried Keller: Jeremias Gotthelf. In: ders.: Sämtliche Werke in sieben Bänden, Bd. 7: Aufsätze, Dramen, Tagebücher. Hg. von Dominik Müller. Frankfurt am Main 1996, S. 58–81, hier S. 63 f. Keller stellte jedoch keinen Vergleich mit Hartmann an.

76 Ebd., S. 72.

77 Prutz: Literatur und Kunst (Anm. 58), S. 34.

78 Jahreszeiten (Anm. 57), Sp. 1658.

79 Blätter für literarische Unterhaltung (Anm. 41), S. 207.

80 «Der Gebrauch von Provinzialismen aber, um der Darstellung ein locales Colorit zu geben, ist durchaus verwerflich und geschmacklos, namentlich wenn man sich es in solcher Ausdehnung gestattet als Jeremias Gotthelf, der beinahe keinen Satz schreibt, ohne irgend einen provinziellen Ausdruck einzumischen, und wäre es nur die mundartliche Form eines Wortes, z. B. «Hung» statt «Hund».» (Ebd.).

weil jede Sprache «ihre streng ausgesprochene und ausgeprägte Eigenthümlichkeit» habe, die sie ansonsten zu verlieren drohe.⁸¹ Hätte Gotthelf dies beherzigt, wären auch seine Erzählungen weniger derb und roh ausgefallen. Hartmann kommt immerhin das Verdienst zu, nicht in demselben Ausmass wie Gotthelf mundartliche Ausdrücke zu verwenden:

«Wir sind der Ueberzeugung[,] daß Jeremias Gotthelf's Erzählungen ungemein gewinnen würden, daß sie namentlich nie zu der Gemeinheit herabgesunken wären[,] die ihnen anklebt, wenn er sich von der erwähnten Manier freigehalten hätte, weil diese Manier ihm in hundert Fällen neunundneunzig mal Anlaß gegeben hat in das Gemeine zu verfallen. Solche Gemeinheiten hat sich der Verfasser der «Kiltabend-Geschichten» freilich nie zuschuldenkommen lassen; der edle Sinn und geläuterte Geschmack, der sich in ihm keinen Augenblick verkennen läßt, hat ihn vor solcher Abirring bewahrt; auch hat er sich die Einmischung von Provinzialismen weit weniger gestattet als Jeremias Gotthelf, aber wir wünschten[,] daß er auch diese Klippe ganz vermieden haben möchte.»⁸²

Im Vorwort zum zweiten Band der «Kiltabend-Geschichten» bezieht sich Hartmann vor allem auf diese Kritik in den «Blättern für literarische Unterhaltung» (siehe oben S. 173 und das Lemma *In einigen kritischen Beurtheilungen*, S. 366). Auch wenn er im Vergleich zu Gotthelf weniger harsch angegangen wurde, nahm sich Hartmann diese Einwände zu Herzen und reduzierte im zweiten Band den Dialektanteil merklich und fügte als Fussnoten in seinen Text Erklärungen der mundartlichen Ausdrücke ein.

Die negativen Äusserungen über die Verwendung der Mundart waren eigentlich nicht zahlreich, dennoch machten sie auf Hartmann einen starken Eindruck. Dies möglicherweise auch deshalb, weil positive Gegenstimmen eigentlich fast fehlten: Die «Helvetia» wies 1852 lobend darauf hin, dass aufgrund der Verwendung des «Volksdialekt[s]» die Sprache der Erzählungen «um so eindringlicher» sei,⁸³ 1855 griffen die «Hamburger literarischen und kritischen Blätter» Hartmanns Hinweis zu Beginn des zweiten Bandes auf und betonten lediglich, dass sie «über den zu häufigen Gebrauch des Dialekts [...] keinen Grund zu klagen» finden würden.⁸⁴

81 Ebd.

82 Ebd.

83 Helvetia (Anm. 47), S. 287.

84 Hamburger literarische und kritische Blätter (Anm. 49), S. 79.

Hartmann und/versus Gotthelf

Dass in den Rezensionen über Hartmanns «Kiltabend-Geschichten» Gotthelf vergleichend herangezogen wurde, lässt sich mit Gotthelfs herausragender Bedeutung für die Gattung der Dorfgeschichte leicht begründen. Zudem hatte Hartmann diesen Vergleich in seinem Vorwort auch explizit heraufbeschworen und seine Solothurner Geschichten neben diejenigen aus dem Emmental gestellt. Damit suchte er zu Marketingzwecken durchaus vom Ruhm des bekannten Berner Vorbilds zu profitieren. Gleichzeitig wollte sich Hartmann aber auch von seinem Konkurrenten abgrenzen und sich selbst ein Profil als Dorfgeschichtenautor geben. Dies tat er auch aus persönlichen Gründen. Ein Jahr zuvor war nämlich zwischen den beiden aufgrund eines Artikels von Hartmann im «Morgenblatt für gebildete Leser» über das häusliche Leben von Bitzius ein Streit ausgebrochen, der das bis dahin gute Einvernehmen der beiden nachhaltig störte. Anfang der 1840er-Jahre hatten beide noch Sympathien füreinander gehegt und Bitzius hatte gar als engagierter Beiträger für Hartmanns Zeitschriftenprojekt «Alpina» mitgewirkt. Im Sommer 1851, gut ein Jahr vor Veröffentlichung der «Kiltabend-Geschichten», kam es dann zum Zerwürfnis.

Als Hartmann und sein literarischer Zirkel 1840 über die Lancierung eines neuen literarischen Jahrbuchs nachgedacht hatten, suchten sie auch nach geeigneten Autoren für ihre Unternehmung. Sie baten deshalb den Solothurner Pfarrer Johann Ludwig Lindt (1809–1857), einen Vetter Bitzius', um Vermittlung zum Berner Dichter. Dieser schickte dem Solothurner Kreis ohne langes Federlesen auch eine Erzählung zu,⁸⁵ die den Solothurner dann jedoch nicht zur Publikation tauglich erschien.⁸⁶ Umgehend reichte Bitzius mit «Wie Joggeli eine Frau sucht» eine neue Erzählung nach, die tatsächlich 1841 in der «Alpina» erschien. Noch vor der Publikation waren sich Hartmann und Bitzius anlässlich des Eidgenössischen Schützenfestes, das vom 12. bis 19. Juli 1840 in Solothurn stattfand, persönlich begegnet. An Johann Jakob Reithard (1805–1857) berichtete Bitzius anschliessend wohlwollend von Hartmann: «Da hab ich denn auch die Solothurner Literaten gesehen, nicht übel hat mir Hartmann gefallen, die übrigen weniger. Scheinen mir etwas luftiger Art.

85 Vgl. den Brief von Gotthelf an Johann Jakob Reithard vom 7. April 1840, abgedruckt in: Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbände, 5. Ergänzungsband: Briefe. Zweiter Teil. Bearbeitet von Kurt Guggisberg, Werner Jucker. Erlenbach 1949, S. 59f.

86 Bitzius liess den «Sylvester-Traum» 1842 als Einzeldruck erscheinen; Lindt schrieb Gotthelf im selben Jahr dazu einen ausführlichen Brief, in dem er sich auch noch an das 1840 eingesandte Manuskript erinnerte; vgl. ebd., S. 193–196, insbes. S. 194.

Nicht deswegen, weil sie meinen Sylvestertraum nicht aufgenommen und ihn zu ernst fand.»⁸⁷

Auch im darauffolgenden Jahr schickte Bitzios eine Erzählung nach Solothurn. Am 24. Mai 1841 übersandte er das Manuskript der «Schwarzen Spinne»; nicht ahnend, dass das Jahrbuch mangels Leser gar nicht mehr erscheinen sollte. Ermunternd schrieb er in seinem Begleitbrief an Hartmann, dass die «Alpina» ein Hort der Schweizer Dichter werden könnte und knüpfte damit an einen Gedanken an, den Hartmann bereits 1836 mit dem «Morgenstern» verfolgt hatte (siehe Kapitel 1). So könne man dem «deutschen Übermut» Einhalt gebieten, lediglich «leichtfertig» verfasste und inhaltlich wie erzählerisch seichte Erzählungen zu publizieren.⁸⁸ Für Bitzios besass die «Alpina» also das Potenzial, das Schweizer Gegengewicht zu der aus Deutschland stammenden Trivilliteratur zu bilden. Aus diesem Grund bat er Hartmann auch, mit ehrlichem und kritischem Blick sein Manuskript zu lesen. Da Hartmanns Antwort nicht überliefert ist, lässt sich über dessen Lektüreeindruck jedoch nichts sagen.

Folgt man der Quellenlage, so bricht nach diesem verheissungsvollen Start der Kontakt ab. An weiteren Publikationen Hartmanns war Bitzios nicht aktiv beteiligt, gleichwohl kam er darin aber vor. Das «Wochenblatt für Freunde der Literatur und vaterländischen Geschichte» besprach zwei Werke Gotthelfs. 1846 wurde «Jakobs, des Handwerksgelesen, Wanderungen durch die Schweiz» – wahrscheinlich von Hartmann – rezensiert und ein kurzer Auszug aus dem Roman publiziert. Hervorgehoben wird dabei zunächst, dass Gotthelf mit diesem Roman einen neuen, «andern Leserkreis» anspreche als mit seinen Dorfgeschichten.⁸⁹ Das Werk habe jedoch dieselben Vorzüge wie diese. Es enthalte eine «naturgetreue [...] Wahrheit» in der Darstellung der «Anschauungs-, Gefühls- und Denkweise auch der ungebildetsten, rohesten Schichten der Gesellschaft» und enthalte «gesunde[n] Volkshumor».⁹⁰ Kritisiert wird hingegen die Einseitigkeit der Schilderungen, dass nämlich lediglich die «häßlichsten, gemeinsten, abstoßendsten Seite[n]» des Handwerkerstandes gezeigt werden, ohne dessen «guten Kerne» zu erwähnen.⁹¹ Bemängelt wird schliesslich auch die Länge der Erzählung sowie die Tatsache, dass die «Moral derselben in weitläufigem Predigerton dem Leser vorgekauft wird».⁹²

87 Ebd., S. 72.

88 Ebd., S. 116.

89 Wochenblatt für Freunde der schönen Literatur und vaterländischen Geschichte, Nr. 49, 3. Dezember 1846, S. 194–196, hier S. 194.

90 Ebd.

91 Ebd.

92 Ebd.

Deutlich kürzer fällt die Nennung Gotthelfs einen Monat später aus. In der wohl ebenfalls von Hartmann verfassten Besprechung der «Elsässischen Neujahrsblätter für 1847» wird lobend auf die darin enthaltene Erzählung Gotthelfs hingewiesen («Der Besuch auf dem Lande») und wiederum eine kurze Passage daraus abgedruckt.⁹³

Hartmanns Verfasserschaft ist gesichert für einige Artikel über Bitzium/Gotthelf, die 1850 und 1851 unter dem Titel «Aus der Westschweiz» im «Morgenblatt für gebildete Leser» erschienen. Als Korrespondent berichtete Hartmann in loser Folge vom politischen und kulturellen Leben in der Schweiz und kam im März 1850 auf den «gefeiertsten und gelesenen Schriftsteller der Gegenwart» zu sprechen.⁹⁴ Gelobt wird Gotthelfs «kecke[] Feder» und die «niederländische[] Genauigkeit» der Schilderungen; kritisiert wird hingegen wie schon 1846 die «zwischen hineingeschobenen moralisierenden und sentimentalisierenden Predigtstücke», ohne die die Erzählungen «um's Doppelte kurzweiliger» wären.⁹⁵

Den Lesern besonders zur Lektüre empfohlen wird der Roman «Uli der Knecht», der «ächt menschlichen Adel und naturwüchsige Schönheit» schildere.⁹⁶ Dieses Lob wiederholte Hartmann noch 1868 in seiner biografischen Skizze von Bitzium, die in der «Galerie berühmter Schweizer der Neuzeit» erschien. Dort hob er zudem hervor, dass dieser Roman bei den Lesern «den befriedigendsten Eindruck» hinterlasse, weil die Aufsteigererzählung «[h]armonisch, befriedigend, versöhnend» sei.⁹⁷ Mit dem Hinweis auf den hoffnungsvollen und optimistischen Schluss greift Hartmann einen Aspekt auf, der auch an seinen eigenen Erzählungen gelobt wurde (siehe Kapitel 3).

In einer knappen Bemerkung geht Hartmann in seinem Korrespondenzartikel von 1850 auch auf Gotthelfs Äusseres ein und hebt dessen bürgerliche Gemütlichkeit hervor. Gotthelf sei «wohlgenährt und röthlich strahlend» und erinnere mehr an einen «Pastor» denn an einen Dichter.⁹⁸ Seine Frau stehe ihm als «Censor seiner Schriften» zur Seite, ohne das «Imprimatur der Frau Pastorin» gebe Gotthelf nichts in den Druck.⁹⁹

Ein Jahr später malte Hartmann in einem weiteren Artikel diese Szene aus und brachte Bitzium damit auf die Palme. Er bezeichnet Gotthelf als ein

93 Vgl. Wochenblatt für Freunde der schönen Literatur und vaterländischen Geschichte, Nr. 3, 16. Januar 1847, S. 11 f.

94 Morgenblatt für gebildete Leser, Nr. 55, 5. März 1850, S. 220.

95 Morgenblatt für gebildete Leser, Nr. 56, 6. März 1850, S. 224.

96 Ebd.

97 Alfred Hartmann: Albert Bitzium. In: Galerie berühmter Schweizer der Neuzeit. In Bildern von Friedrich und Hans Hasler, Bd. 1. Baden 1868, S. 1–4, hier S. 4.

98 Morgenblatt für gebildete Leser (Anm. 94), S. 220.

99 Morgenblatt für gebildete Leser (Anm. 95), S. 224.

«sehr wohlgenährtes Männchen mit äußerst blühender Gesichtsfarbe» und beschreibt ihn als einen gemütlichen, trink- und genussfreudigen Gastgeber,¹⁰⁰ dem es sehr auf das leibliche Wohl seiner Gäste ankomme. Gotthelf mache gerne derbe Witze und sei an «pikante[n] Geschichtchen» interessiert, die ihm ein alter Bauer gleichsam als seine «lebendige chronique scandaleuse» bei einem Glas Wein gerne berichte.¹⁰¹ Seine «geistreiche und gebildete Frau» erteile ihrem Mann gelegentlich «erröthend einen sanften Verweis», wenn die Witze allzu grob würden.¹⁰²

Hartmann schildert den Volksschriftsteller Gotthelf damit eigentlich so, wie man ihn aus dem «Bauernspiegel», dem 1837 erschienenen Roman Gotthelfs, kennt, wo dieser zunächst als «arme[r] Verdingknabe, Bauernknecht und Miethsoldat» auftritt und ein entsprechend lasterhaftes Betragen an den Tag legt,¹⁰³ bevor er sich allmählich zu bessern beginnt. Hartmann scheint sich vorzustellen, wie es wäre, wenn der aus dem «Bauernspiegel» bekannte Gotthelf Pfarrer geworden wäre. Humorvoll beleuchtet Hartmann den Berner Dichter aus der Perspektive von dessen eigener Literatur und führt Bitzius' Autorfiktion, ein ehemaliger armer Verdingknabe gewesen zu sein, der nun zur Feder greife, mit einem Augenzwinkern fort. Bei den Lesern des «Morgenblatts» konnte Hartmann durchaus voraussetzen, dass sie seine Schilderung vom häuslichen Leben Gotthelfs als ebenso literarisch auffassten wie Gotthelfs eigene Romane.¹⁰⁴

1868 entlarvte Hartmann dann freilich diese Autorfiktion. Er betonte, dass Gotthelf eigentlich nur «zum kleinsten Theil» zum niederen Volk gehöre, zum «größeren Theil» sei Gotthelf ein «Landpfarrer, der von zarterer Jugend an unter den Bauern auf dem Dorfe gelebt und für Alles, was um ihn vorging, einen empfänglichen Sinn und ein offenes Auge gehabt; der aber nebenbei doch gut geschult ward, die Universität besuchte und die Welt vom höheren Standpunkt des Gebildeten zu betrachten lernte».¹⁰⁵

Bitzius fand 1851 an dem Artikel im «Morgenblatt» überhaupt keinen Gefallen. Seinem Ärger machte er in einem Brief an Hartmann vom 13. Juli 1851 Luft und holte zum Gegenschlag aus, indem er Hartmann bei dessen journalistischer und dichterischer Ehre zu packen suchte: «In Betreff Ihres

100 Morgenblatt für gebildete Leser, Nr. 102, 29. April 1851, S. 408.

101 Morgenblatt für gebildete Leser, Nr. 103, 30. April 1851, S. 412.

102 Morgenblatt für gebildete Leser (Anm. 100), S. 408.

103 Hartmann: Bitzius (Anm. 97), S. 2.

104 In anderen Berichten über Besuche beim Lützelflüher Pfarrer wird ein ähnliches Erzählmuster verwendet, wie es bei Hartmann vorkommt. Es wird aber auf einen anderen Personenkreis von Gotthelfs Werken appliziert: Bitzius wird meist so dargestellt wie die in seinen Erzählungen auftretenden weisen Hausväter; vgl. Mahlmann-Bauer: Berner Presse, S. 1516.

105 Hartmann: Bitzius (Anm. 97), S. 2.

Briefes [= den zitierten Artikel aus dem «Morgenblatt»] muß ich Ihnen jedoch mein Bedauern äußern, daß Ihnen das Gefühl abzugehen scheint für das, was andere beleidigen muß.»¹⁰⁶ Die Schilderung sei keinesfalls eine «wohlwollende» gewesen, sondern vielmehr eine «hämisch schielende» eines eifersüchtigen Schriftstellerkonkurrenten, der «ums tägliche Brot pikant zu schreiben» sich genötigt fühle.¹⁰⁷

Bitzius traf damit einen wunden Punkt, denn postwendend schrieb Hartmann am 18. Juli zurück. Entrüstet wies er Bitzius' «beleidigenden Brief» zurück und verwahrte sich gegen «einige ehrverletzende Zulagen».¹⁰⁸ Offenbar könne Bitzius nur «reinen, unvermischten Weihrauch vertragen» und reagiere mit «Empfindlichkeit», wenn man ihn nicht lobe und verehere.¹⁰⁹ Dies sei auch nicht Hartmanns Steckenpferd, im Hinblick auf die Leserschaft des «Morgenblattes» könne ein unkritisches Lob gar nicht statthaben.¹¹⁰ Scharf wies Hartmann auch den Vorwurf zurück, ums «tägliche Brot schreiben zu wollen».¹¹¹ Im Gegensatz zu Berufsjournalisten schreibe er nur, wenn sich «Stoff und Stimmung darbieten» würden, wenn sich also die dichterische Inspiration einstelle.¹¹² In seinen «Rückblicken» reklamierte Hartmann ebenfalls dieses Dichtungsmodell für sich (siehe Kapitel 1). Damit weist Hartmann den Vorwurf zurück, mit «Sensationsgeschichten» über einen weinliebenden Pfarrer Geld machen oder um Aufmerksamkeit heischen zu wollen.¹¹³

Die Verteidigungen Hartmanns trugen freilich nicht dazu bei, die Wogen zu glätten. Bitzius schrieb am 23. Juli kurz und bündig zurück: «Ihren Brief vom 18. [...] übergehe ich.» Er brachte seine Verärgerung noch einmal zum Ausdruck und blieb unversöhnlich: «Nun es gibt eben Leute, welche, was sie oder was andere machen, immer umgekehrt ansehen, und wer nicht begreift,

106 Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbände, 8. Ergänzungsband: Briefe. Fünfter Teil. Bearbeitet von Kurt Guggisberg, Werner Juker. Erlenbach 1952, S. 180.

107 Ebd., S. 180f.

108 Ebd., S. 181.

109 Ebd.

110 Ebd.

111 Ebd., S. 182

112 Ebd.

113 Hartmann verstand seinen Artikel nicht als Angriff auf Gotthelf auf, sondern als humorvolle Schilderung. Werner Ernst Aeberhardt hingegen deutete 1937 den Bericht als «Racheakt» Hartmanns für Gotthelfs Wechsel vom Solothurner Verlag Jent und Gaßmann, bei dem Hartmann selbst publizierte, hin zum Berliner Verleger Julius Springer. Für seine Spekulation kann Aeberhardt jedoch keine Indizien beibringen, vgl. Werner Ernst Aeberhardt: Jeremias Gotthelf und Alfred Hartmann. Gotthelfs Beziehungen zu Solothurn. In: Der kleine Bund. Literarische Beilage des «Bund», Nr. 8, 21. Februar 1937, S. 57–64, ebenso ders.: Miscellen. Ein Briefwechsel zwischen Jeremias Gotthelf und Alfred Hartmann aus dem Jahre 1851. In: Jahrbuch für solothurnische Geschichte 10 (1937), S. 185–191.

was hämisch ist oder hämisch klingt, dem sind richtige Begriffe überhaupt [...] nicht zuzumuten.»¹¹⁴

Bitzcius' Groll hielt lange an. Noch am 20. August 1851 wusste sein Berliner Verleger Julius Springer, dass Bitzcius nach wie vor «sehr böse» über den Artikel im «Morgenblatt» war. Freimütig bekannt er jedoch, dass er, anders als Bitzcius, darin «nichts Kränkendes» finden könne.¹¹⁵ Vielmehr habe Bitzcius den Bericht wohl mit einem allzu misstrauischen Blick gelesen und witterte hinter dem Verfasser einen «Gegner», weshalb er «in jeder Zeile einen Angriff» entdeckte.¹¹⁶ Springer sah es gelassener: «Aber ist denn das so etwas Böses, wenn man erfährt, daß es im Lützelflüher Pfarrhause einen guten Tisch und Keller gibt! Die Welt weiß doch, daß Sie gut hauszuhalten verstehen [...]»¹¹⁷ Ob Springer mit diesen Worten Bitzcius milde stimmen konnte, ist fraglich. Tatsache ist jedenfalls, dass Hartmann und Bitzcius nach dem Sommer 1851 nicht mehr direkt miteinander Kontakt hatten.¹¹⁸

In der «Galerie berühmter Schweizer der Neuzeit» von 1868 griff Hartmann seine früheren Schilderungen des häuslichen Lebens von Gotthelf wieder auf. Er verzichtete hier jedoch auf die ironischen, humorvollen Überzeichnungen und trug sie sachlich(er) vor. Bitzcius' Physiognomie und Statur dienen ihm zur Charakterisierung des Schriftstellers und seiner Schreibweise: die gedrungene, stark gebaute Gestalt von Bitzcius, die «viereckige Stirn und sein breiter Nacken deuteten eher auf den ausharrenden durchsetzenden Mann der That als auf den genialen Dichter. Seine Wohlbeleibtheit verlieh seinem Wesen etwas Behäbiges.»¹¹⁹ In sehr deutlichen und positiven Worten fährt Hartmann fort: «Seine Häuslichkeit gehörte zu den glücklichsten. Die Lebensgefährtin, die er sich gewählt, war auch seine Freundin, seine treue Rathgeberin selbst bei seinen literarischen Arbeiten.»¹²⁰ Der «bescheidene

114 Ebd., S. 183.

115 Ebd., S. 196.

116 Ebd.

117 Ebd.

118 Aeberhardt mutmasst, ob die kleine Pressepolemik über ein durch den Berner Kirchenvorstand angestrebtes sonntägliches Theaterverbot, die im Herbst 1852 zwischen dem «Postheiri» und dem «Oberländer Anzeiger» stattfand, als Fortsetzung des brieflichen Zerwürfnisses von Bitzcius und Hartmann anzusehen sei. Freilich gesteht er ein, dass Bitzcius nicht als Verfasser der Artikel im «Oberländer Anzeiger» (Nr. 134, 7. November 1852, S. 669f.; Nr. 138, 17. November 1852, S. 697f.) gelten könne. Wie er jedoch zu dem Schluss kommt, Hartmann sei der Überzeugung gewesen, dass die Artikel von Bitzcius stammten, lässt sich nicht nachvollziehen; vgl. Aeberhardt: Gotthelf und Hartmann, S. 62f. Aeberhardts Spekulation wird auch in jüngeren Publikationen weitergetragen, vgl. Mahlmann-Bauer: Berner Presse (Anm. 15), S. 1513–1519, sowie Patricia Zihlmann-Märki und Christian von Zimmermann: Nachwort. In: Hartmann: Meister Putsch (Anm. 26), S. 357.

119 Hartmann: Bitzcius (Anm. 97), S. 4.

120 Ebd.

Pfarrhof» war wegen «seiner einfachen herzlichen Gastlichkeit» berühmt und Bitzcius habe mit seinen Besuchern «in traulichen Gesprächen gern und lang bei Tische» gesessen.¹²¹ Die ohne satirischen Unterton vorgetragene Schilderung von Bitzcius' Haushaltung stellen, anders als im Artikel des «Morgenblattes», den Abschluss eines ausführlichen Porträts des Volksschriftstellers dar und dienen dazu, Bitzcius' Menschenkenntnisse und Menschenliebe auch im Alltagsleben zu illustrieren. Ob «Fürstin» oder «Student mit dem Tornister auf dem Rücken», der Volksschriftsteller habe alle «mit gleicher Freundlichkeit empfangen».¹²²

Voraus geht der abschliessenden häuslichen Beschreibung ein detaillierter Durchgang durch Bitzcius' Biografie und eine komprimierte Analyse der erzählerischen Werke. Nach Hartmanns Darstellung erfüllt Bitzcius sämtliche Ideale eines Volksschriftstellers: Er ist vertraut mit der Lebensweise auf dem Land und ist gebildet, sodass er eine objektivierende Distanz einnehmen könne. Schon früh habe sich bei Bitzcius ein «auf das Wirkliche gerichteter Geist» bemerkbar gemacht, der sich mit einem «ritterliche[n] Sinne» verband und so quasi den Volksschriftsteller ins Leben rief.¹²³ Das «Weh um das Elend der Armen und Bedrückten [und] der Zorn über die Herzensverhärtung und den Unverstand, welches die Erzeuger jenes Elends sind», hätten in Bitzcius den Schreibdrang geweckt. Mit «derbem Stift» habe Bitzcius kein «literarisches Kunstwerk» geschaffen, sondern vielmehr wolle er «sociale[] Uebel» brandmarken und beseitigen. In diesem Sinne seien alle Erzählungen Gotthelfs «Tendenzschriften» und verfolgten den «ganz speziellen Zweck» der Aufklärung und Anklage.¹²⁴ Die späteren Werke wie etwa «Jakobs, des Handwerksgeßellen, Wanderungen durch die Schweiz» seien freilich «zum Pamphlet und zur Parteischrift» geraten, wodurch sich Gotthelf keine «Lorbeeren» erworben habe. In diesen Romanen habe Gotthelfs Sprache zwar noch ihre «körnige[] Derbheit» erhalten, der «urwüchsige[] Humor[]» sei jedoch der Parteinahme gewichen.¹²⁵

Hartmann hebt aber auch die in seinen Augen besonders gelungenen Werke hervor. Wie schon 1851 im «Morgenblatt» lobte er 1868 insbesondere das «Erdbeeri-Mareili»,¹²⁶ das wie einige weitere kleinere Erzählungen «zart, duftig und poetisch gehalten» sei. Darüber hinaus habe Gotthelf manche

121 Ebd.

122 Ebd.

123 Ebd., S. 2.

124 Ebd.

125 Ebd., S. 4.

126 Vgl. Morgenblatt für gebildete Leser, Nr. 101, 28. April 1851, S. 404, und Morgenblatt für gebildete Leser (Anm. 100), S. 407f.

«Frauencharaktere sehr ideal und zart» geschildert, sodass sie in deutlichem Kontrast zu den «rauhem, scheinbar aus viel gröberem Stoff gewirkten Männern» stünden.¹²⁷ Diese «Heldinnen» der Liebe und der Aufopferungsfähigkeit und die «ächte schöne heldenmüthige Weiblichkeit» scheinen, das gestand Hartmann offen zu, nicht mit der ansonsten von Gotthelf geschilderten «naive[n] Realität» zusammenzupassen.¹²⁸ Hartmann akzentuierte also Werkaspekte, die man gemeinhin nur wenig mit dem Volksschriftsteller Gotthelf assoziierte. Die bereits in den 1850er-Jahren zu beobachtende Distanz war im folgenden Jahrzehnt offenbar noch grösser geworden, in den «Rückblicken» von 1881 fand Gotthelf – wie übrigens auch Auerbach – als Modellautor für Hartmanns eigene Schriftstellerei dann gar keine Erwähnung mehr. Gleichwohl ist die Entstehung der «Kiltabend-Geschichten» nicht ohne den Berner Dichter denkbar.

¹²⁷ Hartmann: Bitzius (Anm. 97), S. 4.

¹²⁸ Ebd.

Meinrad Lienert

Der doppelte Matthias und seine Töchter

Roman

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Lukas Künzler in Zusammenarbeit mit Eveline Wermelinger

Band 57, 2020. 360 S., 13 Abb. sw. CHF 38 / EUR 38. ISBN 978-3-0340-1598-1

Kuno Raeber

«*Dieses enorme Gedicht...*»

Ausgewählte Gedichte in ihren Fassungen

Herausgegeben von Walter Morgenthaler und Thomas Binder

Band 56, 2020. 304 Seiten, 25 Abb. sw. CHF 48 / EUR 48. ISBN 978-3-0340-1576-9

Corinna Jäger-Trees, Hubert Thüring (Hg.)

Blick nach Süden

Literarische Italienbilder aus der deutschsprachigen Schweiz

Band 55, 2019. 416 Seiten, 10 Abb. sw., 56 Farbabb. CHF 48 / EUR 48.

ISBN 978-3-0340-1542-4

Walter Matthias Diggelmann

Die Hinterlassenschaft

Roman

Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort von Margit Gigerl

Band 54, 2020. 328 S., 20 Abb. sw. CHF 48 / EUR 48. ISBN 978-3-0340-1468-7

Jakob Funcklin

Die Bühne als Kanzel

Das Spiel vom reichen Mann und armen Lazarus (1550)

Das Spiel von der Auferweckung des Lazarus (1552)

Teil 1: Einführungen und Dramentexte / Teil 2: Kommentare und Anhang

Herausgegeben und mit einer Einführung von Max Schiendorfer

Band 53, 2019. 2 Bände, 888 S., 21 Farbabb. CHF 78 / EUR 78. ISBN 978-3-0340-1505-9

Ruth Blum

Die grauen Steine

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Mirjam Herrmann

Band 52, 2018. 320 S., 8 Abb. sw. CHF 38 / EUR 38. ISBN 978-3-0340-1468-7

Hans Walter

«*Güter dieses Lebens*» und andere Prosa

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Julia Maas

Band 51, 2018. 304 S., 13 Abb. sw. CHF 38 / EUR 38. ISBN 978-3-0340-1454-0

Paul Ilg

Der Hungerturm

Ein Zeitroman

Romanfragment. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Lisa Hurter

Band 50, 2018. 160 S., 5 Abb. sw. CHF 38 / EUR 38. ISBN 978-3-0340-1442-7

William Wolfensberger

Die Glocken von Pralöng

Mit einem Nachwort von Iso Camartin, herausgegeben von Rudolf Probst

Band 49, 2016. 144 S., 5 Abb. sw. CHF 34 / EUR 31. ISBN 978-3-0340-1372-7

Alfred Hartmann

Meister Putsch und seine Gesellen

Ein helvetischer Roman in sechs Büchern

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Patricia Zihlmann-Märki und Christian von Zimmermann in Zusammenarbeit mit Eveline Wermelinger

Band 48, 2017. 416 S., 13 Abb. sw. CHF 48 / EUR 48. ISBN 978-3-0340-1368-0

Johann Jakob Bodmer

«*Die Freiheit als das höchste Gut der Nation*»

Vaterländische Dramen

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Arnd Beise

Band 47, 2017. 208 S. CHF 38 / EUR 38. ISBN 978-3-0340-1339-0

Georg Gotthart

Sämtliche Werke

«*Histori vom Kampf zwischen den Römern und denen von Alba*»

Herausgegeben von Ralf Junghanns mit einer Einführung zu Leben und Werk

Band 46, 2016. 384 S., 10 Abb. sw. CHF 48 / EUR 43. ISBN 978-3-0340-1331-4

Max Tobler

«*Die Welt riss mich*»

Aus der Jugend eines feinsinnigen Rebellen (1876–1929)

Herausgegeben mit einem Nachwort von Christian Hadorn

Band 45, 2015. 376 S., 12 Abb. sw. CHF 48 / EUR 46. ISBN 978-3-0340-1268-3

Jakob Flach

Von der Kunst des Spazierengehens

Prosastücke

Herausgegeben mit einem Vorwort von Magnus Wieland

Band 44, 2015. 148 S. CHF 32 / EUR 29.80. ISBN 978-3-0340-1286-7

Heinrich Federer

In und um Italien

Plaudereien, Reisebriefe und Erzählungen

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Anna Fattori, Corinna Jäger-Trees, Simon Zumsteg

Band 43, 2015. 360 S., 29 Abb. sw. CHF 48 / EUR 46. ISBN 978-3-0340-1277-5

Silvia Andrea
Das eigene Ich und die grosse Welt
Prosatexte und Biografisches
Herausgegeben von Christine Holliger und Maya Widmer
Band 42, 2014. 180 S., 13 Abb. CHF 28 / EUR 23. ISBN 978-3-0340-1210-2

Silvia Andrea
Faustine
Roman
Herausgegeben und mit einem Kommentar von Cordula Seger
Band 41, 2014. 264 S., 4 Abb. sw. CHF 44 / EUR 40. ISBN 978-3-0340-1209-6

Silvia Andrea
Das Bergell
Wanderungen in der Landschaft und ihrer Geschichte
Mit einem Nachwort von Gian-Andrea Walther
Band 40, 2014. 108 S., 9 Abb. sw. CHF 28 / EUR 25. ISBN 978-3-0340-1208-9

Silvia Andrea
Violanta Prevosti
Geschichtlicher Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Maya Widmer
Band 39, 2014. 192 S., 4 Abb. sw. CHF 38 / EUR 31. ISBN 978-3-0340-1207-2

Friedrich Jenni
Der Gukkasten-Kalender
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Stefan Humbel
Band 38, 2015. 364 S. CHF 48 / EUR 46. ISBN 978-3-0340-1197-6

Valentin Boltz
Der Weltspiegel
Herausgegeben von Friederike Christ-Kutter, Klaus Jaeger und Hellmut Thomke
Band 37, 2013. 320 S. CHF 68 / EUR 62. ISBN 978-3-0340-1163-1

Annemarie Schwarzenbach
Afrikanische Schriften
Reportagen – Lyrik – Autobiographisches. Mit dem Erstdruck von «Marc»
Herausgegeben von Sofie Decock, Walter Fähnders, Uta Schaffers
Band 36, 2012. 336 S., 12 Abb. CHF 38 / EUR 34. ISBN 978-3-0340-1141-9

Chronos Verlag
Eisengasse 9
CH-8008 Zürich
www.chronos-verlag.ch
info@chronos-verlag.ch